

**Oldenburgische Beiträge zu Jüdischen Studien**  
**Band 16**

# Oldenburgische Beiträge zu Jüdischen Studien

Schriftenreihe des  
Studiengangs Jüdische Studien im Fak IV  
der Carl von Ossietzky Universität

## **Band 16**

Herausgeber

Aron Bodenheimer, Michael Daxner  
Kurt Nemitz, Alfred Paffenholz †  
Friedrich Wißmann (Redaktion)

mit dem  
Vorstand des Studiengangs Jüdische Studien  
und dem Dekan der Fakultät IV

Mit der Schriftenreihe „Oldenburgische Beiträge zu Jüdischen Studien“ tritt ein junger Forschungszweig der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg an die Öffentlichkeit, der sich eng an den Gegenstand des Studienganges *Jüdische Studien* anlehnt. Es wird damit der Versuch unternommen, den Beitrag des Judentums zur deutschen und europäischen Kultur bewußt zu machen. Deshalb sind die Studiengebiete aber auch die Forschungsbereiche interdisziplinär ausgerichtet. Es sollen unterschiedliche Themenkomplexe vorgestellt werden, die sich mit Geschichte, Politik und Gesellschaft des Judentums von der Antike bis zur Gegenwart beschäftigen. Ein anderes Hauptgewicht liegt auf der biblischen und nachbiblischen Religion. Ergänzend sollen aber auch solche Fragen aufgenommen werden, die sich mit jüdischer Kunst, Literatur, Musik, Erziehung und Wissenschaft beschäftigen. Die sehr unterschiedlichen Bereiche sollen sich auch mit regionalen Fragen befassen, soweit sie das Verhältnis der Gesellschaft zur altisraelischen bzw. Jüdischen Religion berühren oder auch den Antisemitismus behandeln, ganz allgemein über Juden in der Nordwest-Region informieren und hier auch die Vernichtung und Vertreibung in der Zeit des Nationalsozialismus behandeln. Viele Informationen darüber sind nach wie vor unberührt in den Aktenbeständen der Archive oder auch noch unentdeckt in privaten Sammlungen und auch persönlichen Erinnerungen enthalten. Diese Dokumente sind eng mit den Schicksalen von Personen verbunden. Sie und die Lebensbedingungen der jüdischen Familien und Institutionen für die wissenschaftliche Geschichtsschreibung zu erschließen, darin sehen wir eine wichtige Aufgabe, die mit der hier vorgestellten Schriftenreihe voran gebracht werden soll.

Die Herausgeber



Kurt Nemitz

# **Bundesratufer**

Erinnerungen



BIS-Verlag der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg

Textbearbeitung und Gestaltung: Christopher Kulmann

Das Werk ist einschließlich aller seiner Teile urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechts bedarf der Zustimmung der Herausgebenden. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Medien.

BIS-Verlag, Oldenburg 2006

Text und Bilder:  
Verlag / Druck /  
Vertrieb:

© 2006 by Kurt Nemitz  
BIS-Verlag  
der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg  
Postfach 25 41, 26015 Oldenburg  
Tel.: 0441/798 2261, Telefax: 0441/798 4040  
E-Mail: [verlag@bis.uni-oldenburg.de](mailto:verlag@bis.uni-oldenburg.de)  
Internet: [www.bis.uni-oldenburg.de](http://www.bis.uni-oldenburg.de)

ISBN 3-8142-0989-3

# Inhalt

Kurt Nemitz – Mann der ersten Stunde

*Vorwort von Prof. Dr. Friedrich Wißmann* 11

Vorwort 15

Spree-Athen 19

Die Mutter 25

Willy Brandt und Anna Nemitz 27

Partei unterm' Pantoffel 31

Mein Vater trug den gelben Stern 35

Eine jüdische Epoche 57

Julius Moses gibt Rechenschaft 67

Die Nürnberger Gesetze: „Wir sind gewarnt.“ 83

Ganz einfach: nicht zur Verwendung 93

Die Stunde der Befreiung 103

Das neue Bild	109
Zurück nach Berlin	117
Paul Löbe	121
Journalistische Erfahrung	125
Fräulein Dr. Ziegler	129
Amerika	131
Der Mann im Weißen Haus	137
Berlin (USA)	141
Harvard–Boys	145
Schumpeters letztes Seminar	149
Pressechef in Nordrhein–Westfalen	155
Rundfunkrat	161
Einmal Bangkok und zurück	165
Der Kandidat	169
Ludwig Rosenberg	173
Wilhelm Kaisen	181

Der Vorzug des Alters 187

**Anhang** 189

Von „judenfeindlicher Gesinnung“ war nie etwas zu spüren

Vortrag von Prof. Dr. Kurt Nemitz am 21. Juni 1994 im Institut für Geschichte der Medizin der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald anlässlich des 100jährigen Greifswalder Doktor-Jubiläums des Reichstagsabgeordneten Dr. med. Julius Moses (Direktor: Prof. Dr. med. Heinz-Peter Schmiedebach).



## **Kurt Nemitz – Mann der ersten Stunde**

Nicht erst seit der Einrichtung des Studienganges „Jüdische Studien“ an der Carl von Ossietzky Universität in Oldenburg im Jahre 1995 sondern schon zu Beginn der ersten Veranstaltungsangebote, die in das Wintersemester 1991/92 gehören, ist Kurt Nemitz in der Profilierung dieses neuen Lehr- und Forschungsbereichs aktiv gewesen. Er hat mit dafür gesorgt, dass mit diesem Studiengang, der als Magisterstudiengang im Nebenfach als eine wichtige Ergänzung zu verschiedenen Schwerpunkten des Studienangebots an einer niedersächsischen Universität verstanden sein sollte, ein Weg gebahnt wurde, im offenen Dialog eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem europäischen Judentum zu ermöglichen.

Es war bewusst davon ausgegangen worden, die als eigenständige Wissenschaftliche Einrichtung gegründeten *Jüdischen Studien* von der Judaistik abgrenzen zu lassen, indem sie sich als interdisziplinärer Studiengang anbieten, der in sich Fächer und Fachrichtungen aus den zu beteiligenden Fachdisziplinen von der Geschichte, Soziologie, Politik, Wirtschaft bis hin zur Religion, Philosophie, Pädagogik und Literaturwissenschaften sowie bildende Kunst und Musik aufnehmen sollte.

Entsprechend dieses Verständnisses werden Veranstaltungen aus den genannten inhaltlichen Segmenten eingeworben, um zu versuchen, den Beitrag des Judentums zur deutschen und europäischen Kultur bewusst zu machen. Die Hauptgewichte liegen demnach auf der biblischen und nachbiblischen Religion einerseits und Geschichte, Politik, Soziologie sowie Erziehungsverständnis des Judentums von der Antike bis zur Gegenwart andererseits. Dabei kommt der Tatsache, dass jüdische Persönlichkeiten insbesondere den Prozess der Moderne aktiv und reflektierend begleitet haben, größere Aufmerksamkeit zu.

Dieses zentrale Konzept der *Jüdischen Studien*, die Fokussierung auf die jüdische Moderne / das lebendige Judentum des 20. und 21. Jahrhunderts (in Deutschland, Europa und weltweit) ist für den Bereich der europäischen Hochschulen innovativ; es weist in seinem inhaltlichen Selbstverständnis über die klassische Disziplin der Judaistik hinaus (die sich ja vorwiegend mit dem biblischen Volk Israel sowie der Früh- und Vorgeschichte des Judentums lediglich bis zur Antike befasst).

Aus dieser Weiterentwicklung, die dem anglo-amerikanischen Vorbild der „Jewish Studies“ folgt, ergeben sich die besonderen Schwerpunkte des Studienganges, die in den Bereichen jüdische Kulturwissenschaften sowie Philosophie, Politologie und Wissenschaftsgeschichte liegen.

Forschungsgegenstände und Veranstaltungsthemen, die auch zum Bereich *Jüdische Studien* gehören oder ihn doch stark tangieren, gab es bereits vor der Errichtung des Studienganges. In der Forschung sind dazu vor allem zu nennen: die Editionen der Gesamtwerte von Carl von Ossietzky und Kurt Tucholsky, die von einer intensiven Forschung über Personen und Werke begleitet sind und denen sich jetzt auch eine Edition der Werke von Theodor Lessing anschließen wird, die Projekte zu Auschwitz und Holocaust (Kunst) und zur Erinnerungskultur (Geschichte), die inzwischen publizierten Untersuchungen von der Forschungsstelle Nationalsozialismus. In den Lehrveranstaltungen zur Wilhelminischen Zeit und zur Weimarer Republik spielten Aspekte der *Jüdischen Studien* eine wichtige Rolle; für die jahrelang durchgeführten Lehrveranstaltungen zum Antisemitismus und Seminare über das KZ-System, sowie die Seminare zur Geschichte der Juden in Niedersachsen versteht sich das ebenso. Zusätzlich sind hier auch die Projekte zur Emigrantenbiographie (Pädagogik) und zur jüdischen Kindheitsgeschichte (Pädagogik) hervorzuheben, die ergänzend eine Reihe von Lehraufträgen zum Themenkomplex zur Verfügung gestellt haben.

Es ergab sich in der Anfangszeit in den inhaltlichen Schwerpunkten ein leichtes Übergewicht in der Theologie, weil die *Jüdischen Studien* dort organisatorisch, d. h. verwaltungsgemäß verankert waren. Mit verschiedenen Veranstaltungen des Faches Geschichte, aber auch mit solchen des Faches Pädagogik sind inzwischen neue Schwerpunkte gesetzt worden, die sich mit der Geschichte des Judentums und den Fragen zum Wesen oder Selbstverständnis des Judentums konzentrieren. Sie sind teilweise der Biographieforschung zuzuordnen. Dazu gehört auch die Beschäftigung mit jüdischer Kindheit in Deutschland, so dass sich deutlich eine Akzentverlagerung in Richtung Geschichte und Kultur des deutschen bzw. des europäischen Judentums im 19. und 20. Jahrhundert entwickelt hat. Lehrveranstaltungen, biographische Forschungen zu Lebensläufen deutschsprachiger Emigranten im Nationalsozialismus sowie zum Leben und Leiden niedersächsischer Juden und die Beschäftigung mit jüdischer Kindheitsgeschichte trugen dazu bei.

Kurt Nemitz hat sich in seiner Eigenschaft als Lehrbeauftragter der Universität in Oldenburg große Verdienste erworben, indem er sich mutig für dieses Konzept nicht nur stark gemacht hat sondern selbst auch mit zahlreichen Lehrveranstaltungen zur inhaltlichen Ausfüllung des Studienganges tätig ge-

wesen ist. Er tat dies gewissermaßen ehrenamtlich, weil seine Lehre unbezahlt angeboten wurde. Die starke Frequentierung seiner Seminare weit über die für den Studiengang eingeschriebenen Kommilitoninnen und Kommilitonen waren ihm eine genügende Belohnung.

Dafür sei Kurt Nemitz von dieser Stelle aus noch einmal gedankt. Die Universität Oldenburg hat mit dem ehemaligen Präsidenten der Landeszentralbank in Bremen einen verdienten Mitarbeiter gehabt, dem mit dieser Publikation eine angemessene Ehre zu seinem 80. Geburtstag zuteil werden soll.

Friedrich Wißmann



## Vorwort

Erinnerungen einfach niederzuschreiben, ohne nähere Begründung: sollte das nicht möglich sein? Schwierig wäre es allemal, denn die Frage nach dem „Warum?“ stellt man vor allem sich selbst. Aber auch andere mögliche Leser wollen informiert sein. Dabei gibt es ausreichend berühmte Beispiele. Elegant ist sicher die klassische Methode, frei nach dem Muster des Weimarer Geheimrats: sich von Freunden dringend bitten zu lassen. Eine besondere Würze ist dann gegeben, wenn man zusätzlich seine an sich vorhandene Abscheu vor Autobiographien zum Ausdruck bringt, um sich dann selbst eine Ausnahme zu gewähren, so etwa Kurt Hiller. Geht es denn wirklich nicht einfacher? Scheuen sich Autoren das schlichte Eingeständnis, daß es vor allen Dingen sie selbst sind, die am Rückblick auf das eigene Leben Freude und Genugtuung empfinden? Jean Paul hat einmal gesagt, die Erinnerung sei das einzige Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können.

Wenn ich an meinen Vater denke, dann gewinnt dieser Aphorismus an Leben. Als er, von den Nazi-Schergen mit Berufsverbot belegt, in den letzten Jahren vor seiner Deportation nach Theresienstadt – also zwischen 1938 und 1942 – seine Erinnerungen zu Papier brachte, war das für ihn tatsächlich eine Art unzerstörbares Refugium in einer furchtbaren Umwelt. Ich sehe ihn, freudig bewegt, an seinem Schreibtisch. Erinnern: ein Sehen in die Vergangenheit, wie es Ludwig Wittgenstein einmal sagte. Er konnte, schon über 70jährig, auf ein erfülltes Leben in den Jahren vor 1933 zurückblicken. Wenn ich heute in seinen Erinnerungen lese, kann ich die Freude nachempfinden, die ihn damals bei der Niederschrift bewegte.

So kommt die wichtigste Ermunterung, nun auch meinerseits einige Erinnerungen aufzuzeichnen, aus dem ganz privaten Bereich. Wird es meinem Sohn und den Nachkommen einmal ähnlich ergehen wie mir? Ich bin da ganz sicher.

Niemals habe ich zu denjenigen gehört, die den Wert von Biographien gering einschätzen. Im Gegenteil: Seit Jahrzehnten gehören Biographien und Autobiographien zu meiner liebsten Lektüre. Man kann mitfühlen mit Entscheidungen, die andere Menschen getroffen haben. Entscheidungssituationen werden analysiert, Vergleiche können gezogen werden. Sind Lebenserfah-

rungen tatsächlich nicht an die nächste Generation zu vermitteln, wie es immer gesagt wird?

Diese Freude an der Lektüre von Biographien habe ich sicher geerbt. Ich erinnere mich sehr gut, daß mein Vater eines Tages vor den Bücherschrank trat und einen nicht sehr umfangreichen Band herausholte, den er mir unvermittelt zur späteren Lektüre empfahl. Es war der Erinnerungsband „Besonnte Vergangenheit“ des großen Mediziners Karl Ludwig Schleich. Der Band hat alle Stürme der Zeit überdauert, und ich muß gestehen, daß ich ihn heute noch gelegentlich gern zur Hand nehme. Genauso übrigens wie die Autobiographien von Stefan Zweig oder Franz Oppenheimer. Natürlich sind es Rückblicke in eine andere Zeit. Nimmt man aber die Entscheidungssituationen, vor denen Menschen immer wieder stehen, dann haben sich die Grundprobleme doch wenig geändert.

Immer bleibt es, wie wir im Vorwort zu „Dichtung und Wahrheit“ nachlesen können, Hauptaufgabe der Biographie, „den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerstrebt, inwiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet und wie er sie [...] wieder nach außen abspiegelt.“

Im übrigen hat sich der Weimarer Geheimrat oft genug mit der Frage beschäftigt, wie man das Schreiben von Erinnerungen beurteilen solle. „Die Frage, ob einer seine eigene Biographie schreiben dürfe,“ so äußerte er sich, „ist höchst ungeschickt. Ich halte den, der es tut, für den höflichsten aller Menschen.“ Ist das keine Ermutigung?

Natürlich enthalten meine Erinnerungen auch politische Erkenntnisse. Wie sollte es anders sein? Ich wurde in eine politische Familie hineingeboren. Vater und Großmutter waren Reichstagsabgeordnete, sie kämpften für Freiheit und Demokratie, Ihre Schicksale haben mich mitgeprägt.

Über die Form autobiographischer Aufzeichnungen kann man ganz unterschiedlicher Auffassung sein, Beispiele gibt es zuhauf. Man kann sein Berufsleben, das „Werk“, die „Aufgabe“, die „Epoche“ in den Mittelpunkt stellen. Episoden persönlicher oder besinnlicher Art würden dann nur stören. Aber in einer Zeit „großer Ereignisse“, „bedeutender Persönlichkeiten“ und „schicksalhafter Einbrüche“ wächst das Bedürfnis, auch etwas über das soziale Umfeld und den menschlichen Mikrokosmos des dargestellten Zeitabschnitts und der handelnden Personen zu erfahren. Und hierbei kann bei der

Darstellung der „großen Linien“ sparsamer vorgegangen werden, zumal es an bedeutenden Selbstdarstellungen und Geschichtsbüchern keinen Mangel gibt.

Wenn in den nachfolgenden – aus verschiedenen Zeitabschnitten stammenden – Aufzeichnungen in loser Reihenfolge und skizzenhafter Darstellung die unterschiedlichsten Themenbereiche angeschnitten werden, dann folge ich damit meinem eigenen Eindruck, daß in den Biographien unserer Jahrgänge das Punktuelle und Persönliche oft mehr zum Ausdruck bringen, als eine auf Bedeutungsschwere und Enthüllung abzielende Gesamtdarstellung.

Eine Besonderheit des nachfolgenden Textes bedarf schließlich einer einschränkenden Erläuterung. Eigentlich hatte ich beabsichtigt, das seit vielen Jahren in der „Schublade“ liegende unbearbeitete Rohmanuskript später im Gesamtzusammenhang mit meinen beruflichen Erfahrungen und Überlegungen auf dem Gebiet der Wirtschafts- und Währungspolitik – so z.B. aus den 16 Jahren meiner Tätigkeit als Mitglied des Zentralbankrates der Deutschen Bundesbank (1976 bis 1992), oder aus der fortdauernden Beschäftigung mit den Grundproblemen einer ethisch fundierten und konsensorientierten Konzeption einer wirklich sozialen Marktwirtschaft – noch einmal zu überarbeiten. Der Zeitablauf (und der herannahende 80. Geburtstag!) sowie die freundschaftliche Ermunterung durch den Leiter des Studienganges „Jüdische Studien“ in der Fakultät 4 (Human- und Geisteswissenschaften) der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg, Prof. Dr. Friedrich Wißmann, haben mich zu einer Änderung dieser Planung bewogen.

Während die wirtschaftspolitischen Überlegungen schon in zahlreichen Veröffentlichungen (z.B. in Kurt Nemitz: „Marktwirtschaft in sozialer Verantwortung – Beiträge zur Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik aus vier Jahrzehnten“, Hrsg. Landeszentralbank in der Freien Hansestadt Bremen, in Niedersachsen und Sachsen-Anhalt, Hannover 2000), gut dokumentiert sind, habe ich jetzt jene Abschnitte meiner Erinnerungen herausgezogen, die einige familiäre Aspekte beleuchten und die direkt oder im weiteren Sinne mit meinem Engagement und den Lehraufträgen auf dem Gebiet der jüdischen Studien, auch beim Aufbau des Oldenburger Studienganges, zusammenhängen.

Mein Dank für die Jahre der guten Zusammenarbeit gilt – wie im Band 7 der „Beiträge“ – wiederum den Oldenburger Professoren Michael Daxner – seiner Zeit Präsident der Universität – sowie Werner Boldt, Friedemann Golka, Hans Henning Hahn, Nicolaus Heutger, Antonius Holtmann, Gerhard Kraiker, Rüdiger Meyenburg, Ahlrich Meyer, Klaus Saul, Eberhard Schmidt und Friedrich Wißmann – letzterem auch als geschäftsführender Redakteur der

„Oldenburgischen Beiträge zu jüdischen Studien“ – und dem Herausgeber-Kollegen Aron Bodenheimer sowie dem inzwischen verstorbenen, aber unvergessenen Alfred Paffenholz.

Wenn ich die folgenden Aufzeichnungen unter den Titel „Bundesratufer“ gestellt habe, dann erinnere ich mich an die schöne Zeit meiner Berliner Kindheit vor 1933 und an unsere Wohnung in jener Uferstraße im Bezirk Tiergarten, direkt an der Spree. Der Zufall des Lebens brachte es mit sich, daß ich über 30 Jahre später wiederum mit einem Bundesrat zu tun hatte, nun allerdings in der damaligen Bundeshauptstadt Bonn und in ganz anderem Zusammenhang. Als politischer Beamter der Freien Hansestadt Bremen hatte ich seit 1964 über ein Jahrzehnt Gelegenheit, in den Bundsratsausschüssen für Wirtschaft und für Europaangelegenheiten an der Vorbereitung der Gesetzgebung der Bundesrepublik mitzuwirken. Und schließlich war es auch der Bundesrat, der 1976 über den (dem Bundespräsidenten zuzuleitenden) Vorschlag zu meiner Ernennung zum Präsidenten der Landeszentralbank in Bremen und Mitglied des Zentralbankrates der Deutschen Bundesbank zu entscheiden hatte. Wortspiele gewiß. Aber das Leben bietet sie manchmal an.

Bremen, im Januar 2005

Kurt Nemitz

## Spree-Athen

Die Frage nach den ersten Kindheitserinnerungen hat schon manchen Zeitgenossen in Verlegenheit gebracht. Die Antwort mag in das Land der Träume führen. Sie mag aber auch mit ganz konkreten Ansichten verbunden sein. So ist das jedenfalls bei mir der Fall. Der Fluß, der noch immer durch Berlin fließt, die Spree, ist es, der sich in meinen frühesten Erinnerungen besonders festgeprägt hat. Am 10. Juli 1925 wurde ich als „Spree-Athener“ geboren. Mitte der zwanziger Jahre war es also, auf dem Höhepunkt der „goldenen Jahre“ der Weimarer Republik. Das erste bewußte Bild meiner kindlichen Umwelt: Wir wohnten am Bundesratsufer Nr. 9 im Bezirk Tiergarten. Von unserer Wohnung im vierten Stock – das Haus wurde im Krieg zerstört – hatte man einen schönen Blick auf den gemächlich dahinfließenden Fluß und auf die Spree-Kähne. Mich interessierte vor allem die Güterverladung, die dort zu beobachten war.

Wohlbehütet bin ich am Ufer der Spree oft spazierengegangen. Im Winter hatte ich einen grauen Mantel mit einem kleinen Samtkragen an, wie das damals üblich war. Daß ich zum „Ausgang“, wie ein Photo dokumentarisch beweist, auch einen veritablen Hut auf dem Kopf trug, würde ich heute glatt leugnen.

In guter Erinnerung habe ich dagegen das schöne Eisengeländer, das die Straße Bundesratsufer von der Spree und der Verladerampe trennt. Das altmodische Eisengitter hat alle Stürme der Zeit überdauert, den Bombenhagel, den Krieg. Es erfüllt noch heute seinen Zweck, mit einem Wort, es ist solide, nicht umstürzbar. Für die Kinder bot sich die Möglichkeit, auf die Quersprossen zu klettern. Erste Übungen in Selbständigkeit. Da wurde man natürlich schnell wieder heruntergeholt.

Und dann kam der Tag, an dem ich vom Dreirad auf das Zweirad umstieg. Daran erinnere ich mich genau. Ich war mit Emma, unserem Kindermädchen, unterwegs. Mit ihrem kräftigen Griff hielt sie das Rad am Sattel fest. Dann kam die erste Bewährungsprobe: ich fuhr los. Plötzlich hatte ich die schützende Emma hinter mir gelassen und radelte auf zwei Rädern davon. Die Technik des planmäßigen Absteigens hatte ich aber noch nicht gelernt. Und so kam es, wie es kommen mußte, und wie es wohl jeder Generation von an-

gehenden Radfahrern geschieht: anstatt zu bremsen und gemächlich abzustiegen, endete die Fahrt mit einem üblen Sturz, der Schrammen einbrachte. Das war jedenfalls ein wichtiges Kindheitserlebnis, das mir noch heute im Hinblick auf das Verhältnis von Wagnis und Risiko zu denken gibt.

Die Wohnung am Bundesratsufer bot ein schönes Gehäuse für eine unbeschwertere Kindheit. In lebhaftester Erinnerung geblieben ist mir der lange Flur, an dessen Ende Vaters Arbeitszimmer lag. Dieser Flur war für das Dreirad eine ideale Rennbahn. Schließlich auch mit der Technik des Kurvenfahrens vertraut, fuhr ich eines Tages mit vollem Tempo aus dem Flur in das Badezimmer und landete mit dem Kopf auf der Heizung. Viel Geschrei gab es, und auch Blut floß. Ein Arzt mußte geholt werden, denn mein Vater, selber Mediziner, holte sich für die Behandlung von Familienangehörigen lieber den Rat eines Kollegen ein.

So war es auch, als ich eines Tages mit einer schweren Mandelentzündung im Bett lag. Ein befreundeter Arzt – Dr. Lachmann, später Halsspezialist am Jüdischen Krankenhaus, dann ausgewandert nach Palästina – war geholt worden. Die Doktores standen zur Konsultation um mein Bett herum. Vor dem Eingriff machte mir der sympathische Onkel Doktor die Sache dadurch schmackhaft, daß er meiner Mutter hinter vorgehaltener Hand bedeutungsvoll erklärte, es müsse jetzt eine große Schüssel Speiseeis geholt werden, die der Patient anschließend auslöffeln sollte. Das Wasser lief mir im Munde zusammen. Zunächst gab es aber eine Spritze, und der Onkel Doktor griff zu einem kleinen Messer. Ich mußte den Mund öffnen, laut und deutlich „Ahh“ sagen, und schon hatte er die vereiterten Mandeln geöffnet. Den Inhalt mußte ich in eine kleine Schüssel spucken. Dann aber war mein Interesse auf das Speiseeis gerichtet, das ich unbedingt anschliessend schlucken sollte. Kunst der Medizin? Sicher, aber menschliche Zuwendung und einfühlsame Güte dürfen nicht fehlen. Die beruhigende Hand, die der Onkel Doktor auf meinen Kopf legte, spüre ich noch heute.

Eine andere Kindheitserinnerung betrifft eine Person, die fest zu unserem Haushalt gehörte. Es war der Sekretär meines Vaters, Herr Krasa, mit dem schönen Vornamen Leo, gebürtig aus Prag. Wenn er an seinem Schreibtisch mit seinen Arbeiten beschäftigt war, durfte ich oft bei ihm sitzen. Er konnte seine randlose Brille so bedeutungsvoll auf- und absetzen. Wenn er in Urlaub war, in Swinemünde, wohin man aus Berlin gerne ging, schrieb er mir in Blockschrift gelegentlich eine Postkarte. Ein solches Exemplar habe ich in meinem Erinnerungskasten aufbewahrt. Die Karte ist unterschrieben mit „Ol-

le Zwiebel“: so hatte ich Herrn Krasa liebevoll genannt. Mit einem Wort: er war mein Freund. Hat er das Inferno überlebt?

Ein anderer junger Mann ist mir in Erinnerung geblieben. Unvermittelt stand er mir gegenüber, als er aus dem Zimmer meines Vaters kam. Er sah bleich aus und hatte um den Kopf einen weißen Verband. Schnell verließ er unsere Wohnung, um im Großstadtgewühl unterzutauchen. Es war geheimnisvoll. Jahrzehnte später, während meiner beruflichen Tätigkeit in Nordrhein-Westfalen, habe ich erfahren, daß es der damalige Reichsbannermann Kurt Baurichter war, der sich, von den Nazis übel zugerichtet, von meinem Vater einen Notverband hatte machen lassen. Baurichter wurde Regierungspräsident in Düsseldorf, wo wir auch dienstlich zusammenkamen.

Häufige Spielkameraden waren Bobby und Günni, Söhne von Erwin, ältester Sohn meines Vaters aus erster Ehe, der damals als Prokurist in der Werbeabteilung der Zigarettenfirma Manoli in Berlin beschäftigt war. Erwin wohnte mit seiner Frau Trude in unmittelbarer Nähe des Bundesratsufers, in der Agricolastraße 31 in einem Haus, das den Krieg überdauert hat und heute noch dort steht.

Das Jahr 1933 wurde auch für Erwin und Familie das Schicksalsjahr. Eines Tages kamen Bobby und Günni aus der Schule nach Hause und erklärten arglos ihren Eltern, daß sie zu dem kommenden Klassenausflug nicht mitfahren dürften, da sie ja Juden seien. Erwin traf darauf, es war im Mai 1933, spontan die richtige Entscheidung und wanderte innerhalb kürzester Zeit nach Palästina aus.

Aus Bobby und Günni wurden Gad und Gil. Beide haben ihre eigenen großen Familien und sind inzwischen Großväter geworden. Der eine ist, nachdem er es in der israelischen Armee zum Oberstleutnant gebracht hatte und Botschaftsrat an einer wichtigen diplomatischen Vertretung war, leitender Regierungsbeamter in Jerusalem geworden. Der andere hat viele Jahre hindurch in leitenden Funktionen am Aufbau einer Kibbuzsiedlung mitgewirkt und wurde Professor für Kunsterziehung am Lehrerseminar in Haifa. Damals am Bundesratsufer waren wir unzertrennlich. Wir sind es bis heute geblieben. Es sollte aber dreißig Jahre dauern, bis wir uns wiedersahen. Erwin hat seine letzte Ruhestätte nahe dem Jordan, im Kibbuz Ayelet Hashahar, gefunden.

Eine andere unauslöschliche Kindheitserinnerung betrifft Rudi, den anderen Sohn meines Vaters aus erster Ehe. Er war Vertrauensarzt in Apolda in Thüringen und gehörte zu jener großen Zahl von deutschen Juden, die am ersten

Weltkrieg aktiv teilgenommen hatten. Er war Träger des Eisernen Kreuzes. Nach 1933 zögerte er zunächst, in der Hoffnung, daß sich die Verhältnisse normalisieren würden. Eines Tages reifte aber doch der Entschluss zur Auswanderung heran, der auch ihm und seiner Familie das Leben retten sollte. 1992 konnte ich in einer Gedenkveranstaltung in Apolda in einem Vortrag seiner gedenken. Kurz vor seiner Abreise – es war 1938 – kam er nach Berlin, um sich von uns zu verabschieden. Mit Vater hatte er eine Kunstreise in die Stadt der deutschen Klassik, nach Weimar, eingeplant. Und mit der ganzen Familie starteten wir zu einem Rundflug – mit der Ju 52 – über Berlin. Aber auch ich kam zum Zuge. Rudi fuhr mit mir zum Potsdamer Platz, und dort gingen wir zu Wertheim in die Spielzeugabteilung. Ich sollte mir ein Spielzeug aussuchen, das er mir schenken wollte. Als stolzer Besitzer einer neuen Lokomotive für meine Kinder-Eisenbahn betraten wir wieder die brodelnde Leipziger Straße. Zum Mittagessen ging es zum legendären Kempinski-Restaurant. Rudi bestand darauf, daß als Nachspeise ein „Omelette Surprise“ bestellt wurde. Ich werde diesen Abschiedstag nie vergessen.

Rudi wanderte über Triest nach Manila auf den Philippinen aus, wo er als Arzt und Professor für Röntgenologie, seinem Fachgebiet, tätig war. Tiefe Genugtuung empfinde ich darüber, daß die Bundesrepublik Deutschland im Zuge der Wiedergutmachung diesen treuen Sohn unseres Landes nachträglich zum Medizinaldirektor befördert hat. Im Jahre 1979 verstarb er im Alter von 81 Jahren in Brisbane (Australien). Seine Töchter Kathleen und Diana leben mit ihren Familien in London und Brisbane.

Übrigens hatte Rudi als fürsorglicher Sohn etwas Kapital angespart und seinem Vater bei der Deutschen Bank in Leipzig eine kleine Rente ausgesetzt. Diese Gelder haben, als Rudi 1938 das Land verlassen hatte, ihren Empfänger nie erreicht. Das Deutsche Reich hat das Geld – als „Judenvermögensabgabe“ nach damaligen Begriffen rechtlich einwandfrei – gestohlen. Der Schriftverkehr über diesen widerlichen Vorgang befindet sich noch heute in meinem Besitz. Er wurde im wesentlichen von der Deutschen Bank (Filiale Leipzig) und der Oberfinanzdirektion Thüringen geführt. Alles war nach damaliger Begrifflichkeit, d.h. im Sinne der mörderischen Judenpolitik des NS-Staates, völlig „legal“. Mal fehlte eine Vollmacht, mal konnte auf hilfesuchende Anfrage meines Vaters keine Auskunft gegeben werden, mal wurden weitere Unterlagen verlangt, bis schließlich im Schreiben der Deutschen Bank (Filiale Leipzig) vom 22. April 1941 die Mitteilung kam, daß wegen „geschuldeter Judenvermögensabgabe“ eine Pfändungsverfügung des Fi-

nanzantes Berlin – Moabit - West vorliege und daher keine Beträge ausbezahlt werden können. Ich kann mir nicht helfen: wenn ich heute diese Dokumente lese, dann empfinde ich angesichts der mit rechtlicher und verwaltungsmäßigen Perfektion betriebenen Gemeinheiten tiefe Trauer.



## Die Mutter

Mit meiner Mutter war ich immer auf das Engste verbunden. Sie war liebevoll und umsichtig und hat in ihrer praktischen Art, besonders auch in den Jahren nach 1933, die Familie zusammengehalten. Irgendwelche ernsthafte Störungen unseres Verhältnisses hat es nie gegeben.

Elfriede Nemitz wurde am 16. Dezember 1893 als erstes Kind des Arbeiters Carl Nemitz und seiner Ehefrau Anna Franziska Nemitz, geb. Voigt, in Bromberg (Westpreußen) geboren.

In ihrer Kindheit erlebte sie die Not eines Arbeiterhaushaltes im kaiserlichen Deutschland. Ihrem Vater Carl, von Beruf Steinhauer, der sie besonders ins Herz geschlossen hatte, fiel es schwer, für den Lebensunterhalt der bald fünfköpfigen Familie zu sorgen. Als Sozialdemokrat kam er auf die „Schwarze Liste“, so daß er schließlich in Bromberg keine Arbeit mehr fand. Im Jahre 1907 zog daher die Familie ins Ruhrgebiet nach Bochum und anschließend 1912 nach Berlin.

Kurz vor dem Ersten Weltkrieg – im Jahr 1913 – folgte für meine Mutter ein Ereignis, das für ihren weiteren Lebensweg bestimmend werden sollte: Auf einer Kundgebung der Sozialdemokraten in der „Neuen Welt“ in der Hasenheide – wohin sie ihre Mutter mitgenommen hatte – lernte sie ihren Lebensgefährten, meinen Vater, den späteren Reichstagsabgeordneten Dr. med. Julius Moses, kennen, der dort als Hauptredner für die Rechte der Frauen stritt. So stellte sie das Schicksal in eine wahrhaft politische Umgebung. Sowohl in den täglichen Gesprächen mit ihrem Lebensgefährten wie auch mit ihrer Mutter, die in der Weimarer Zeit ebenfalls Reichstagsabgeordnete wurde, hat sie Politik „aus erster Hand“ miterleben können.

Im Jahr 1920 wurde eine Tochter geboren, meine Schwester Lotte, die im zarten Alter von sieben Jahren an Diphtherie starb. In ihrem Todesjahr war ich gerade zwei Jahre alt. Der Gedanke, daß ich gern eine ältere Schwester gehabt hätte, mit der man auch einmal Alltagsorgen besprechen könnte, hat mich später oft beschäftigt.

Die große Bewährungsprobe ihres Lebens kam für meine Mutter in den Jahren der Nazi-Diktatur nach 1933. Unter dem Druck von Drohungen und massiven Pressionen der Nazis mußte die Familie 1935 – nach dem Erlaß der

„Nürnberger Gesetze“ – ihre häusliche Gemeinschaft aufgeben. Da mein Vater und auch die Großmutter als Verfolgte nicht für den Lebensunterhalt sorgen konnten, lag die ganze Verantwortung für die Existenz der Familie auf ihren Schultern. Sie übernahm als selbständige Geschäftsfrau einen kleinen Laden in Charlottenburg mit Schneiderei und Chemischer Reinigung, den sie erfolgreich leitete.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges ist meine Mutter dem Ruf von Freunden gefolgt und hat selbst ein politisches Mandat übernommen. In der denkwürdigen Wahl vom 20. Oktober 1946 wurde sie Mitglied der ersten konstituierenden Bezirksverordnetenversammlung von Charlottenburg. Sie ist damit ihrer Mutter gefolgt, die – 27 Jahre zuvor – im Jahre 1919 ebenfalls sozialdemokratische Stadtverordnete in Charlottenburg war.

Meine Mutter starb, nachdem sie noch mit uns in voller Frische ihren 85. Geburtstag gefeiert hatte, am 10. April 1979. Sie wurde auf dem Zehlendorfer Waldfriedhof an der gleichen Stelle zur Ruhe gebettet, an der ihre Mutter, die Stadtälteste und Reichstagsabgeordnete Anna Nemitz, ruht. Sie hat ein langes, von Schicksalsschlägen gezeichnetes, aber auch erfülltes Leben gehabt. Auch für sie gelten die Worte, die der Regierende Bürgermeister Willy Brandt am 12. November 1962 an der Urne von Anna Nemitz gesprochen hat: „Aufrechte Gesinnung und unwandelbare Treue waren die Maxime ihres Lebens.“

## Willy Brandt und Anna Nemitz

In seinen „Unpolitischen Liedern“, die in der Zeit des Vormärz 1848 entstanden, hat Hoffmann von Fallersleben gefordert: „Aus der Tugend deiner Ahnen mußt du deine Burgen bauen!“ Wie oft hat mir der Vater den Wert geschichtlicher Betrachtungen und der Besinnung auf den Werdegang der Vorfahren nahe gebracht. Die sozialgeschichtlichen Aspekte interessierten ihn dabei besonders stark. Schließlich lag es nahe, vor dem Hintergrund demokratischer und sozialistischer Strömungen im Kaiserreich, auf seine eigene Entwicklung und auf die Biographie meiner Großmutter zu verweisen.

Als ich 13 Jahre alt wurde, also 1938, drückte er mir ein Manuskript über die Familie Nemitz – und besonders über den erstaunlichen Lebensweg meiner Großmutter – in die Hand. Diese Aufzeichnung war natürlich nur vordergründig für den kindlichen Leser, von dem er nur begrenzte Aufmerksamkeit erwarten konnte, und den Augenblick bestimmt. In Wirklichkeit handelte es sich um ein Kapitel seiner Erinnerungen, an denen er damals arbeitete, und die für die Lektüre in späteren Jahren bestimmt war.

So bot sich für mich in der Zeit nach Kriegsende mit der Durcharbeitung seiner Erinnerungen und des Nachlasses immer wieder die Gelegenheit, das ganz persönliche Interesse an der familiären Entwicklung mit dem Studium der neueren Geschichte in Deutschland zu verbinden. Denn tatsächlich ist der Lebensweg von Anna Nemitz nicht nur auf das Engste mit dem Aufstieg der Arbeiterbewegung und der Geschichte der Sozialdemokratie, sondern auch mit der Frauen-Emanzipation verbunden.

An ihrem 80. Geburtstag am 3. Januar 1953 hatten der Regierende Bürgermeister Ernst Reuter und der Präsident des Abgeordnetenhauses, Dr. Otto Suhr, zu einem Empfang in das Schöneberger Rathaus eingeladen. Mit der Übergabe der Urkunde ihrer Ernennung zur Stadtältesten verbanden sie den Dank für ihre jahrzehntelange Arbeit für das Gemeinwohl, die sie seit der Kaiserzeit, dann in der Weimarer Republik als Abgeordnete des Reichstages, sowie nach Ende der Hitler-Diktatur als Vertreterin des Ostsektors als Mitglied des Abgeordnetenhauses geleistet hatte. Die Schöneberger Sängerknaben brachten ihr Ständchen dar, und dann kam in „Kliems Festsälen“ der gemütliche Teil. Paul Löbe, der sie liebevoll als „renitentes Mitglied des

Reichstages“ charakterisierte, kam zu Wort, aber auch der aus der Emigration zurückgekehrte Finanzsenator Dr. Paul Hertz, der über frühere gemeinsame Tätigkeiten als Abgeordnete und schon vorher bei den Charlottenburger Stadtverordneten berichtete. Höhepunkt war aber, wie so oft in diesen Jahren, die Rede des damals schon über 84jährigen ehemaligen Reichsarbeitsministers Rudolf Wissell, der – eindrucksvoll mit seinem wohlgepflegten weißen Bart sowie temperamentsvoll und mit launigen Worten – alte Freundschaften beschwor. Anna Nemitz und Rudolf Wissell bildeten damals oft den Kern der auf den zahlreichen Veranstaltungen als Ehrengäste gern begrüßten „alten Garde“.

Unvergessen bleibt mir aus Studikertagen Rudolf Wissell auch aus einem anderen Grunde. Eines Tages wollte er mir unbedingt seine Sammlung alter Schriften und Flugblätter aus der Frühzeit der Sozialdemokratie zeigen. In seinem Haus in Tempelhof hatte er das Dachgeschoß zu einem veritablen Archiv ausbauen lassen. Als ich unbekümmert den letzten Treppenabsatz nach oben nehmen wollte, hielt er mich barsch zurück. Einen Blick hineinwerfen durfte ich, aber an die Regale mit den wertvollen Einzelschriften und sorgfältig eingeordneten Buchbeständen ließ er niemanden heran. Er nahm einige Schriften heraus, die dann am Lesetisch *unter Aufsicht* erläutert wurden. Beispielhaft für alle Bücherfreunde!

Während der Nazi-Zeit war Rudolf Wissell des öfteren mit Julius Moses zusammengetroffen. In seinen Erinnerungen berichtete er, daß in seinem Hause „jüdische Genossen ein und aus“ gingen. Unter ihnen war auch Julius Moses, der zuletzt gehofft habe, „als Arzt – wie man ihm versprochen hatte – wirken zu können.“

Mit der Eskalation des Kalten Krieges waren die Spannungen mit den Machthabern im Osten ständig angewachsen. Anna Nemitz, die nach 1946 von der SED verlockende Angebote zur dortigen Mitarbeit erhalten hatte, sich aber schon im gleichen Jahr zum Verbleiben in ihrer alten Partei, der SPD entschieden hatte, geriet nun in das Visier östlicher Scharfmacher. So erschien eines Tages vor ihrem Reihenhaus in Köpenick ein Trupp aufgeetzter FDJ-ler der Betriebsgruppe des nahe gelegenen Kabelwerkes, der sie im Sprechchor zum echten Sozialismus bekehren wollte. Anna, schon aus der Kaiserzeit im Umgang mit Provokateuren geübt, ließ sich nicht lumpen, trat ans geöffnete Fenster, stellte die Frage, ob sie denn wüßten, mit wem sie es zu tun hätten, und berichtete dann, wie sie vor 1914 als Vorkämpferin der Sozialdemokratie für die Rechte der Armen gestritten habe und deswegen

von der Polizei verfolgt worden war. Der revolutionäre Jungtrupp mußte klein bei geben und zog unverrichteter Dinge ab. Das an die Haustür geklebte Plakat, mit dem die Bevölkerung aufgefordert wurde, gegen die hier wohnende Sozialdemokratin Anna Nemitz, die „mit dem Vaterlandsverräter Reuter und seiner Verbrecherclique in Westberlin“ zusammenarbeite, zu protestieren, ließ die Unbekehrte dann demonstrativ mehrere Wochen hängen. In meiner Raritätensammlung ist es erhalten geblieben.

Als Willy Brandt das Amt des Regierenden Bürgermeisters übernommen hatte, rückten das Ost-West-Verhältnis im Allgemeinen und die schwieriger werdende Situation in Berlin immer mehr in den Mittelpunkt des Interesses. Für die Westberliner SPD, die unter Franz Neumann an Stärke gewonnen hatte, kam es darauf an, die Verbindung zu den treuen sozialdemokratischen Genossen im Osten weiter zu festigen. Anna, die die Politik Willy Brandts im Kreise der Ostberliner Freunde aktiv unterstützte, wurde damit – nach ihren Erfahrungen im Kaiserreich und unter dem NS-Regime möchte man sagen: wieder einmal – zu einer der Anlaufstellen für verfolgte und bedrängte Freunde, die von ihr Rat haben wollten und die sie zum Durchhalten ermunterten. Gerade, weil sie hier eine neue Aufgabe sah, wies sie, trotz zunehmender Altersbeschwerden, alle Versuche zurück, sie zu einer Übersiedlung in unsere Wohnung nach West-Berlin zu bewegen.

Noch einmal stand sie 1958 im Rampenlicht einer öffentlichen Ehrung. Zu ihrem 85. Geburtstag ließ es sich Willy Brandt nicht nehmen, die Stadtkälteste zu einem Senatsempfang in das Schöneberger Rathaus einzuladen. Wiederum waren, neben der Familie, Franz Neumann und der Präsident des Abgeordnetenhauses anwesend. Im einfachen schwarzen Kleid mit obligatem weißen Kragen wirkte sie diesmal noch kleiner und schmaler als sonst. Aber energiegeladen und selbstbewusst lächelnd stellte sie sich neben dem Bürgermeister den Photographen und fand freundliche Dankesworte.

Als Anna Nemitz am 6. Oktober 1962 im Alter von 89 Jahren in Berlin-Köpenick verstarb, hatte sich ein langes, entbehrungsreiches, kämpferisches, aber auch erfülltes Leben vollendet. Anlässlich ihres Todes sprachen Erich Ollenhauer, Willy Brandt und Herbert Wehner ihr Beileid aus. „Die Sozialdemokratische Partei,“ so heißt es in diesem Telegramm, „verliert in Anna Nemitz eine Frau, die ihr seit 60 Jahren die Treue gehalten hat. Ihr verdienstvolles Wirken als Stadtverordnete von Berlin, als Mitglied des Reichstages und in der Arbeiterwohlfahrt wird unvergessen bleiben.“

Der SPD-Pressedienst schrieb, Anna Nemitz habe „zu den Bahnbrechern für die politische und gesellschaftliche Gleichberechtigung der Frau im Staate“ gehört. In ihrem Leben spiegele sich die Geschichte der deutschen Sozialdemokratie in ihren Höhepunkten und Verfolgungszeiten. Über ihrem letzten Lebensjahr habe Trauer und Tragik gelegen: „Ihr, die oft im Kreise Westberliner Gesinnungsfreunde als gefeierter Ehrengast an Veranstaltungen der Berliner Sozialdemokratie teilnahm, war durch die Mauer verwehrt worden, das letzte Jahr bei den ihr nahestehenden Menschen zu verbringen.“

Tatsächlich wirkte sich die Tragödie der Spaltung Deutschlands und Berlins direkt auf ihre Beisetzung aus. Die Einäscherung fand im Krematorium Berlin-Baumschulenweg in Ostberlin statt. Eine mehrere hundert Personen umfassende Trauergemeinde hatte sich eingefunden. Für das Präsidium der SPD waren die Bundestagsabgeordnete Martha Schanzenbach und für den Hauptausschuß der Arbeiterwohlfahrt Lotte Lemke anwesend.

Erst nach intensiven Verhandlungen war es möglich, die sterblichen Überreste nach Westberlin zu überführen. Dort konnten dann am 12. November 1962 auf dem Waldfriedhof in Zehlendorf die Trauerfeier und die Urnenbeisetzung stattfinden. Wiederum waren Hunderte von Freunden an dem Ehrengrab erschienen. Willy Brandt als Regierender Bürgermeister von Berlin hielt die Traueransprache. Er sagte unter anderem: „Am 6. Oktober hörte in unserer Stadt ein gutes Herz zu schlagen auf, und ein tapfer gelebtes Leben vollendete sich: an jenem Tag ging Anna Nemitz, am 3. Januar 1953 anläßlich ihres 80. Geburtstages vom Senat und vom Abgeordnetenhaus von Berlin zur Stadttältesten ernannt, für immer von uns. Wir konnten ihr, als am 11. Oktober ihre sterbliche Hülle den Flammen übergeben wurde, die letzte Ehre nicht erweisen. Die Mauer der Schande verwehrte uns den Zutritt zu jenem Teil unserer Stadt, in dem Anna Nemitz bis zum letzten Tag in Liebe verbunden war mit ihren Mitmenschen, mit unseren Freunden, mit den Unterdrückten und Bedrängten unserer Zeit [...] Über all ihrem Wirken stand das Gebot der Gerechtigkeit. Aufrechte Gesinnung und unwandelbare Treue waren die Maxime eines Lebens, das beinahe 90 Jahre währte und in dessen Ablauf sich ein Stück Geschichte deutscher Frauenbewegung, deutscher Arbeiterbewegung und des Ringens um die freiheitliche, soziale Demokratie repräsentierte. [...] Ich habe heute den Dank Berlins zu sagen für ein der Gerechtigkeit gewidmetes Leben. Und ich habe unser aller stillen Gruß denen im anderen Teil unserer Stadt zu sagen, die gemeinsam mit Anna Nemitz auf den Durchbruch zur Menschlichkeit hofften und deren Hoffnung uns Verpflichtung bleibt.“ Soweit Willy Brandt.

## Partei unterm' Pantoffel

Kurz nach der Beisetzung nahm ich mir vor, meiner Großmutter, die mich so in ihr Herz geschlossen hatte, einen Artikel zu widmen, der besonders ihre Tätigkeit vor dem Ersten Weltkrieg berücksichtigen sollte. Herta Gotthelf, für Frauenfragen im SPD-Parteivorstand zuständig, hatte in ihrem Nachruf geschrieben: „Menschen wie Anna, die die sozialistische Arbeiterbewegung mit aufbauen halfen, und die ihr ganzes Leben den Ideen der Freiheit, des Friedens und des Sozialismus widmeten, gibt es *so* heute nicht mehr. Die Zeiten haben sich geändert und auch die Menschen. Trotzdem kann dieses Leben gerade für junge Sozialisten eine Ermutigung und ein Ansporn sein.“ Hieran konnte ich anknüpfen. Mein Artikel zum 90. Geburtstag von Anna Nemitz – der am 4. Januar 1963 im „Vorwärts“ erschien –, beleuchtete ihre Mitwirkung als junge Delegierte an der Nürnberger Frauenkonferenz der SPD im Jahre 1908.

Was stand zur Debatte? Und warum gingen damals die Wellen der Erregung so hoch? Das Jahr 1908 war für die deutsche Frauenbewegung tatsächlich von entscheidender Bedeutung. Denn in diesem Jahr trat das Reichsvereinsgesetz in Kraft, das den Frauen nun auch legal die Möglichkeit der politischen Organisation bot. Der Gesetzgeber hatte damit, wenn auch widerwillig, einer Entwicklung Rechnung getragen, die nicht mehr aufzuhalten war. Denn schon lange vorher galt es als ein offenes Geheimnis, daß sich die Frauen auch ohne ausdrückliche gesetzliche Erlaubnis in „Bildungszirkeln“ oder anderen Vereinigungen zusammenfanden.

Not macht erfinderisch. Da es keine zentrale politische Frauenorganisation geben durfte, hatte man beim SPD-Vorstand die Stelle einer „Vertrauensperson“ für Frauenfragen geschaffen. Eine „Vertrauensperson“, so meinte man augenzwinkernd, könne man ja nicht auflösen. Es eröffneten sich neue Möglichkeiten der politischen Frauenarbeit.

So ist es verständlich, daß die Atmosphäre auf der Nürnberger Frauenkonferenz von 1908 von Optimismus und Tatendrang erfüllt war. Unter dem Beifall der Anwesenden konnte die „Zentral-Vertrauensperson“ Ottilie Baader mitteilen, daß es insgesamt 50.000 sozialdemokratisch organisierte Frauen gebe, die nunmehr in die Parteiorganisation eingegliedert werden könnten.

Für die 35jährige Anna Nemitz, die als Delegierte den Kreis Bochum-Gelsenkirchen-Hattingen-Witten vertritt, ist die Teilnahme an der Frauenkonferenz und dem anschließenden Parteitag ein unvergeßliches Erlebnis. Zum ersten Mal kann sie alles das miterleben, was sie bisher nur aus Erzählungen gehört hat. Sie, die kleine Arbeiterfrau, soll nun als Gleichberechtigte mit all den Großen mitreden dürfen; sie wird anwesend sein, wenn Bebel, Ebert und Singer, wenn Eduard David und Ludwig Frank die Perspektiven der Zukunft aufzeigen. Sie wird aber auch dem alten Veteranen Bock, der schon in Gotha 1875 dabei war, die Hand drücken dürfen. Das alles ist erhebend und beglückend, denn die Hoffnung auf eine bessere Zukunft, auf die Überwindung der Ungerechtigkeiten und Schikanen, die Hoffnung auf ein würdigeres Leben, auf soziale Sicherheit und Freiheit, gewinnt konkrete Gestalt. Aber es ist auch aufregend und anstrengend.

Auf der langen Eisenbahnfahrt von Bochum nach Nürnberg, bricht Anna, ermüdet von den Reisevorbereitungen, im Abteil ohnmächtig zusammen. Es ist nichts Schlimmes. Und die Freunde sind gleich zur Stelle. Der Bergarbeiterführer Otto Hue, der als Reichstagsabgeordneter die Erste Klasse benutzen darf, holt Anna Nemitz in sein Abteil. Nach Bergmannssitte bekommt sie einen Schnaps; das hilft. Hue hat nicht vergessen, wie aktiv Anna im Reichstagswahlkampf mitgewirkt hat. „Du darfst zwar noch nicht meine Wählerin sein,“ sagt er ihr, „dafür bist du aber meine Wählerin!“

Gleich am Vormittag des ersten Verhandlungstages der Frauenkonferenz in der „Goldenen Rose“ – es ist der 11. September 1908 – meldet sich Anna, wie es sich für einen Parteitagsneuling gehört, couragiert zum Wort. Sie berichtet – wie es im Protokoll festgehalten ist – von den Schikanen der Polizei. Den schlimmsten Druck würden die Geistlichen ausüben, die den Frauen die „rote Bande“ als Verbrecher hinstellen, damit sie ihre Männer von der Organisation abhalten.

„Die Schullehrer haben bei uns versucht,“ so berichtet sie weiter, „die Kinder zu beeinflussen, damit sie auf ihre Eltern einwirken. Unseren Genossinnen riefen die Schullehrer zu, sie sollten lieber Strümpfe stopfen. Die Frauen gaben darauf die sehr treffende Antwort, wenn der Schullehrer zerrissene Strümpfe hätte, solle er sie nur bringen.“ Die Konferenz quittiert diesen Bericht mit Heiterkeit und „Bravo“.

Dann aber holt die streitbare Anna zum Paukenschlag aus. Mit Freuden sei es zu begrüßen, daß es das neue Vereinsgesetz gestatte, den Kampf gemeinsam mit den Männern zu führen. Und dann: „Nun haben wir auch die Möglich-

keit, die Männer zur Verantwortung zu ziehen, wenn ihre Frauen nicht der Partei angehören!“ Das sitzt.

Später wird von der Frauenkonferenz dem Parteitag eine geharnischte Resolution vorgelegt, in der es lapidar heißt: „Nachdem die gesetzlichen Schranken gefallen, die in den einzelnen Bundesstaaten den Frauen den Eintritt in die politischen Vereine wehrten, ist es Pflicht der Genossen, ihre weiblichen Angehörigen den Parteiorganisationen zuzuführen.“

Natürlich löst diese Resolution, wie sollte es anders sein, auf dem anschließenden Parteitag Widerspruch aus. Den Männern behagt der Antrag der weiblichen Heißsporne ganz und gar nicht. In der schließlich angenommenen entschärften Fassung heißt es dann wesentlich gemächlicher: „Nachdem die gesetzlichen Schranken gefallen [...], muß es um so mehr Aufgabe der Genossen sein, ihre weiblichen Angehörigen aufzuklären, damit sie Mitglieder der Partei werden.“ Das läßt sich schon eher hören!

Zu einer lebhaften Diskussion kommt es auch über die Frage, in welcher Weise nun die Frauen in den Vorständen und Gremien der Partei mitwirken sollen. Es wird vorgeschlagen, daß jedem Vorstand mindestens eine Frau angehören solle, eine Satzungsbestimmung, die in den nachfolgenden Jahrzehnten immer wieder zu einem beliebten Diskussionsgegenstand werden wird.

Richard Lipinski aus Leipzig, Bezirksvorsitzender in Sachsen, steigt auf die Barrikade: „Man kann doch nicht eine Frau, bloß weil sie eine Frau ist, in ein Amt hineinwählen,“ wettet er, „ganz gleich, ob es notwendig ist oder nicht. Bis jetzt war nicht das Geschlecht für die Besetzung eines Postens entscheidend, sondern die Tüchtigkeit, so soll es auch bleiben.“

Ein anderer Sprecher, Adolf von Elm aus Schleswig-Holstein, wendet sich dagegen, daß bei den Delegiertenwahlen auf jeden Fall immer eine Frau berücksichtigt werden solle. „Wenn man von Gleichberechtigung redet,“ so meint er, „soll man endlich damit aufhören, Sonderrechte für die Frau zu verlangen... ob da eine Frau delegiert werden soll, das soll man ganz ruhig den Genossen am Ort überlassen.“ Und schließlich betont er etwas später, die Zwangsforderungen der Frauen hätten auf ihn den Eindruck gemacht, „als ob man die ganze Partei unter den Pantoffel der Frau bringen will.“ Die Wellen der Heiterkeit schlagen hoch.

Aber diese Einwände finden nur vereinzelt Gehör. Im Großen und Ganzen hält man es doch für notwendig, durch eine zwingende Bestimmung dafür zu sorgen, dass die Frauen in die Vorstände aufrücken können. Dass eine solche

Hilfestellung gelegentlich dringend notwendig ist, dokumentiert schließlich Carl Schreck aus Bielefeld mit seiner Bemerkung, man kenne ja „die Bequemlichkeit und das Ruhebedürfnis so mancher Genossen, die vor den neuen Elementen, vor den Frauen, die neuen Geist hineinbringen, ihre Ruhe haben wollen.“

Hermann Müller, der spätere Reichskanzler, und die agile Luise Zietz räumen schließlich die letzten Bedenken beiseite. Die Bestimmung, wonach mindestens eine Frau den Vorständen angehören muss, wird durch Beschluß verankert. Auf dem folgenden Parteitag wird Luise Zietz als erste Frau in den Parteivorstand gewählt.

In Nürnberg knüpft Anna Nemitz ihre ersten Beziehungen zu Luise Zietz. Beide Frauen arbeiten später, besonders in der Zeit der USPD, eng zusammen. Sie kommen gut miteinander aus und sind jederzeit auch zu einem freundschaftlichen Scherz aufgelegt. Zum festen Brauch wird ein Ritual bei telephonischen Anrufen: „Hier Zietz,“ meldet sich dann eine Frauenstimme. Und als Antwort kommt regelmäßig: „Hier auch!“

Als der Nürnberger Parteitag beendet ist, hat die sozialistische Frauenbewegung neue, entscheidende Impulse erfahren. Zuversichtlich und mit neuem Kampfgeist kehrt man in die Heimatorte zurück. Überall können nunmehr auch legal die Frauen an der politischen Arbeit teilnehmen... und in die Vorstände aufrücken.

Anna Nemitz geht gleich nach ihrer Rückkehr daran, das Problem der Frauenorganisation zu regeln. 1244 weibliche Mitglieder – die bisher der vorbereitenden losen Organisation angehörten – werden in Bochum neu in die Partei aufgenommen. In der Stadt und in den anliegenden Ortschaften entfalten sich neue Aktivitäten. Der Versammlungsbesuch wird besser. Das spornt an.

Als Anna Nemitz im Jahre 1911 nach Berlin übersiedelt, lassen sie ihre Freunde nur ungern gehen. Am 30. Oktober 1911 erscheint im „Bochumer Volksblatt“ eine Notiz mit dem Hinweis, daß sie Bochum verlassen habe, „um ihre Hütte wieder in Berlin aufzuschlagen.“ Und dann heißt es weiter: „Wir glauben, daß diese Nachricht überall in unserem Bezirk ... mit Bedauern aufgenommen werden wird.“ Denn überall, wo sie hinkam, habe sie als Rednerin „die Herzen ihrer Zuhörer“ gewonnen: ein „lebendiges Beispiel dafür, wie viele Kräfte im Volke schlummern.“

## Mein Vater trug den gelben Stern

Die innere Bindung an meinen Vater ist für meine Entwicklung von entscheidender Bedeutung gewesen. Sein Vorbild ist mir Wegweiser auch in schwierigen Stunden. Die Erinnerung an ihn, an seine aufrechte Gangart auch in den schweren Jahren der Verfolgung, die Gesinnungstreue in fast ausweglos erscheinenden Situationen, sind für mich Verpflichtung geworden, in seinem Sinne weiterzuwirken.

Oft habe ich mir die Frage vorgelegt, worauf diese tiefe innere Zuneigung beruht. Als sich 1942 die Lage für alle jüdischen Familien dramatisch zuspitzte, war ich gerade 16 Jahre alt. Wenn ich einmal von der sorglosen und schönen Kinderzeit absehe, waren es also nur wenige Jahre, die ich bewußt mit meinem Vater mitfühlen konnte. Sicher ist es gerade die Intensivität der Beziehung in diesen letzten wenigen Jahren, die zu dieser starken Bindung führte.

Als 1942 der Behördenbrief mit der Aufforderung einging, sich zu einem festgesetzten Termin mit Reisegepäck in der als Sammelstelle vorgesehenen Synagoge in der Levetzowstraße einzufinden, war bei den Betroffenen die Atmosphäre der dumpfen Ahnung einer bevorstehenden Katastrophe und der Verzweiflung allgegenwärtig. Was beabsichtigt war, wurde von den NS-Behörden verschleiert. Die Unmenschlichkeit des NS-Staates kam in dieser Anordnung, in bürokratendeutsch formuliert und hektographiert auf schlechtem Papier, vervielfältigt zum Massenversand, in ihrer ganzen Brutalität zum Ausdruck. Es ist schwer, einer heutigen Generation zu erläutern, wie die allgemeine Atmosphäre des Terrors und der brutalen Drohungen die Menschen beeinflusste, und welche Empfindungen, Gefühle und Reaktionen diese Aufforderung auslöste. Am Tag des Abtransportes half ich meinem Vater, seinen Rucksack zu packen. Außer dem Waschzeug konnte eine Decke mitgenommen werden. Name und Transportnummer mußten mit Wäschetinte aufgetragen sein. So stand es in der Vorschrift. Tüchtige organisatorische Vorarbeit bewährter Beamter. Das deutsche Grauen wickelte sich in vollkommener Perfektion ab. Habe ich mich damals richtig verhalten? Mein Vater war ruhig, wie immer. Wir sprachen darüber, was man noch einpacken könne. Was ging in ihm vor? Er stand kurz vor seinem 74. Geburtstag, ich war 16 Jahre alt. Habe ich überhaupt verstanden, worum es ging? Er wollte nicht, daß ich in das Geschehen eingebunden würde.

Seinen letzten Blick auf den Bücherschrank kann ich nicht vergessen. Warum hat sich dieser Augenblick in meiner Erinnerung so fest verankert? Die deutschen Klassiker waren in den Regalen unübersehbar. Er kannte seinen Schüler, Goethe und Heine. Das geistige Deutschland war seine Welt. Ich weiß es, und er hat es mir gesagt: Bis zur letzten Minute war er der festen Überzeugung, daß der Ungeist und die Brutalität der Nazis keinen Bestand haben würden, und daß nach der bevorstehenden militärischen Niederlage und dem Ende des Krieges ein neues Deutschland wieder seinen Platz in Europa einnehmen würde.

Die letzten Stunden vergingen. Er legte den Rucksack um. Dann machten wir uns auf den Weg. Sammelpunkt war die Synagoge in der Levetzowstraße. Ich wollte ihn begleiten, ihm tragen helfen. Er schickte mich fort. Es war ein schrecklicher Abschied. Mein Herz preßt sich zusammen, wenn ich daran denke. Die Strapazen des Lebens in Theresienstadt, zusammengepfercht auf kleinstem Raum, hielt der geschwächte Körper nicht lange aus. Am 24. September 1942 kam der Tod. In der Sterbeurkunde wird bescheinigt, daß die Beerdigung auf dem Ghettofriedhof am 27. September 1942, Reihe 68, Schacht D, stattfand. Nach dem Kriege habe ich in Theresienstadt (jetzt Terezín) an der Stelle, an der er die letzte Ruhe fand, einen Stein niederlegen können.

Trotz aller Demütigungen hatte mein Vater in den schweren Jahren nach 1933 den Lebensmut nie verloren. Seine befreiende Art, über zukünftige Entwicklungen, auch über seinen eigenen Tod hinaus, zu sprechen, ließ die Quellen seines Humors nie versiegen. Als Arzt half er mit sarkastischen Mediziner-Witzen oft nach. Sicher hatte auch der Berliner Freundeskreis mit dazu beigetragen, daß ein Gefühl der Vereinsamung trotz der Isolierung nicht zu einem beherrschenden Element wurde. Diejenigen Reichstagsabgeordneten, die in Berlin geblieben waren, hielten zusammen.

Ich erinnere mich an so manches Treffen im Hause meiner Großmutter in Köpenick, an dem Elfriede Ryneck (die Großmutter der ehemaligen Berliner Justizsenatorin und Präsidentin des Bundesverfassungsgerichts, Professor Dr. Jutta Limbach), Louise Schröder, die spätere Bürgermeisterin, und vor allem sein Freund Paul Löbe teilnahmen. Diese Freundschaft mit dem früheren Reichstagspräsidenten Paul Löbe hat trotz aller Gefährdung, die mit jedem Treffen verbunden war, die schwersten Stürme überstanden. Jahrelang trafen sich die Freunde zweimal in der Woche, mal in der einen, mal in der anderen Wohnung, oder bei einem Spaziergang im Grunewald, bei dem ich oft in

Richtung Schildhorn mitgehen konnte. Die Treue, mit der Löbe seinem jüdischen Freund und ehemaligen Reichstagskollegen auch dann zur Seite stand, als dieser zuletzt den gelben Stern tragen mußte, war eine bewegende Demonstration schlichter Menschlichkeit und eines anderen, besseren Deutschland. Je älter ich werde, desto mehr stellt sich bei mir ein Gefühl des Stolzes ein, ein Stück gemeinsamen Weges mit diesen unerschrockenen Frauen und Männern gegangen zu sein, die für mich den Namen eines demokratischen Deutschland in die Gegenwart gerettet haben.

Gleich nach 1933 hatte die Familie die große Wohnung am Bundesratsufer aufgeben müssen. Hierfür waren auch materielle Gründe maßgebend, denn der Vater bezog keinerlei Einnahmen mehr. Der „Völkische Beobachter“ hatte in einem Artikel, der im Nachlaß vorhanden ist, geschrieben, daß Moses einer der reichsten Männer Berlins sei und vierzig Häuser besitze. Diese Meldung, die mein Vater gelegentlich sarkastisch zitierte, war von Anfang bis Ende erlogen. Kein einziges Haus war sein Eigentum. Vielmehr hatte er in seiner ganzen Zeit der Abgeordnetentätigkeit den materiellen Fragen – was meine Mutter als Kassenwart oft beklagte – keinerlei Aufmerksamkeit gewidmet. Die ärztliche Praxis war mit dem Beginn seiner Abgeordnetentätigkeit ohnehin aufgegeben worden.

So zogen wir also in eine neue Wohnung in der Krefelder Straße 4 in Moabit. Das Haus ist vom Krieg verschont geblieben. Aber auch dort konnten wir nur noch kurze Zeit zusammen wohnen. Mit dem Erlaß der Nürnberger Gesetze 1935 kam die schmerzliche Trennung. Der Vater mußte sich in ein möbliertes Zimmer in einer Wohnung in der Levetzowstraße 11a – einem der von den Nazis deklarierten „Judenhäusern“ – zurückziehen. Meine Mutter und ich wohnten dann in der Wilmersdorfer Straße zusammen in einem kleinen Zimmer im Parterre hinter dem Ladengeschäft, das nun die einzige Einkommensquelle für alle war.

Schon vor dem Erlaß der Nürnberger Gesetze hatten sich auch bei uns die Folgen der nazistischen Rassenhetze bemerkbar gemacht. Wochenlang klingelte nachts das Telefon, und meine Mutter mußte von anonymen Anrufern Beschimpfungen und Bedrohungen über sich ergehen lassen.

Eines Tages wurde auch ich, neunjährig, in eine solche Schimpfaktion einbezogen. Wir standen mit einer Horde tobender und schreiender Jungen an der Ecke Alt-Moabit/ Krefelderstraße. Plötzlich wurde ich von hinten von einem uniformierten Mann am Kragen gepackt, der mir bedeutete, daß wir jetzt wegen rüpelhaften Benehmens zu meiner Mutter gehen müßten. Mir sank das

Herz in die Hosentasche und die Knie schlotterten. Jammern und Betteln halfen nichts. Der große Mann in Uniform bestand darauf, den kleinen Rüpel seinen Eltern zur Bestrafung höchstpersönlich zuzuführen. Als wir vor der Wohnungstür standen und geklingelt hatten, kann man sich das Entsetzen meiner Mutter beim Öffnen der Tür vorstellen. Der Mann stieß mich durch die Wohnungstür und schrie dann etwas von rüpelhaftem Betragen und davon, daß dies bei *dieser* Erziehung, bei *dieser* Familie, und bei *dieser* Abstammung wohl kein Wunder sei. Ich sehe meine Mutter noch heute, wie sie, nachdem der Mann gegangen war, auf ihren Stuhl im Schlafzimmer hinsank und vor sich hinweinte.

Als wir getrennt wohnten, habe ich meinen Vater regelmäßig, manchmal auch über das Wochenende, besucht. Meist machte ich den Umweg nach der Schule auf dem Nachhauseweg. An anderen Tagen brachte ich ihm nachmittags etwas zum Essen. Dann erzählte er mir von den täglichen Vorkommnissen, und ich mußte ihm von der Schule und von der Mutter berichten.

In diesen Jahren der erzwungenen Untätigkeit führte mein Vater einen umfangreichen Briefwechsel mit dem Teil der Familie, der nach Tel Aviv ausgewandert war. Daß dieser Briefwechsel – wohlgeordnet – über die Zeitläufe gerettet und erhalten werden konnte, ist das große Verdienst meines Halbbruders Erwin Moses. Mit Sorgfalt und Hingabe, und nicht zuletzt mit deutscher Gründlichkeit, hat er die Briefe seines Vaters in Tel Aviv gesammelt und aufbewahrt. Die vierhundert Seiten umfassende Sammlung ist inzwischen als Buch erschienen (Dieter Fricke, *Jüdisches Leben in Berlin und Tel Aviv 1933 bis 1939 – Der Briefwechsel des ehemaligen Reichstagsabgeordneten Dr. Julius Moses*, von Bockel Verlag, Hamburg 1997). So können sich Kinder und Kindeskiner ein Bild machen vom Denken und fühlen des Großvaters und Urgroßvaters, aber auch vom Leben und Überleben in einer schweren Zeit.

Der Briefwechsel, der den Zeitraum von 1933 bis 1939 umfaßt, ist Dokumentation einer Verzweiflung und eines Triumphes zugleich. Das mag widersprüchlich klingen und bedarf einer Erläuterung. Moses gehörte zu denjenigen Politikern der Weimarer Republik, die nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten – obwohl als Parlamentarier und Jude doppelt gefährdet – das Schicksal auf sich nahmen, an der Stätte ihres politischen Wirkens, in Berlin, zu bleiben. Die Selbstverständlichkeit, mit der er diese Entscheidung traf, entsprach der Überzeugungstreue eines gereiften Politikers, der

auch Schicksalsschläge ungebeugt auf sich nimmt, und einem tiefen Zugehörigkeitsgefühl zur Kultur und zu den Menschen seines deutschen Heimatlandes. Er hat diesen Entschluß übrigens nie bereut. Gleichwohl mag er auch dadurch maßgebend beeinflusst worden sein, daß er damals schon 65 Jahre alt war und auf ein erfülltes Leben zurückblicken konnte. Um so mehr nahm er in den folgenden Jahren am Schicksal des ausgewanderten Teils der Familie in Palästina Anteil.

Aber die Briefe, die lange Zeit hindurch wöchentlich von Berlin abgingen, enthielten nur zum Teil Ratschläge des Vaters an den ausgewanderten Sohn. In zunehmendem Maße tragen sie den Charakter von Tagebuchaufzeichnungen, die über den stärker werdenden psychischen Druck, die seelischen Belastungen und die wachsende Isolierung des Schreibenden Auskunft geben. In den letzten Jahren wird der Grundton der Verzweiflung erkennbar, der den Vereinsamten umgibt. Dabei sind die Rufe aus der Isolierung nur schwer zu entziffern, denn der Briefeschreiber muss sich aus naheliegenden Gründen, um der Zensur keine Anhaltspunkte zu liefern, einer verschlüsselten und vordergründig nur die Privatsphäre berührenden Sprache bedienen. Der aus den Jahren seiner politischen Tätigkeit als besonders scharfzüngig bekannte Mann in der angenommenen Rolle des harmlosen Familienbriefschreibers: er selbst hat sich über diese Rolle amüsieren können.

Die Briefe der letzten Jahre, Psychogramm einer immer verzweifelter werdenden Situation, sind gleichzeitig eine Dokumentation der Unzerstörbarkeit und des Triumphes eines auf humanistischer Tradition aufbauenden Menschentums. Dieser Triumph wird um so deutlicher, je mehr sich der Blick des Schreibers über den Horizont hinaus in jene Zeiten ausweitet, die nach dem bevorstehenden Desaster kommen werden. Ich bin sicher: diejenigen, die diese Briefe lesen, werden den Ruf, der über die Zeiten hinausgeht, verstehen, und aus ihm Lebenskraft schöpfen.

Im Juni 1938 schreibt er, in verzweifelter Vorahnung, jetzt werde bald „zum Abmarsch geblasen und das schmerzt mich eigentlich. Nicht weil der Gedanke an den Tod in mir irgendwelche besonders traurigen oder sentimental stimmende Gefühle hervorruft; mich schreckt der Tod nicht. Und doch möchte ich vor meinem Ableben noch wissen und sehen, wie sich die Welt in wenigen Jahren schon – so glaube ich – in einen Strudel hineingerissen sieht, der unendlich Vieles mit sich fortschwemmt, Gutes und Schlechtes und Böses, und was sich dann, wenn sich die Wogen etwas geglättet haben, aus die-

sem, ich möchte beinahe sagen 'Gärungsprozeß', herauszukristallisieren beginnt...“.

Der 70. Geburtstag am 2. Juli 1938 bringt für meinen Vater noch einmal eine große Aufmunterung. „Fast kann ich es selbst nicht glauben,“ so heißt es in einem der Briefe, „aber Tatsache ist, daß 51 Personen bei mir gewesen sind und mir persönlich ihre Glückwünsche ausgesprochen haben. 58 Briefe und Karten sind bei mir eingegangen, und 21 Freunde haben mir telephonisch gratuliert. Gewiß kein Vergleich mit zehn Jahren vorher. Aber doch: Ich bin nicht vergessen...“.

Eine besondere Überraschung hatte sich Herbert Lepère, der frühere Leiter des Feuilletons des „Vorwärts“, ausgedacht. Er schrieb einen Geburtstagsartikel, so wie er ihn veröffentlicht hätte, wenn die Zeitung noch in Berlin erschienen wäre. Als Motto wählte er ein Zitat aus Alexander J. Cronins „Zitadelle“: „Weißt Du denn nicht mehr, wie Du über das Leben sprachst, es ist ein Sturm bergauf, als müßtest Du eine Zitadelle einnehmen, von deren Existenz Du weißt, die du aber nicht sehen kannst, weil sie auf dem Berg liegt?“

Den ganzen Abend über lag das Manuskript von Lepère auf dem Geburtstagstisch, Dokument einer zum Schweigen verurteilten Presse. Jeder Besucher nahm es in die Hand, als leiste er einen stillen Schwur, Auch Paul Löbe war wieder dabei. Mit Kennerblick las er den Beitrag durch, als gelernter Redakteur, sogar – wie er es in seinen Lebenserinnerungen beschreibt – als erfahrener „Sitzredakteur.“

Unter den Geburtstagsgästen befand sich auch der frühere Stadtrat Dr. Treitel, an den ich mich besonders gern erinnere. Bis 1938 luden Treitels ihre engen Freunde zum Purim-Fest ein, das in ihrer in Tiergarten gelegenen Wohnung nach liberaler jüdischer Art begangen wurde. Mein Augenmerk war vor allem auf das mit einem großen „Streng Kosher“ - Schild versehenen Speisebuffet gerichtet. Außerdem war Verkleidung empfohlen. Und vor allem wurde von meinem Vater der Vortrag eigener dichterischer Werke erwartet.

Eine meiner schönsten Jugenderinnerungen bezieht sich auf eine solche Veranstaltung. Mein Vater hatte sich vorgenommen, den versammelten Gästen eine geharnischte „Kapuziner-Predigt“ zu halten. Er kannte schließlich seinen Schiller, und vor allem den „Wallenstein“, der mit allerlei aktuellen Anspielungen angereichert wurde.

Wochen vorher begannen mit meiner Mitwirkung die Proben. Denn ich hatte zum Schluß die Aufgabe, meinem Vater die Kapuze vom Kopf zu reißen und

ihn als unechten Kapuziner zu entlarven. Diese Prozedur wurde sorgfältig geprobt, bis ich schließlich bei der Premiere mit dem Herunterreißen der Kapuze und dem lauten Ausruf „Das soll ein Kapuziner sein?“ einen vollen Erfolg hatte. Dann leitete Rabbiner Dr. Link mit versöhnlichen Worten den gemütlichen Teil ein.

In der Rückschau aus heutiger Sicht haben solche Erinnerungen an diese oder andere private Zusammenkünfte mit jüdischen Freunden für mich mehr Aussagekraft zur damaligen atmosphärischen Situation als manche wissenschaftliche Untersuchung. Als vor einiger Zeit das Leo Baeck Institut unter koordinierender Leitung des unvergessenen Fred Grubel eine Historikertagung zur Lage und den Lebensverhältnissen der Juden während des NS-Regimes in Deutschland organisierte, mußte ich während der ganzen Veranstaltung an diese Sylvesterfeier 1937 bei Treitels denken.

Allein das Szenarium dieser Zusammenkunft macht deutlich, worauf es in diesen Jahren der eskalierenden Hetze und Gewaltanwendungen ankam. Seit dem Erlaß der Nürnberger Gesetze 1935 rückte der Freundeskreis immer enger zusammen. Und die beiden Brüder Treitel, in der Weimarer Zeit als geachtete Rechtsanwälte tätig, der eine auch als Stadtrat, luden zu verschiedenen Anlässen immer wieder ein. Zu den ständigen Gästen gehörten der ehemalige Reichstagspräsident Paul Löbe, oft mit „Muttel“ und seiner Frau Clara, dann auch mit seinem Sohn Werner, inzwischen als Mediziner tätig, sowie die ehemaligen Abgeordneten Julius Moses und Anna Nemitz mit Angehörigen. Und alle wußten: zum festen Ritus gehörte der Vortrag meines Vaters, der mit seinen Versen, gespickt mit humorigen Anspielungen auf Anwesende, aber auch mit Hinweisen auf die allgemeine „Lage“, Zuversicht verbreiten und den Überlebenswillen stärken konnte. Der im Nachlaß erhaltene Text spricht für sich:

## **Capuziner – Predigt für Sylvester-Feier 1937 beim Dr. Treitel**

*(„Kurt und die Mutti nahmen daran teil“)*

*– Schiller, Wallensteins Lager –*

Heissah, Juchhei, Dudeldumdei!  
Das geht ja hoch her!  
Bin auch dabei!

Ist das ein Sylvester 37???  
37! Ihr Leute, 37, das weiss ich:  
Das wird ein schweres, sehr schweres Jahr!

Das wisst auch Ihr! Und doch diese fröhliche Schar  
von Saufenden  
sich um die Brötchen und Karpfen und Mayonaise Raufenden !

Sind wir denn Türken? Oder Jacobiner  
Und nicht mehr des lieben Gottes Diener?  
Treibt man so mit dem Neujahrsfest Spott,  
Als hätte der allmächtige Gott  
Das Chiragra? Könnte nicht dreinschlagen?  
Ist jetzt Zeit zu Saufgelagen,  
Zu Banketten und Feiertagen?  
Was steht Ihr da und legt die Hände in den Schoss?  
Die Kriegsfurie ist drunten in Spanien los,  
Und Ihr kümmert Euch mehr um den Krug, als den Krieg,

Und hört auch nicht mehr auf den Mosis,  
 Euch kümmert auch nicht, was in Erez los is'!  
 Die M.d.R's trauern in Sack und Asche

Und die Jacobiner haben heut noch ne volle Tasche! –  
 Es ist eine Zeit der Tränen und Not,  
 Am Himmel geschehen Zeichen und Wunder  
 Und aus den Wolken blutigrot  
 Hängt der Herrgott den Kriegsmantel runter!

Woher kommt das? Das will ich Euch künden:  
 Das schreibt sich her von Euren Lastern und Sünden!  
 Von der Gottlosigkeit und dem Heidenleben,  
 Dem sich selbst ein Paul Löbe ergeben.  
 Denn die Sünd ist der Magnetenstein,  
 Der das Elend zieht ins Land hinein,  
 Auf das Unrecht da folgt das Übel,  
 Wie die Trän´ auf den herben Zwiebel,  
 Hinter dem U. kommt gleich das Weh,  
 Das ist die Ordnung im ABC.  
 Und hinter dem Suff der Katzenjammer,  
 Das weiss doch heute schon jeder Chammer! –

Kein Goethe könnte heute sagen:

„Nichts schöneres an Feiertagen als ein Gespräch von  
 Kriegsgeschrei,“

Wenn in dem Lande der Kastanien,  
 Dort unten in dem schönen Spanien,  
 Die Völker aufeinanderschlagen!!  
 Denn wie hiess es zu Weihnacht: Frieden auf der Erde,  
 Auf das 37 den Menschen ein Wohlgefallen werde.  
 37 ! Da sollt Ihr Euer Gold und Devisen und Mark nicht verstecken  
 Heraus mit Ihnen, so schreit es von allen Ecken;  
 Und wer sein Kapital nutz- und zinsbringend anlegen will´  
 Der halte auch 1937 ganz still!

Das gibt für Sylvester den richtigen Ton,  
So will es die Stillhalte – Commission.

Haltet still, haltet aus und habet acht,  
Auf das 37 kein Deutscher fällt in den Schacht!  
Haltet still, haltet aus in Sturm und Braus,  
Und sauft unserem Wirt den ganzen Laden aus!

Der Werner kann sich dann schulen für den Beruf,  
Zu dem der liebe Herrgott im Zorn ihn erschuf,  
Der macht sich dann an den Bierleichen zu schaffen,  
d.h. an den arischen, jüdische sind auch am Sylvester  
nicht zu erraffen,  
Denn dieser furor alcoholicus,  
gehört zum furor teutonicus  
Von dem Paul Loebe erklärt: An solchen Tagen  
Ist überhaupt nur noch der furor alcoholicus zu ertragen!

Und O.R. mit dem Bart à la Habby  
Nicht Stadtrat mehr, sondern ein weiser Rabbi !  
Er lebt nur noch von Schar und More Nebuchim  
Und will in der Anwaltschaft auch nichts mehr suchim!  
O.R. Onkel Richard richtig verdeutscht,  
Sieht dem Goj im Suff zu, so ganz zerkneuscht

Und O.H. nicht Oberste Heeresleitung:  
Onkel Hermann in ihrer Familiendeutung,  
Er schüttelt den Kopf als steter Kritikus:  
Was redet der Capuziner da heut für ´nen Stuss!

Die Clara, die Frieda, die Hede und die Grete:  
Heute sind alle nicht so etepetete.  
Ja wer bei ihnen heute sucht,  
Die Furcht Gottes und die gute Zucht,  
Und die Scham, der wird nicht viel finden,  
Tät er auch hundert rote Laternen anzünden!

Noch ist zur Umkehr Zeit, Ihr Sünder,

Ihr seid doch, spricht Mose – alle Gottes Kinder.  
 Und so ihr gelobet, von Eurem Lasterdasein zu lassen,  
 will ich 1937 Euch noch einmal verschonen von Fluchen und Hassen  
 Mein Zorn zu den Damen wandelt sich bald in Liebe  
 (*Zuruf*: Nebbich, die 69er Triebe)

Herr Präsident, ich werde hier immer unterbrochen,  
 So was dürfen sie nicht dulden ungerochen!

*Herr Präsident*:

(*Zuruf Loebe*: Bitte fortzufahren,)  
 sonst kann ich sie nicht vom Ordnungsruf bewahren.

Ich füge mich!!

(*Zuruf Loebe*: Sie werden sich fügen müssen,  
 Das sollten *Sie* als alter Abgeordneter wissen!)  
 Ich wende mich wieder den Männern zu! Und sage:  
 Noch ist es zur Umkehr höchste Zeit,  
 Und sind die Männer, nebbich *die* Männer, nicht bereit,  
 Werd' ich mich an die Frauen wenden,  
 (In allen Züchten sei es gesagt)!! –  
 Seht unsere Hausfrau!! Mit fleissigen Händen,  
 Kaum dass es draussen hat getagt,  
 sorgt sie sich schon um Mann und Kind,  
 Und die Gäste, die ihre Freude – nicht Freunde – sind!!  
 Sie hat gesorgt für Brötchen und Stullen,  
 Sie hat gesorgt für volle Pullen,  
 Für Wein und Bier und auch – man höre – !  
 Für herrliche Capuziner Liköre !  
 Für Obst, für Kaffee und für Kuchen:  
 Solch eine Hausfrau soll man sich suchen!  
 Nicht einmal das Bier hat *er* rangeholt,  
 Und bis jetzt hat *sie* auch alles bezahlt!  
 Von den Cigarren ganz zu schweigen,  
 Die seinen Dallis deutlich zeigen,  
 Und von deren Düften

Er alle 5 Minuten das Zimmer muss lüften!

Er hält sich autoritär, ach so oft und so gern  
Für den, alles hier zu sagen habenden Herrn  
Und glaubt, wenn er ruft: „Knirps, Knirps“ dass das Eindruck macht,

Gelacht, gelacht!

Ihr Leute: Das sind die Männer von heute!!  
Die Männer von heute, sind Männer von gestern  
Doch will ich nicht mehr über die Männer lästern!  
Die Frauen von heute haben die Hosen – pardon die Schlüpfer – an  
Ran an den Mann, Und Tante Emma voran!  
Uebernehmt Ihr Frauen heut das Regiment,  
Dann hat es mit meinem Fluche ein End!  
Und ein End hat auch meine Capuziner Predigt!  
Und damit ist meine Mission erledigt.

Und jetzt geht es zum Kaffee mit Pfannekuchen,  
Und um 12 werden das neue Jahr wir suchen!  
Und um 1 gibt es Eis,  
Um 2 kommen die Würstchen ran,  
Und um 3 fangen wir wieder von vorne an.  
Meinetwegen so weiter:  
„Kraft durch Freude“ sei unser Losungswort heute:  
Und bis in Ewigkeit und in Gottes Namen: Amen !

Wenn man an die Entschlüsselung dieses Textes herangeht, dann erhält man Einblick in die damalige Situation und die Gefühlslage eines zu dieser Zeit noch in Berlin lebenden jüdischen Bevölkerungsteils, der in dieser Intensität durch wissenschaftlich-soziologische Studien kaum vermittelt werden könnte. 1937 wirkte in gewissem Sinne noch die im Olympia-Jahr 1936 vom NS-Regime propagandistisch vermittelte scheinbare klimatische „Normalisierung“ nach, die im Hinblick auf die internationalen Besucherströme abgespult worden war.

Und dies, obwohl sich die Betroffenen seit dem Erlaß der „Nürnberger Gesetze“ 1935 über die weitere Entwicklung im klaren sein konnten.

Man war enger zusammengerückt, und zwar nicht nur innerhalb des jüdischen Bereichs. Auch in Kreisen der von den Nazis verfolgten ehemaligen Führungsschichten der untergegangenen Weimarer Republik. Mit welcher Selbstverständlichkeit z.B. der ehemalige Reichstagspräsident Paul Löbe in engem Kontakt zu seinen jüdischen Freunden blieb, ist bisher zu wenig gewürdigt worden. In der Kapuziner-Predigt werden er und seine Frau Clara, wie auch der Sohn Werner Löbe, mit dem mich in jungen Jahren eine Briefmarken-Sammler-Freundschaft verband und der später viele Jahre als praktischer Arzt, u.a. im niedersächsischen Walsrode, erfolgreich tätig war, ausdrücklich angesprochen.

Und die anderen Teilnehmer dieser Sylvester-Feier? „O.R.“ tritt auf als „Onkel“ Richard Treitel („Nicht Stadtrat mehr, sondern ein weiser Rabbi“), sowie „O.H.“ (nicht „oberste Heeresleitung“, sondern „Onkel“ Hermann) Treitel, der in der „Anwaltschaft auch nichts mehr“ zu suchen hat. Aber auch meine Mutter „Frieda“ wird erwähnt.

Ganz deutlich wird der zeitgeschichtliche Hintergrund des Jahreswechsels 1937/1938:

„Was steht Ihr da und legt die Hände in den Schoß?

Die Kriegsfurie ist drunten in Spanien los,

Und Ihr kümmert Euch mehr um den Krug, als den Krieg, Und hört auch nicht mehr auf den Mosis,

Euch kümmert auch nicht, was in Erez los ist

Die M.d.R's trauern in Sack und Asche

.....

Es ist eine Zeit der Tränen und Not

Und aus den Wolken blutigrot

Hängt der Herrgott den Kriegsmantel runter.“

Anderthalb Jahre später – mit dem Kriegsbeginn 1939 – sollte diese Prophezie des in die Zukunft schauenden Capuziners bittere Realität werden.

Aber zunächst hat der strenge Prediger zum Abschluß seiner zornigen Mahnungen noch einen sarkastischen Vorschlag parat, bei dem die Anwesenden wußten, was gemeint war: Wir brauchen Mut und starkes Selbstbewußtsein, was immer kommen mag! Die Parole lautete:

„*Kraft durch Freude*“ sei unser Losungswort heute“

Alle wußten, daß hier die „KdF“-Propaganda der Nazis aufgespießt wurde. Es gab ein befreiendes Lachen und viel Beifall.

Woran mag der Prediger gedacht haben? Ich hatte jedenfalls die Aufgabe, ihn als falschen Capuziner zu entlarven

Daß sich Julius Moses in der Produktion von launigen Stehgreif-Versen und Gelegenheitsgedichten schon seit Jahrzehnten einen guten Ruf erworben hatte, und in so mancher Veranstaltung zu einem guten Klima beitrug, hatte sich schon früher allgemein herumgesprochen. Dabei waren seine Produktionen oft genug mit Rückgriffen auf populäre Klassiker angereichert. Schließlich hatte er auch, einst auf einem humanistischen Gymnasium herangezogen, das germanistische Handwerkszeug und die Theorie des Verse-Schmiedens parat, wenn es galt, bei einer anspruchsvollen Hörerschaft einige Aufmerksamkeit zu erregen.

Als ich in meiner frühen Bonner Zeit als dortiger Parlamentskorrespondent einem der wenigen zündenden Redner des Bundestages, dem Abgeordneten Fritz Erler, einige der in Versform gehaltenen Reden des ehemaligen Abgeordneten Julius Moses zukommen ließ, brachte er mir gegenüber spontan zum Ausdruck, welch großer Mangel an fähigen und literarisch gebildeten Rednern heute oft genug zu beklagen sei. Es ist schon wahr: Referenten, die beim Zuhörer bald Ermüdungserscheinungen auslösen, gibt es viele. Aber wo sind die großen Redner geblieben? Und warum hat heute in der politischen Rhetorik Humor kaum noch einen Platz? Muß sich die moderne Medien-Demokratie tatsächlich dem Druck des seichten Polit-Infotainment und dem schwatzhaften Politik-Talk-Rummel beugen?

Ich muß gestehen, daß ich dann und wann – wenn die Orgien der mit schwerem Säbel geistlos um sich schlagenden Polit-Matadore unausstehlich langweilig werden – schon einmal gerne zu den alten Texten der literarischen Florett-Fechter greife. Im Nachlaß meines Vaters befindet sich z.B. eine in Versform ausgearbeitete Haushalts-Rede für den Vortrag im Reichstag:

**Rede****Gehalten zur Beratung des Etats für den Reichstag****Von Dr. Julius Moses**

Ein alter Spruch, bekannt in aller Welt,  
 Ist jener Spruch: „Erlaubt ist, was gefällt!“  
 Ich nahm des Hauses Bibel mir zu Hand,  
 „Geschäftsordnung“, so hat man´s hier benannt.  
 Ja, was den Gläubigen die Bibel  
 Und was dem Schulkreuz die Fibel,  
 Das ist dem Reichstag, wie bekannt,  
 Der Geschäftsordnungs-Paragraphen-Band.  
 Auf ihn schwört Löbe, Bell und Rieser  
 Und Gräf, der Oel ins Feuer Giesser.  
 Dort kennt sich Schulz und Dittmann aus,  
 Talmudisch sind sie da zuhaus´.  
 Sie lehren jeden Ordnung üben:  
 Paragraphos! So steht´s geschrieben.  
 Doch nirgends find´ ich in den Noten:  
 „In Versen sprechen ist verboten“!  
 Und so verlass´ ich heut´ die altgewohnten Normen,  
 Trag´ meine Wünsche vor in neuen Formen  
 Und grüsse in Ghaselen und Makámen  
 Des hohen Hauses werte Herr´n und Damen.

Zuerst sprech´ich es unumwunden aus:  
 Erträglich war´s bisher in diesem hohen Haus.  
 Jedoch empfindet oft man es mit Pein:  
 Es wird zu eng jetzt alles und zu klein.  
 Es fehlt ja manches hier uns noch zur Zeit,  
 Zu stärken uns´re Arbeitsfreudigkeit.  
 Zum Beispiel neben andern schönen Gaben  
 Müsst´ jeder hier sein eig´nes Zimmer haben.

Mit Anschluss dann an einem Radio,  
 Mit Sendung nicht vom Vox-Haus, doch von Luther,

Das wär´ für dieses Haus das richtige Futter.  
 Auch fänd´ es jeder Volksvertreter schön,  
 Würd´ ihm ein Auto zur Verfügung steh´n.  
 Für Damen ´nen Chauffeur, für Herrn ´ne Chauffeurin  
 Und jedem eine nette, junge Sekretärin.

Es fehlt dann auch zur richtigen Volksbetreuung  
 Den Voksvertretern viel an geistiger Zerstreuung:  
 Frei Variétés und Kino und Theater,  
 Bierabend noch viel öfter, mit und ohne Kater.  
 Und hätt´ von unsern Wünschen Kenntnis Herr von Schlieben,  
 Er hätt´ es längst in den Etat geschrieben.  
 Und weiter noch verlangt Berichtigung  
 Das oft missbrauchte Wort „Ertüchtigung“.

Wir haben unten einen Zandersaal,  
 Erholungsstätte ideal.  
 Mit allen obligaten  
 Erprobten, guten Training-Apparaten  
 Zum Reiten, Rudern, Klettern, Schaukeln,  
 Da kann man andern nichts vorgaukeln.  
 Der Schaukelapparat empfiehlt sich dann und wann  
 Zur schärferen Benutzung so manchem Strebemann.  
 Am Box-Ring darf beileibe es nicht fehlen,  
 Westarps und Laverenzens Muskelkraft zu stählen.

Erscheinen dann im Hause ihrer Wähler  
 Aufwertung heischend,  
 Zornige Krakehler,  
 Flammensprühenden Blicken,  
 Dann brauchen sie, wie jüngst, nicht auszurücken:  
 Mit Boxkampftechnik gut und fest vertraut,  
 ´Nen Haken angesetzt, schlägt man das Pack knock-out.  
 Nur eines ist dort noch vonnöten:  
 Die Psychotechnik ist hier nicht vertreten.  
 Solch Apparat wär´ noch des hohen Hauses Stolz,

An dem könnt´ messen man das diplomatische Genie von Scholz.

Verzeihung, wenn ich weiter davon spreche:  
 Es zeigt bei manchem sich Gedächtnisschwäche.  
 Nun gibt es Apparate, gibt Methoden,  
 Dies Uebel mit der Wurzel auszuroden.  
 Herr Schiele wird nun den Beifall mir bekunden:  
 Er hat ja selbst das Uebel arg empfunden.  
 Und hat erst jüngst erklärt, und zwar geharnischt:  
 „Ick heesse Schiele und ick weess von jarnischt!“

Noch einen Apparat vermiss ich unten,  
 Und doch auch dieser ist ja schon erfunden:  
 „Wie bringt man Abgeordnete zur rechten Zeit zum Schweigen?“  
 Doch diesen Apparat kann nur die K.P.D. Euch zeigen.  
 Wie tobten sonst die Scholem, Katz unbeugsam,  
 Wie sieht man heute sie so mild und schweigsam  
 Patent Ruth Fischer-Apparat aus Osten!  
 Man sieht doch gleich: die Leute sind auf Posten!  
 Ruth drückt den Knopf,  
 Das tut die Reden hindern,

So! Das wär´ nun zwar nicht alles  
 Was ich wünsch´ und was ich möcht´!  
 Aber Deutschland hat den Dalles,  
 Die Finanzen stehen schlecht!  
 Will mich drum nicht unterfangen,  
 Auf die Wünsche zu besteh´n.  
 Leidlich ist´s bisher gegangen  
 Und so wird´s noch weiter geh´n.  
 Höchstens wünsch´ ich aus der Fülle  
 Vater Phillipp noch ´ne Brille!  
 Rechts und links und in der Mitte  
 Ist man einig heut´ fürwahr:  
 Raum ist in der kleinen Hütte  
 Noch für uns so manches Jahr!

Geht man bei dieser fiktiven Haushaltsrede, die sicher im Freundeskreis einiges Schmunzeln auslöste, auf die Spurensuche, um eine Datierung herauszufinden, so kann man wohl mit dem Hinweis auf den der Deutschen Volkspartei nahestehenden Abgeordneten Hans Luther vorankommen. Er wurde, nachdem er seit 1923 das Amt des Finanzministers bekleidete, in meinem Geburtsjahr, also 1925, zum Reichskanzler gewählt. Auch das auf der Wunschliste zur Anschaffung für jeden Parlamentarier stehende Radio verweist auf die goldenen Jahre der Republik. Deftig ist die Charakterisierung so mancher Kollegen, aber beißend komisch auch der Hinweis auf den bei der KPD vorhandenen „Apparat“, der die eigenen Abgeordneten zur rechten Zeit durch Knopfdruck zum Schweigen bringen soll:

„Patent Ruth Fischer-Apparat aus Osten

Man sieht doch gleich: die Leute sind auf Posten“

Aber auch die sozialdemokratischen Freunde wurden aufs Korn genommen. 1928 erschienen im 8 Uhr-Abendblatt die „Neuen zehn Gebote“, die „dieser Moses für Reichstagsnovizen aufgestellt hat.“ Darin heißt es unter Anspielung auf einen Kollegen: „Vergiß nicht, bei der Erörterung der Jugendprobleme der Regierung den Alkohol dringend ans Herz zu legen.“ Und bei den nach Innen gerichteten „Regeln für sozialdemokratische Redner im Reichstag“ heißt es: „Gebrauche recht häufig Fremdworte, sprich sie falsch aus oder betone sie an der falschen Stelle“ Im Nachlaß findet sich eine ausführlichere Fassung, die keineswegs veraltet ist:

## Regeln

für sozialdemokratische Redner im Reichstag.

1. Deine Rede ist die wichtigste, die je im Reichstag gehalten worden ist.
2. Du hast also ein Recht darauf, die stenographische Wiedergabe Deiner Rede in der Parteipresse zu verlangen.
3. Wenn Du die Rede vorbereitest, so denke immer daran, daß die Zeit, die Dir zur Verfügung steht, bis zur letzten Minute ausgefüllt werden muss.
4. Wenn Du auf der Tribüne des Reichstags stehst, darfst Du nicht so reden, wie Dir der Schnabel gewachsen ist.
5. Ein leeres Haus hebt die Stimmung des Redners.
6. Noch besser ist es, wenn auch von der eigenen Fraktion möglichst wenige zur Stelle sind.
7. Sprich immer, mit einer Viertelwendung des Körpers, nach der rechten Seite des Hauses. Auf der linken Seite befindet sich nämlich die Pressetribüne, auf der man Dich nicht zu hören braucht.
8. Sprich recht schnell, etwa 400 Silben in der Minute, damit der Berichtstatter nicht zu folgen vermag.
9. Höre Dir nie an, was vorher gesagt worden ist, sonst könntest Du Dich nicht an das Manuskript halten, das Du Dir tagelang zurecht gemacht hattest.
10. Du mußt immer so reden, als ob die Leser des Zeitungsberichts alles wüssten.
11. Darum verliere Dich in alle Einzelheiten, die Dich als Spezialisten auf dem Gebiet besonders interessieren und berühre möglichst wenig das Allgemeine.
12. Deshalb brauchst Du wenig davon zu sagen, was in der Vorlage eigentlich steht, welches ihr Zweck ist, was dagegen einzuwenden wäre. Dafür mußt Du die Einzelheiten recht breit vortragen und nach allen Richtungen hin „beleuchten“.

13. Du musst oft und ausführlich mit solchen Auffassungen polemisieren, die bei den Ausschussverhandlungen vorgetragen wurden, weil das die Zeitungsleser ganz besonders interessiert.
14. Verlies lange Zitate aus Zeitungen und aus den Reden anderer Abgeordneter weil diese ganz sicher im Zeitungsbericht nicht gebracht werden.
15. Gebrauche recht häufig Fremdworte, sprich sie falsch aus oder betone sie an der falschen Stelle.
16. Wenn Du die Verhältnisse des Jahres 1927 schildern willst, dann beginne mit der Aufzählung der Ereignisse seit dem Bauernkrieg.
17. Nimm keine Rücksicht auf die Akustik des Hauses, sprich entweder so leise, dass kein Mensch Dich versteht, oder so laut, dass die Hörer Dich nicht begreifen.
18. Auch wenn die Sitzung schon 10 Stunden gedauert hat, so musst Du doch recht breit reden.
19. Es belebt die Aufmerksamkeit, wenn Dein Vortrag von der lauten Unterhaltung Deiner Fraktionsgenossen begleitet wird.
20. Wenn Du Dich mit mehreren Fraktionskollegen in die Redezeit teilen musst, so sprich so lange, dass die anderen nicht mehr zu Worte kommen.
21. Du musst immer von der Voraussetzung ausgehen, dass die Mitglieder der anderen Parteien nichts verstehen, daher darfst Du kein Argument auslassen, das überhaupt noch vorgebracht werden könnte.
22. Besonders wirkungsvoll ist statistisches Material, vor allem dann, wenn es in Tabellenform und mit grösster Eilfertigkeit vorgetragen wird.
23. Immer denke daran, dass Deine Rede ins amtliche Stenogramm kommt. Wenn auch Deine Wähler nichts davon erfahren, so wird sie eingehen in die Geschichte des Reichstags.

Die Freude an Satire und Ironie, wie sie aus diesen „Regeln für sozialdemokratische Redner im Reichstag“ ins Auge springt, hat Moses nicht immer nur Beifall eingebracht, schon gar nicht bei denjenigen, die gemeint waren. Aber in so mancher schwierigen Situation hat sie zu befreiendem Lachen ermuntert und damit auch zur Überwindung fast unüberwindbar erscheinenden Klippen beigetragen.

In der Fähigkeit, Humor als Spitze Waffe auch in der politischen Auseinandersetzung einzusetzen, schloß er an so manchen intellektuellen Streit aus der Zeit der Freiheitsbewegung von 1848 an. Dem „Berliner Krakehler“ aus den Kampffahren widmete er einen besondern Gedächtnis-Artikel. Und der Vorliebe für Humor im politischen Tageskampf verdankte er auch seine Popularität als Berliner Abgeordneter. Daß dabei immer wieder auch die Freude an scharfer intellektueller Argumentation zum Zuge kam, verband ihn schon vor der Jahrhundertwende mit so manchem liberalen Freigeist, so zum Beispiel als Autor der von Heinrich Ilgenstein herausgegebenen Berliner „Wochenschrift für öffentliches Leben, Literatur und Kunst – Das Blaubuch –“ wo er in der Redaktion mit seinem späteren sozialdemokratischen Reichstagskollegen Rudolf Breitscheid zusammentraf.

Julius Moses wurde am 2. Juli 1868 als Sohn eines Handwerkers in Posen geboren, besuchte Gymnasium und Universität in Greifswald und ließ sich 1893 als praktischer Arzt in Berlin nieder. Schon 1895 war er bei den Freisinnigen politisch tätig. Anlässlich einer Gedenkfeier zur fünfzigsten Wiederkehr des 18. März 1848 setzte er sich 1898 für die Errichtung eines Denkmals für die Märzgefallenen in Berlin ein. Eine nach Tausenden zählende Menge hatte sich zu dieser Feier eingefunden. Das Fest nahm einen glänzenden Verlauf, so heißt es in einem zeitgenössischen Bericht, obwohl oder vielleicht gerade weil der Hof des Versammlungslokals von einer Kompanie der Berliner Schutzmannschaft besetzt war. In den kommenden Jahren war er dann unter anderem in der von Theodor Barth, Helmut von Gerlach und Rudolf Breitscheid gegründeten Demokratischen Vereinigung tätig. Aber bald kam es zu Enttäuschungen über die Liberalen, besonders im Zusammenhang mit ihrem zu geringen Einsatz gegen den gerade wieder aufkommenden Antisemitismus. Schließlich veröffentlichte er eine Flugschrift mit dem Titel „Was hat der Blockfreisinn für den Fortschritt in Deutschland geleistet?“ Man schlägt die ansehnlich aufgemachte Broschüre auf und stößt auf leere Blätter. Antwort auf jene Frage: Nichts!

Auf dem Gebiet der Sozialmedizin knüpfte Moses an die weitsichtige Gedankenführung der Medizinalreformer von 1848 an. Kein Geringerer als der junge Rudolf Virchow hatte 1848 festgestellt: „Die Ärzte sind die natürlichen Anwälte der Armen, und die soziale Frage fällt zu einem erheblichen Teil in ihre Jurisdiktion.“ Moses wurde nicht müde, der Schulmedizin dieses Bekenntnis immer wieder vor Augen zu halten. Und hier sind auch die Verbindungslinien zu Professor Alfred Grotjahn zu suchen, mit dem er später

freundschaftlich verbunden war. Etwa 1910 trat Moses der Sozialdemokratie bei. Die sozialmedizinische Motivation seiner gesundheitspolitischen Aktivität hat der israelische Sozialhistoriker Daniel Nadav vom Institut für Deutsche Geschichte in Tel Aviv in seiner umfangreichen Arbeit über „Julius Moses und die Politik der Sozialhygiene in Deutschland“ dargestellt. Auch diese Arbeit ist als Buch (Bleicher-Verlag, Gerlingen 1988) erschienen.

## **Eine jüdische Epoche**

Auf der Suche nach den Antriebskräften und Motiven, die meinen Vater bewegt haben, ist für mich immer die Frage nach der jüdischen Identität von besonderem Interesse gewesen. Gerade zu diesem Fragenkomplex aber bietet der umfangreiche Nachlaß nur relativ wenige Hinweise. Der Grund hierfür dürfte einfach darin liegen, daß er sich selbst seit 1912 vor allem als Politiker verstanden hat, und daher nur wenige Dokumente und Quellen zu jüdischen Fragen aufbewahrt wurden.

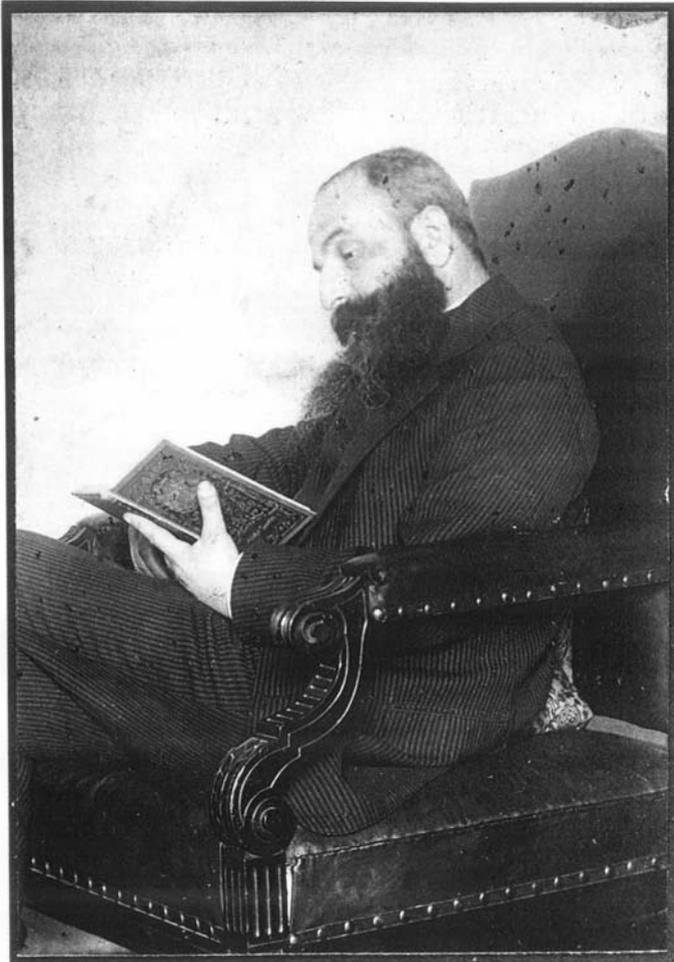
Diese Schwerpunkt-Verlagerung darf allerdings nicht mißverstanden werden. Sie bedeutet keineswegs eine Abkehr vom Judentum. Im Gegenteil: mit wachsendem Selbstbewußtsein unterstrich er auch durch eigene politische Aktivitäten jene bedeutende Rolle, die – in Anknüpfung an die Ideale der 1848er Bewegung – deutsche Juden im Kampf um bürgerliche Freiheiten und Demokratie für sich reklamierten. In der Weimarer Zeit gehörte er zu denjenigen Abgeordneten jüdischer Herkunft, die ausdrücklich Wert darauf legten, im Reichstagshandbuch als „Jude“ ausgewiesen zu werden.

Je mehr ich mich mit seiner Haltung zum Judentum beschäftigte, desto mehr habe ich mich viele Jahre darum bemüht, den Quellen nachzugehen und neue Unterlagen heranzuziehen. Zunächst dachte ich, daß dieses Suchen nach neuem Material müßig sei. Dann machte ich aber eine Erfahrung, die mich überraschte und auch beglückte. Es stellte sich nämlich heraus, daß wesentlich mehr Quellen vorhanden waren, als ich dies jemals angenommen hatte, und zwar weltweit.

Auf Reisen in größere Städte ist es meine Angewohnheit, soweit es die Zeit zuläßt, größere Bibliotheken zu besuchen: Eine Art von Entdeckertrieb. So ging ich anläßlich eines Besuches in New York mit meinem Sohn auch in die berühmte Public Library. Wir durchforsteten die Kataloge, und – siehe da – Julius Moses war mehrfach vertreten. Unter anderem als Herausgeber des „Jüdischen Novellenschatzes“ im Jahr 1907. Der kostbarste Fund jedoch waren sämtliche Bände des „Generalanzeigers für die gesamten Interessen des Judentums“, die Moses in den Jahren zwischen 1903 und 1910 in Berlin herausgegeben hatte. Als in der Public Library die Wagen mit den verstaubten Folianten in den Lesesaal hereingerollt kamen, konnten wir nur staunen.

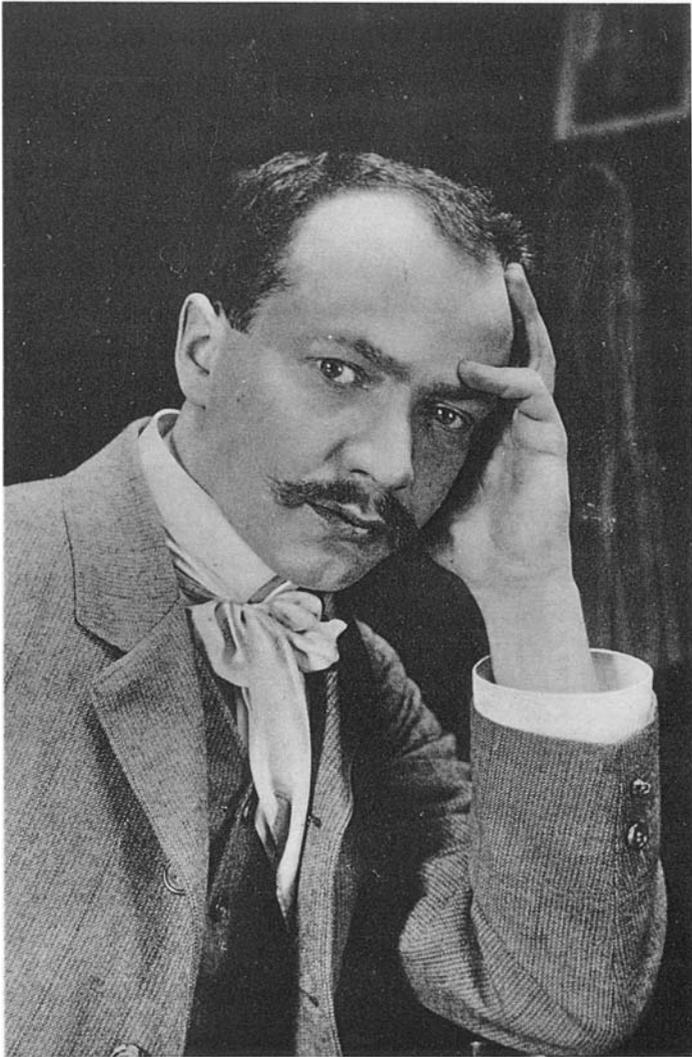


Julius Moses (links) mit seinem Greifswalder Schulfreund Louis Grube nach der Promotion zum Dr. med. (1892)

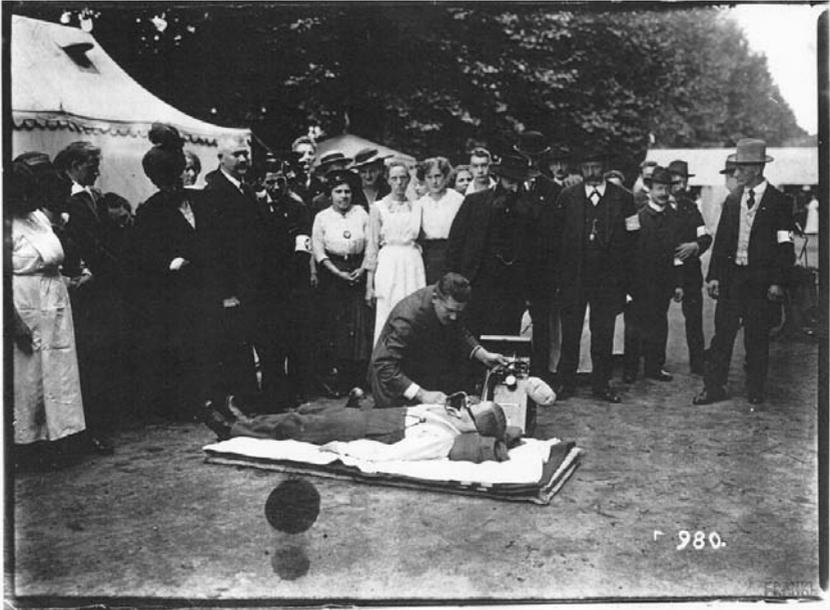


Dr. Julius Moses

(Photo: Ephraim M. Lilien) Lilien, einer der profiliertesten Vertreter des Jugendstils und der Radierung, und Julius Moses lernten sich 1903 kennen, als Moses den „Generalanzeiger für die gesamten Interessen des Judentums“ herausgab. (Privatarchiv Prof. Dr. Nemitz)



Ephraim M. Lilien und Dr. Julius Moses gehörten um 1903 zu einer Gruppe junger jüdischer Intellektueller, die in Berlin eng zusammenarbeiteten. Aufnahme um 1910. (Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz)



Dr. Julius Moses bei einer Rettungsübung des Arbeiter-Samariter-Bundes in Berlin. Photo etwa 1913. (Privatarchiv Prof. Dr. Nemitz)

Übrigens sind mehrere Jahrgänge des „Generalanzeigers“ aus dem Bestand der ehemaligen Preußischen Staatsbibliothek erhalten geblieben. Diese noch zu Kaisers Zeiten schön eingebundenen und mit dem roten Stempel „Preußische Staatsbibliothek“ versehenen Exemplare waren während der Kriegszeit zum Schutz vor Luftangriffen ausgelagert worden: Eine Ironie der Geschichte, wenn man bedenkt, wie sehr die Nazis darauf bedacht waren, jüdisches Ideengut auszumerzen oder zumindest in den sogenannten „Giftschrank“ der Bibliotheken zu verdammen. Hier hat die Sorgfalt deutscher Bibliotheksräte jedenfalls die Nazis überlistet. Heute gehören die Bände zum Bestand der „Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz“ in Berlin.

Der „Generalanzeiger“ ist geradezu eine Fundgrube für denjenigen, der sich über kämpferische Meinungen innerhalb des jüdischen Bereiches in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg in Berlin informieren will. Nur wenige Forscher haben sich bisher mit diesem Fragenkomplex beschäftigt. Hierzu gehören unter anderem Professor Jakob Toury in Tel Aviv sowie die amerikanische Professorin Marjorie Lamberti in ihrem Buch „Jewish Activism in Imperial Germany“. Beide Wissenschaftler zitieren unter anderem auch Julius Moses. So weist zum Beispiel Toury sehr anschaulich darauf hin, wie sehr sich die etablierten jüdischen Kreise, etwa im „Israelitischen Familienblatt“ oder in der „Allgemeinen Zeitung des Judentums“ angegriffen fühlten und Moses und seinen Kreis als „jüdische Bramarbasse“, „jüdische Heißsporne“, „kleine Clique Berliner Brauseköpfe“ und „Glaubensgenossen, die man weder in unserem Gemeindeleben noch sonst im öffentlichen Leben näher kennt“, abzustempeln bemühten. Schließlich wurde der „Generalanzeiger“ rundweg als das „Berliner jüdische Sozialistenorgan“ bezeichnet. Das also war wohl der wichtigste Stein des Anstoßes, der die gutbürgerlichen Kreise der etablierten Gemeindemitglieder schockierte. Moses hatte sich unter anderem nicht gescheut, die Rede von August Bebel über „Sozialdemokratie und Antisemitismus“ abzudrucken!

Moses selbst hat im Rückblick diese Jahre etwa zwischen 1903 und 1910 als seine „jüdische Epoche“ bezeichnet. Schon 1902 hatte er in Buchform einen Vortrag über das „Handwerk unter den Juden“ veröffentlicht. Ich bin dem inzwischen verstorbenen Vorstandmitglied des New Yorker Leo Baeck Institutes, Ernst Hamburger – einst preußischer Landtagsabgeordneter –, zu Dank dafür verpflichtet, dass er mir eine Ablichtung der selten gewordenen Veröffentlichung aus dem Bestand der New York Public Library zukommen ließ. Dieses Buch ist ein leidenschaftlicher Aufruf an die jüdischen Handwerker

zur Überwindung der Lethargie, zu mehr Selbstachtung und zur Selbsthilfe durch verbesserte Organisation.

Ganz intensiv beschäftigte sich mein Vater aber auch mit der jungjüdischen Dichtung. Über einen seiner zahlreichen Vorträge im Jahr 1904 heißt es zum Beispiel, Dr. Moses habe das Publikum „namentlich durch die meisterhafte Wiedergabe der Gedichte hingerissen; auch gelang es ihm, das aufmerksam lauschende Publikum bis zum Schluß in größter Spannung zu halten.“ Als Ergebnis der Beschäftigung mit der jüdischen Literatur erschien 1907 die 288 Seiten umfassende Anthologie „Hebräische Melodien“.

Im gleichen Jahr, also 1907, wird das Sammelwerk „Die Lösung der Judenfrage“ veröffentlicht, ein Buch, das in gewissem Sinne und rückblickend betrachtet als zusammenfassendes Ergebnis der Beschäftigung mit der jüdischen Problematik zu betrachten ist. Das Buch hat dokumentarischen Wert und wird auch heute noch gern zitiert, weil es unter anderem Äußerungen von Thomas Mann, Rainer Maria Rilke, Eduard Bernstein und anderen bekannten Persönlichkeiten zur „Judenfrage“ enthält.

Trotzdem stelle ich immer wieder fest, daß auch bei manchen Experten diese Zusammenhänge nicht bekannt sind. So ging es mir bei der Lektüre der interessanten Rilke-Biographie von Wolfgang Leppmann. In diesem Buch ist – im Zusammenhang mit der Darstellung von Äußerungen von Rilkes Haltung zum Judentum – von einem „gewissen Dr. Julius Moses“ die Rede, ohne daß sich der Leser einen Reim über die tatsächlichen Zusammenhänge machen kann. Professor Leppmann, der an einer Universität in den USA lehrte, hat mir aufgrund eines Schriftwechsels dankenswerterweise zugesagt, bei einer etwaigen Neuauflage des Buches eine Präzisierung vorzunehmen. Überhaupt habe ich den Eindruck, daß eine neue Generation von Historikern und Germanisten sich wieder mehr denjenigen Fragen zuzuwenden beginnt, die Aufschluß über die einstmals hoffnungsvoll begonnene fruchtbare deutsch-jüdische Symbiose geben können.

Ab 1902 gab Moses im Verlag des „Generalanzeigers“ gemeinsam mit Dr. Max Jungmann als Redakteur in Berlin auch den „Schlemiel“ heraus, das erste illustrierte jüdische Witzblatt. Es war die Zeit der Diskussionen über den aufkommenden Zionismus. Das Blatt nahm Theodor Herzl gegen seine im eigenen Lager befindlichen Gegner in Schutz.

Man muß die Protokolle einer fiktiven „Nachtsitzung“ des Zionistenkongresses über den Antrag zur Gründung einer „Zentrale für Schlemieligkeiten“ gelesen haben, um nachzuempfinden, mit welcher ironischen Schärfe die verschiedenen Richtungen innerhalb des Judentums karikiert wurden. Alle kommen zu Wort: die Delegierten Max Nordau, Dr. Klee, Dr. Heinrich Löwe, Sir Francis Montefiore und auch (mit stürmischem Beifall und Händeklatschen begrüßt) Fräulein Dingsda. Schließlich schreitet der Präsident zur Abstimmung. Zunächst werden die Anträge „in 20 mögliche und 30 unmögliche Sprachen übersetzt.“ Dann erklärt Dr. Herzl als völlig unparteiischer Vorsitzender: „Ich bitte nunmehr, indem ich, ohne die Abstimmung beeinflussen zu wollen, es für die Pflicht eines jeden erkläre, mit Ja zu stimmen, diejenigen, die mit Nein stimmen wollen, sich zwei Minuten ruhig zu verhalten. (Nach einer Pause). Der Antrag ist angenommen. (Stürmischer Beifall und Händeklatschen).“

Aber auch ganz simple Witze werden im „Schlemiel“ gebracht. Ein Beispiel, allerdings in erster Linie für Kenner der Berliner Verhältnisse:

„Das Söhnchen des bekannten Warenhausbesitzers Tietz war zum ersten Male in den Religionsunterricht gegangen. Als der Knabe nach Hause kam, wurde er gefragt, wie es ihm in der Schule gefallen habe, worauf er entrüstet antwortete: Dorthin gehe ich nie wieder! Der Mann hat uns die ganze Stunde von Adam, Israel und Jordan erzählt, aber Tietz hat er nicht ein einziges Mal erwähnt.“ (Zum Verständnis: auch Adam, Israel und Jordan waren damals bekannte Berliner Kaufhäuser).

Oder diesen:

„In der Sektion B des deutschen Alpenclubs haben sich bei der Wahl über neu aufzunehmende Mitglieder antisemitische Tendenzen gezeigt. Da deren Vertreter jedoch in der Minorität blieben, sind sie vor kurzem ausgetreten und haben eine eigene Sektion gebildet, die von der hinterbliebenen Majorität als *Allgoi* bezeichnet wird.“

Daß zum Verständnis dieser Art des Humors eine gewisse Bildung gehört, die auch die Selbstverständlichkeit deutsch-jüdischen Zusammenlebens in früheren Zeiten – einschließlich gewisser Kabbeleien mit spießbürgerlichen Antisemiten – umfaßt, wurde mir vor einiger Zeit wieder einmal klar, als ich einen mir bekannten höheren Ministerialbeamten, der aus Bergsteiger-Leidenschaft Funktionär des Alpenvereins war, mit diesem Scherz bekannt-

machte. Ich hatte wohl etwas voreilig angenommen; daß er auf Anhieb die Pointe mit dem *Allgoi* verstehen würde. Dreimal machte ich einen Versuch. Meine Annahme entpuppte sich als Illusion. Er hatte das Wort *Goi* noch nie gehört, weder im Elternhaus, noch in der Schule oder in der Universität. Was der Antisemitismus mit dem Allgäu zu tun habe, fragte er mißtrauisch. Da gehe die Vergangenheitsbewältigung wohl zu weit. Sprachbarrieren, Kenntnislosigkeit und Mißverständnisse: Auch das sind Folgen des „Tausendjährigen Reiches.“

Der „Schlemiel“ ist übrigens inzwischen zu einer Rarität geworden. Kaum eine Bibliothek hat ihn katalogisiert. Ein Jahrgang konnte vor einiger Zeit vom Direktor der Frankfurter Stadtbibliothek in einem Antiquariat in Tel Aviv erworben werden, er gehört jetzt zum Bestand des Frankfurter Jüdischen Museums.

Für meinen Vater war die aktive Periode innerhalb des jüdischen Bereichs etwa 1910 beendet. In der Ausgabe vom 1. Januar 1911 erscheint auf der ersten Seite des „Generalanzeigers“ folgende Notiz: „Hierdurch teilen wir unseren Lesern mit, daß Herr Dr. Moses von der Herausgabe und Redaktion unserer Zeitung zurückgetreten ist, und bitten wir, alle Zuschriften für die Redaktion und Expedition an uns direkt zu senden.“

Auch diese Zäsur darf aus dem jüdischen Blickwinkel nicht mißverstanden werden. Sie bedeutet keineswegs eine Distanzierung vom Judentum, im Gegenteil. Moses ist damals zu der Überzeugung gekommen, daß die jüdischen Anliegen im herkömmlichen Rahmen einer introvertierten Verbandspolitik, abgesichert nach allen Seiten, durch Anbiederung bei den Bürgerlichen nicht zu erreichen sind und zieht für sich daraus die Konsequenzen, diesen Aspekt in den großen Kampfverband der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung einzubringen: in den allgemeinen Kampf zur Befreiung der menschlichen Persönlichkeit.

Rückblickend aus dem Jahr 1938 hat er nüchtern angemerkt: „Das Judenproblem war für mich stets ein politisches Problem, und vom politischen Standpunkt aus habe ich stets zu dieser Frage Stellung genommen.“

Die Kampfparole von August Bebel hatte also gezündet. Aber auch auf Karl Kautsky kann verwiesen werden. In der „Neuen Zeit“ hatte er auf den engen Zusammenhang zwischen dem revolutionären Empfinden und den Bedürfnissen des jüdischen Emanzipationsstrebens aufmerksam gemacht und betont: „Dementsprechend haben die tiefsten und kühnsten Denker des Judentums

stets das revolutionäre Denken ihrer Zeit zu dem ihren gemacht, was sie aber nicht konnten, ohne sich über das traditionelle Judentum zu erheben und sich auf den Boden der allgemeinen europäischen Kulturentwicklung zu stellen.“

## **Julius Moses gibt Rechenschaft**

Zu meinem elften Geburtstag am 10. Juli 1936 überraschte mich mein Vater mit einem besonderen Geschenk. Er hatte einen über 250 Seiten umfassenden schwergewichtigen Band im Zeitungsformat binden lassen, und erläuterte mir, daß er darin seine Lebenserinnerungen zusammenfassen wolle. Auf der ersten Seite prangte, handschriftlich eingezeichnet, die Überschrift:

„Ich gebe meinen Kindern Rechenschaft, von Dr. Julius Moses, praktischer Arzt, MdR von 1920 bis 1932, Mitglied des Reichsgesundheitsrates. Dieses Exemplar gehört meinem Sohn Kurt, zu seinem elften Geburtstag zusammengestellt.“

Die ersten Seiten waren für mich mit vielen interessanten Photographien versehen, und als Einleitung entdeckte ich einen an mich gerichteten und mehrere Seiten umfassenden Geburtstagsbrief „Zu meines Moppels“ – so nannte er mich – „11. Geburtstag.“

Damals habe ich diesen Band und den Geburtstagsbrief respektvoll entgegen genommen, aber seine Bedeutung konnte ich natürlich noch nicht erfassen. Erst später, viel später, ist mir die schwierige psychologische Situation voll zu Bewußtsein gekommen, in der mein Vater damals stand. Seit 1933 praktisch zum Schweigen verurteilt, ohne eigenes Einkommen, von der Familie zwar versorgt, in zunehmendem Maße aber von Außenkontakten isoliert, nur von den engsten Freunden besucht, konnte er lange Zeit nichts anderes tun, als das Tagesgeschehen zu verfolgen und in einen intensiven Briefwechsel mit seinem schon 1933 nach Palästina ausgewanderten ältesten Sohn, meinem Halbbruder Erwin, einzutreten. Wer heute diese 185 Briefe liest – und die sorgfältigen editorischen Anmerkungen von Dieter Fricke (in seinem – als Dissertation unter Anleitung des unvergessenen Hanjo Steinberg entstandenen – Buches „Jüdisches Leben in Berlin und Tel Aviv 1933 bis 1939 – Der Briefwechsel des ehemaligen Reichstagsabgeordneten Dr. Julius Moses“, Hamburg 1997) hinzuzieht, erhält einen ziemlich genauen Einblick in die immer verzweifelter werdende Lage der Juden im damaligen Deutschland.

Schließlich reifte bei ihm der Gedanke heran, seine Erinnerungen zu schreiben und die noch erhaltenen Akten zu ordnen ... und auf geeignete Weise für die Nachwelt zu dokumentieren. Neben dem großen Erinnerungsband, im in-

ternen Familienbetrieb das „Hauptbuch“ genannt, liegen heute nun darüber hinaus 69 Einzelakten zur Gesundheitspolitik und Sozialgeschichte der Weimarer Zeit vor. So entstand ein wohlgeordneter und mit zahlreichen Erläuterungen versehener umfangreicher Nachlaß, bei dem es sich wohl um einen der umfangreichsten Nachlässe eines jüdischen Parlamentariers der Weimarer Zeit handelt, die im NS-Machtzentrum, in Berlin, in einem sicheren Versteck im Köpenicker Haus meiner Großmutter Anna Nemitz aufbewahrt wurden. Daß mir dessen Verwaltung und Bearbeitung nach meiner Pensionierung zur freudig übernommenen Verpflichtung und schönen Hauptaufgabe geworden ist, möchte ich hinzufügen.

Der Einführungsbrief meines Vaters zu meinem damaligen 11. Geburtstag – ein sensibles Dokument einer Verzweigung, „eine Art Selbstbiografie“, – gibt einen ausführlichen Einblick in seine damaligen Überlegungen:

„Zu meines Moppels elftem Geburtstag, 10. Juli 1936.

Mein lieber Kurt!

Dieser Brief ist ein Geburtstagsbrief Deines Vaters an Dich zu Deinem elften Geburtstage. Der erste Geburtstagsbrief Deines Vaters an Dich überhaupt. Denn bisher hattest Du immer Deinen Geburtstag feiern können in Anwesenheit Deines Vaters, und mündlich, und nicht schriftlich erfolgten die Glückwünsche an Dich. Heute bist Du in den Ferien, machst Ferienwanderungen, und zwar in den herrlichen Thüringer Bergen und Wäldern, und in fröhlicher, innerlich verbundener Seelen- und Wandergemeinschaft mit dem Höchstkommmandierenden unseres ganzen Vereins: mit Deiner Mutti. Früher war ich auch mit von dieser Partie, immer, wenn ich auch nicht immer mitgestiebelt bin, diesmal konnte Dein Vater nicht mit von der Partie sein, er musste zu Hause bleiben, seine Thüringer Zeit liegt schon hinter ihm, wir marschieren eben jetzt getrennt von einander, aber innerlich seelisch immer vereint und verbunden: das wird uns niemand rauben können. So muss ich mich also in diesem Jahr damit begnügen, Dir schriftlich meinen Geburtstagsglückwunsch zu übermitteln: mündlich später! Aber, so frage ich mich, lässt sich denn überhaupt alles das, was ich als Dein Vater für Dich an Wünschen hege, in einem Briefe aussprechen?? Ich glaube nicht, denn es ist erst der elfte Geburtstag, und vieles von dem, ja das meiste von dem, was ich als Dein Vater in Wünschen und Hoffnungen für Deine Zukunft hege, wirst Du doch nicht so ganz in vollem Umfange zu verstehen und zu umfassen bei Deiner Jugend in der Lage sein. Deine Mutti ist dabei in einer besseren Situation, als Dein Vater, sie wird Dich noch viele Jahre und Jahrzehnte hindurch betreuen kön-

nen und Du wirst ihr alles vergelten können, was sie ihr ganzes Leben hindurch an fortgesetzter Liebe für Dich und Sorge um Dich aufgebracht hat und aufbringen wird. Sie wird Deine Entwicklung noch Jahrzehnte hindurch leiten und leiten können, mir hat das Schicksal dieses Glück versagt. Und gerade deshalb bin ich froh, Dir zu Deinem diesjährigen Geburtstage als Geschenk ein grosses, dickes, umfangreiches Werk zusammenstellen zu können, in dem alles zusammengefasst ist, was Dein Vater in seinem Leben erstrebt hat, wofür er gearbeitet, wofür er im öffentlichen Leben tätig gewesen, welchen Kämpfen er hat stand halten müssen, welche Schriften er verfasst hat, welche Artikel er niedergelegt hat, – ach leider nur einen Bruchteil von alledem, konnte er in dem Werke, an dem er jetzt für Dich arbeitet, zusammenfassen, da die meisten von den Arbeiten und Artikeln verloren gegangen sind durch eigene Unachtsamkeit und allzu geringe Voraussicht, dass es doch noch einmal von Wert für seine Kinder sein könnte, zu sehen, womit ihr Vater sich sein Leben lang beschäftigt und woran er gearbeitet hat. Im Laufe der Jahrzehnte ist leider das meiste verloren gegangen, nicht aufbewahrt worden. Und es soll nicht nur ein Sammelwerk für Dich sein, – für die anderen Kinder konnte ich so ein Sammelwerk leider nicht zusammenstellen: es fehlt mir an Material dazu, – nein, Dein Vater wird für Dich zum späteren Verständnis der Artikel und der Arbeiten so eine Art von Selbstbiografie dazu niederschreiben, die Du heute nicht so ganz verstehen wirst, und das Sammelwerk wird daher auch den Titel führen: „Ich gebe meinen Kindern Rechenschaft“. Selbst spätere Generationen sollen aus dieser Zusammenstellung und Zusammenfassung noch erkennen können, welche Kämpfe allgemeiner Natur wir in diesen 4 – 5 Jahrzehnten, so von 1890 – bis heute den 10. Juli 1936 zu führen hatten, Kämpfe, an denen in den letzten beiden Jahrzehnten auch Deine Oma lebhaften Anteil genommen hat. Und Du als einziges von den Kindern – den anderen Kindern kann ich leider nur Bruchstücke oder wie man sagt, einen Torso hinterlassen, da ich vieles nur in einem einzigen Exemplar noch besitze, bekommst alles zusammengefasst, was ich noch aufreiben konnte. Darum wünsche ich, dass Du dieses Exemplar sehr sorgfältig im späteren Leben aufbewahren wirst, und wenn Du gross geworden und ein tüchtiger Kerl geworden, und das erhoffe ich von Dir bestimmt, und Du dann Verständnis für alle in diesem Sammelwerk zusammengefassten Artikel und Niederschriften hast, Du Dich stets von neuem darüber freuen wirst, dass Dein Vater Dir zu Deinem elften Geburtstage als Geschenk ein so umfangreiches Sammelwerk hinterlassen hat. Und sollst immer wieder von neuem zu diesem Buche greifen, wenn Du die Erinnerung an Deinen Vater in Dir wachrufen

willst und wirst. Und ich bin heute schon glücklich bei dem Gedanken, dass Dich Deine Mutti in diesem Streben stärken wird. Und ich bin weiter so selbstbewusst, zu sagen, dass Du alle Ursache hast, stolz darauf zu sein, dass Du einen solchen Vater und diesen Vater als Vater gehabt hast. Auch dann kannst Du ein solches Gefühl haben, wenn Du auch heute manchmal schwer darunter leidest, – wie schwer, das ahnst Du heute noch gar nicht, – dass Du unter Deiner Abstammung von diesem Vater gerade wegen seiner Abstammung heute noch zu leiden hast, morgen aber, – morgen heisst hier in späteren Zeiten, – von ganz anderen Empfindungen gerade in Bezug auf Deine Abstammung von diesem Vater beseelt sein wirst, so hoffe ich wenigstens. Und auch das soll, von mir niedergeschrieben in diesem Sammelwerk zum Ausdruck kommen, das Sammelwerk, das über mehr als 2–3 Hundert Seiten umfassen wird.

Ich selber empfinde bei dieser Zusammenstellung dieses Buches eine wirklich reine Freude, ich lese selber noch mit größtem Vergnügen alle diese Artikel durch, auch die Lektüre dieser Artikel gewährt mir heute mehr denn je eine innere Genugtuung, dass ich weithin sichtbar in der Öffentlichkeit solche Anschauungen zu vielen Problemen niederlegen durfte und niedergelegt habe, Probleme, die nicht nur der Vergangenheit angehören, sondern auch in späteren Zeiten noch erörtert werden, zum Teil Ewigkeitswert haben. Dass dabei meine Anschauungen von vielen bekämpft, aber auch von vielen begrüsst worden sind, kann nur den Wert solcher Artikel erhöhen. Du wirst Dir ja später selbst ein Urteil bilden können, insbesondere auch, wenn Dir Deine Mutti noch berichten wird und berichten kann, unter welchen Begleitumständen diese Artikel verfasst wurden und mit welchen Kämpfen sie einhergingen.

Mein lieber Junge: ich weiss, dass Du das meiste von dem, was ich hier in meinem Geburtstagsbriefe zu Deinem elften Geburtstage niedergelegt habe, noch nicht verstehst und auch noch nicht verstehen kannst, aber wenn ich es trotzdem so heute ausgesprochen habe, so aus dem Gefühl heraus, dass Du, wenn Du Dir diesen Brief aufbewahrst oder Dir die Mutti diesen Brief aufbewahrt und Du ihn dann später lesen wirst, bei Dir doch dann später eine reine Freude aufkommen wird darüber, dass Dir Dein Vater schon zu Deinem elften Geburtstage einen solchen Brief geschrieben.

Und diesen Brief sollst Du dann dem Sammelwerk einverleiben.

„Werde ein tüchtiger Kerl!“ Das ist mein Wunsch nicht nur heute, sondern so lange ich noch zu leben habe, und werde Deiner Mutti im späteren Leben nicht nur eine Stütze, sondern die Freude ihres Lebens. Ich weiss, dass Du diesem Ziele zustreben wirst.

Und so grüßt Dich heute Dein

Papa

Daß dieser einfühlsame Brief meines Vaters, 1936 in einer verzweifelten Situation und in Vorahnung an noch schwieriger werdende Zeiten – als Testament an ein elfjähriges Kind – geschrieben, für meine weitere Lebenseinstellung und Entwicklung von entscheidender Bedeutung werden sollte, braucht wohl nicht unterstrichen zu werden. Er war – und ist – für mein Leben in so mancher Entscheidungssituation richtungweisend.

Dabei sind die vermittelten Botschaften deutlich angesprochen. Der Band ist zwar anlässlich meines Geburtstages in der Form eines unpolitischen familiären Andenkenbuches angelegt, er ist aber seinem Kern nach ein politischer Rechenschaftsbericht. Denn in ihm ist „alles zusammengefasst“, was Julius Moses „in seinem Leben erstrebt hat, wofür er gearbeitet, wofür er im öffentlichen Leben tätig gewesen, welchen Kämpfen er hat standhalten müssen, welche Schriften er verfaßt hat“ und „welche Artikel er niedergelegt“ hat.

Der Nachlaß einschließlich des „Hauptbuches“ hat die NS-Zeit und alle Kriegswirren unbeschädigt überstanden. Er lag zusammen mit den anderen 69 Mappen in großen Kisten gut verstaut unter einem Kokshaufen im Heizungskeller des Hauses der Großmutter in Berlin-Köpenick. Anna Nemitz, mutig und geübt aus ihrer eigenen Tätigkeit als Sozialdemokratin vor dem Ersten Weltkrieg, hatte dieses Versteck gut ausgesucht. Nazi-Haussuchungen gingen an dem Kohlenhaufen stets vorbei. Als das Haus 1943 von Brandbomben getroffen wurde, konnte der Dachbrand glücklicherweise schnell gelöscht werden. Ich erinnere mich, daß ich beim Wiederaufbau der Dachstreben und beim Wiederaufsetzen der Dachpfannen mitgeholfen habe, wie das in der Kriegszeit üblich war.

Bevor der Nachlaß in Köpenick unter dem Kohlenhaufen verschwand, hatte ich die Aufgabe, den Bestand aus dem Zimmer meines Vaters zuerst nach

Charlottenburg und dann nach Köpenick zu bringen. Das war keineswegs so einfach, wie es heute erscheinen mag. Denn vor allem mußte sichergestellt werden, daß bei unverhofften Kontrollen, die es in der Stadtbahn schon einmal gab, das Material nicht in die falschen Hände fiel. Ich erinnere mich genau daran, daß mir der Vater im Laufe der Monate und Jahre die Aktenstücke einzeln in die Schulmappe steckte und ich, völlig unverdächtig, damit abzog. Er sagte mir dann beiläufig, heute habe er wieder eine Mappe fertiggestellt, und die könne ich mitnehmen. In den letzten Jahren war der Abtransport von Gegenständen, Hausrat und Büchern aus jüdischen Haushalten generell verboten, so daß auch schon deshalb das Wegbringen von größeren Paketen unmöglich war.

Die ganze Bedeutung des Nachlasses ist mir natürlich erst in späteren Jahren klar geworden. Ich bin Professor Shlomo Na'aman vom Institut für Deutsche Geschichte an der Universität Tel Aviv, der sich durch bedeutende Biographien über Lassalle und Moses Hess einen Namen gemacht hat, außerordentlich dankbar, daß er mir Anfang der siebziger Jahre, nach einem mehrtägigen Besuch bei mir, die dringende Anregung gab, zunächst einmal eine größere bibliographische Übersicht herauszugeben. So ist dann im Juni 1974 in der „Internationalen Wissenschaftlichen Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung“ (IWK) mein Beitrag über den Nachlaß und die Bibliographie von Julius Moses veröffentlicht worden (IWK, 10. Jg., Juni 1974, Heft 2).

Der Nachlaß ist für die historische Forschung unter mehreren Aspekten von Interesse. Zunächst bietet er einen Einblick in die sozialdemokratische Gesundheits- und Gesellschaftspolitik der Weimarer Zeit. Viele Gedankengänge, die heute als gewagt gelten, waren damals unumstritten, und einige angeblich neu entwickelte Denkansätze, die in der Gegenwart vom Nullpunkt her erarbeitet wurden, stellen sich im Rückblick nur als ein schwacher Aufguß bereits damals voll durchdiskutierter Fragestellungen dar. Das gilt zum Beispiel für weite Teile der Diskussionen über den Paragraphen 218. Die Tatsache, daß heute gelegentlich so diskutiert wird, als handele es sich um wirklich neue Fragestellungen, kann eigentlich nur mit historischer Unkenntnis erklärt werden. Vor allem sind aus dem Nachlaß aber auch wichtige Hinweise für die Klärung jener Fragen zu gewinnen, die mit dem Leben und Leiden der Juden in Deutschland zusammenhängen.

Ausführlich beschäftigt habe ich mich mit dem Thema „Julius Moses und die Gebärstreik-Debatte 1913“. Mein Aufsatz hierüber ist 1973 im Band 2 des

„Jahrbuchs des Institutes für Deutsche Geschichte an der Universität Tel Aviv“ erschienen. Die Anregung, dieses Thema, das bisher in der Geschichtsforschung kaum beachtet wurde, zu behandeln, kam von Professor Dr. Walter Grab, dem seinerzeitigen Direktor des Tel Aviver Instituts. Mit der Gebärstreik-Parole hatte Moses 1912 – gemeinsam mit seinem ärztlichen Kollegen, dem Berliner Stadtverordneten Dr. Alfred Bernstein – eine Bewegung in Gang gesetzt, die in der Öffentlichkeit und vor allem innerhalb der Sozialdemokratie, starke Diskussionen auslöste. Als die beiden Ärzte begannen, in einer systematischen Veranstaltungskampagne in öffentlichen Versammlungen den Frauen ihr Recht auf den eigenen Leib klarzumachen und die Anwendung empfängnisverhütender Mittel zu empfehlen, fühlten sich die Exponenten des Kaiserreichs an einer offenbar sehr verwundbaren Stelle getroffen. So ordnete der Berliner Polizeipräsident Traugott von Jagow, bekannt durch seinen Aufruf „Ich warne Neugierige!“, in einer Verfügung vom 25. November 1912 unter Hinweis auf Vorträge von Moses und dem bekannten Sexualhygieniker Dr. Magnus Hirschfeld an, „im Interesse der Sittlichkeit“ die Veranstaltung von öffentlichen Vorträgen über Fragen des Geschlechtslebens nur noch dann zuzulassen, wenn sie ausschließlich vor erwachsenen männlichen Personen stattfänden.

Daß bei dieser Thematik die konservative ärztliche Standesorganisation nicht schweigen konnte, versteht sich von selbst. Unter Hinweis auf eine Versammlung im November 1913 in der Urania in Berlin eröffnete das Ärztliche Ehrengericht für die Provinz Brandenburg und den Stadtkreis Berlin das ehrengerichtliche Ermittlungsverfahren und teilte Moses mit, er habe sich „in einer über den Rahmen der Wissenschaftlichkeit oder der freien politischen Meinungsäußerung weit hinausgehenden Weise über den sogenannten Gebärstreik derartig ausgelassen, daß sein ganzes Auftreten geeignet sei, das Ansehen des Ärztestandes zu gefährden.“

In einem polizeilichen Spitzelbericht, heute eines der kostbarsten Stücke des Nachlasses, heißt es durchaus richtig: „Der Kerngedanke des Vortrages war der, daß jeder richtig denkende Proletarier und Arbeiter nicht mehr Kinder in die Welt setzen solle, als er ernähren könne.“ Heute ein selbstverständlicher Gedanke, der angesichts der Übervölkerung in zahlreichen Entwicklungsländern zu einer wichtigen Aufgabe der Vereinten Nationen geworden ist.

Das Interessante ist nun, daß sich Widerspruch gegen den Gebärstreik nicht nur bei den Konservativen und vor allem auch bei der Obersten Heeresleitung regte, sondern daß vor allem auch der Vorstand der Sozialdemokratischen

Partei mit Moses scharf ins Gericht ging. Im „Vorwärts“ erschien 1913 ein Artikel, in dem die „Phrase von einem zu inszenierenden Gebärstreik“ scharf zurückgewiesen wird. Schließlich kam es zu einem Eklat, als 1913 in einer sozialdemokratischen Frauenversammlung in der „Neuen Welt“ in der Berliner Hasenheide Klara Zetkin und Rosa Luxemburg gegen Moses zu Felde zogen. Schon lange vor Beginn der Versammlung, so heißt es in einem Pressebericht, war der Saal bis auf den letzten Platz besetzt. Hunderte Frauen mußten umkehren, nachdem der Saal wegen Überfüllung von der Polizei gesperrt worden war. Aber nicht die streitbaren Genossinnen Zetkin und Luxemburg setzten sich durch, sondern der unbotmäßige Genosse Dr. Moses. Als er die Rednerbühne betrat, wurde er mit stürmischem Beifall begrüßt. In der „Tribüne“ heißt es kurz und bündig: „Rosa Luxemburg und Klara Zetkin wurden nach allen Regeln der Kunst besiegt.“ Und Franz Pfemfert meinte in seiner Wochenschrift „Die Aktion“, Moses brauche sich um seine Gegner nicht zu kümmern. Soweit seine eigenen Parteigenossen der Propaganda ein Ende bereiten wollten, seien sie durch die Massen zur Besinnung gebracht worden. Für Moses stellte die Gebärstreik-Debatte einen ersten Höhepunkt dar, der ihn zwar in Widerspruch zur Parteileitung brachte, sein Ansehen als fachlich befähigten, überzeugungskräftigen und schlagfertigen Redner aber erheblich steigern ließ.

Bei der Durcharbeitung des Nachlasses hat mich immer wieder ganz besonders die Frage interessiert, welche Beweggründe meinen Vater veranlaßt haben, den Weg zur Politik und in die Sozialdemokratie zu beschreiten. Zu dieser Frage habe ich auf einem internationalen Symposium über „Juden und jüdische Aspekte in der deutschen Arbeiterbewegung“ des Instituts für Geschichte der Universität Tel Aviv im Dezember 1976 Stellung nehmen können. Der Vortrag „Julius Moses' Weg zur Sozialdemokratie“ ist im Beiheft 2 zum „Jahrbuch des Instituts für Deutsche Geschichte an der Universität Tel Aviv 1977“ erschienen.

Im wesentlichen sind drei Bereiche zu nennen, die hier von Bedeutung sind und die in Moses' Leben immer wieder eine Rolle gespielt haben: Die starke berufliche Motivation aus dem Engagement für die Sozialmedizin, die Begeisterung für die demokratischen Ideale der Freiheitskämpfer von 1848 und die Einsicht, daß die Sache des Judentums realistischerweise dann am besten gefördert werden kann, wenn sie in den allgemeinen Kampf zur Befreiung der menschlichen Persönlichkeit eingebracht wird.

Dr. Julius Moses

prakt. Arzt  
Mitglied des Reichstags

Berlin NW 21, den  
Dunkelrot 1160 2  
Postnummer: Maria 7980

Nach den gesetzlichen Vorschriften  
habe ich zum 1. Januar 1939 den  
zusätzlichen Vornamen Israel ange-  
nommen, *אישראל מוסה*

Julius Jacob Israel Moses.

Seitenszeitig erhalten vom 1. Jan. 1939 ab  
alle dringenden Juden eine Kennkarte als  
Ausweis, die *אידישן*

Judenkarte.

In diesem Falle musste das folgende  
Bild in Mitleid eingereicht werden.



Um der Nachwelt zu dokumentieren, was tatsächlich geschah, legte Julius Moses diese Aufzeichnung (auf dem alten Briefbogen!) zu seinen Nachlasspapieren.  
(Privatarchiv Prof. Dr. Nemitz)

ERWIN MOSES

~~SECRET~~~~CONFIDENTIAL~~

Tel Aviv, 6.10.1946.

Herrn  
Kurt Nemitz  
(I) Berlin-Charlottenburg 4  
Wilmerdorfer Str. 94.

Mein lieber Kurt,

mit sehr grosser Freude bestätige ich den Empfang Deines Briefes vom 28.8., der heute hier einging. Ich habe bisher von niemandem eine Nachricht bekommen und bitte Dich sehr, mir ausführlich zu berichten.

Ich antworte Dir postwendend, um keine Verzögerung eintreten zu lassen und verschiebe deshalb auch nähere Nachrichten von mir und meiner Familie auf später.

Man hat sich in diesen schweren Jahren schon so daran gewöhnt, von Eltern, Geschwistern und Freunden, die in der ganzen Welt verstreut sind, nichts zu hören, dass mich die Tatsache Deines Briefes in einen ausserordentlichen Erregungszustand versetzt hat. Bitte lass mich nicht sehr warten; selbst wenn Du gleich schreibst, dauert es noch lange genug bis ich den Brief erhalte. Wenn die Möglichkeit besteht, veranlasse bitte auch andere noch mir zu schreiben.

Mit herzlichsten Grüssen an Dich und alle Lieben

Dein  
Erwin.

Absender: Erwin Moses  
Montefiore Quarter  
Tel-Aviv/Palestine.

Ein erster Briefkontakt zwischen Berlin und Tel Aviv nach dem Kriege.  
(Privatarchiv Prof. Dr. Nemitz)

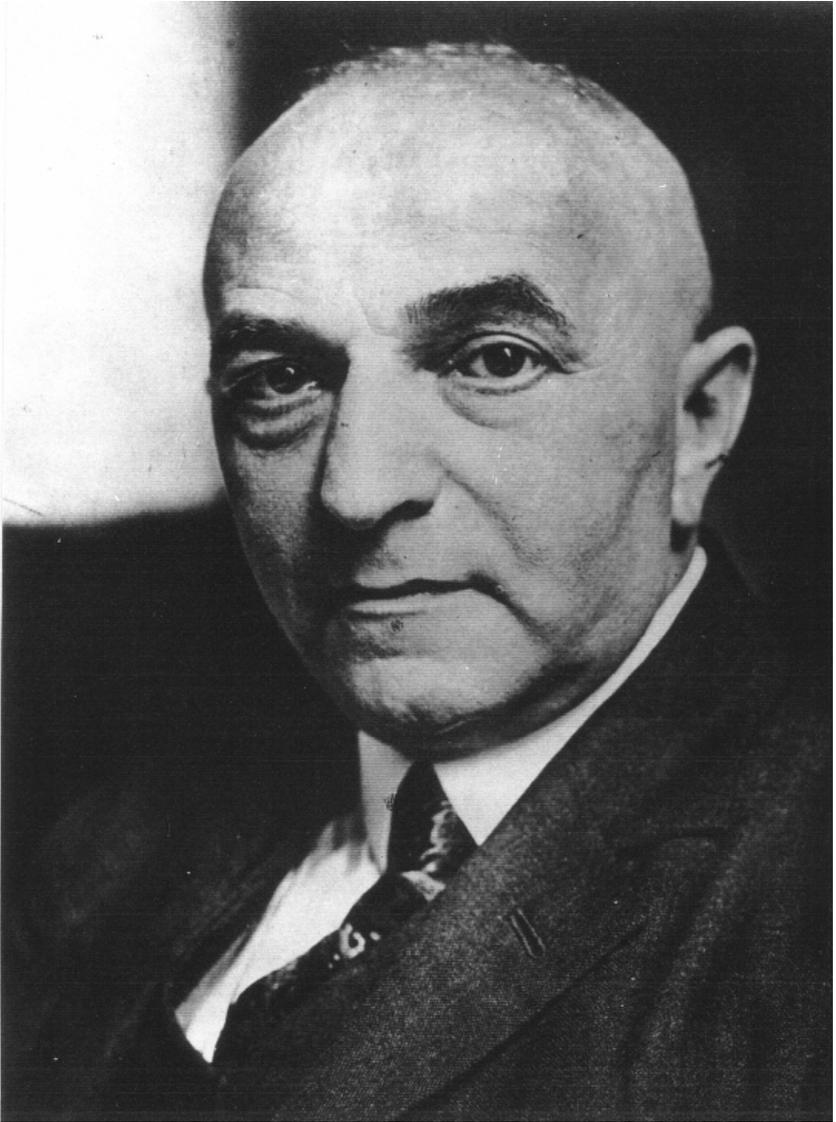
Die Beschäftigung mit dem Nachlaß meines Vaters ist in den vergangenen Jahrzehnten immer mehr in den Mittelpunkt meines „nebenberuflichen“ Interesses gerückt. So manchen Urlaub habe ich mit der Bearbeitung der einen oder anderen Thematik verbracht. Anfragen von Wissenschaftlern – vor allem aus dem Ausland; aus den USA, Großbritannien und Israel – bestärkten mich in dem Bemühen, auch meinerseits bestimmte Fragesellungen selbst zu erforschen. Die Liste eigener Arbeiten über die Themenbereiche Julius Moses, Jüdische Studien, Antisemitismus, Anna Nemitz ist im Laufe der Jahre umfangreich geworden. Sie umfaßt z.B. den Vorwärts 1960 und 1963, das Jahrbuch des Instituts für Deutsche Geschichte der Universität Tel Aviv, Beiheft 1977, 1983, das Medizinhistorische Journal 1981, das Bulletin des Leo Baeck-Institutes 71/1983, das Sozialpädagogische Institut Berlin 1988, Das Parlament 1988 und 1989, die Neue Gesellschaft – Frankfurter Hefte 1991, das Sonderheft Historische Blätter, Dresden 1994, die Beiträge des Heinrich-Grüber-Kolloquiums, Gegen Vergessen – Für Demokratie, Bonn 1996, und die Friedrich-Ebert-Stiftung, Büro Dresden 1998 etc.

In einer Bestandaufnahme und Zwischenbilanz von 1998 – rund 25 Jahre nach der ersten Nachlaß-Übersicht in der IWK von 1979 – konnte ich darüber hinaus darauf hinweisen, daß zwei Dissertationen als Buchveröffentlichungen erschienen sind, nämlich:

Daniel S. Nadav, Julius Moses und die Politik der Sozialhygiene in Deutschland, Gerlingen 1985 (Schriftenreihe des Instituts für Deutsche Geschichte der Universität Tel Aviv, Bd. 9). Vorwort von Shlomo Na'aman / Nachwort von Kurt Nemitz, 339 Seiten.

Dieter Fricke, Jüdisches Leben in Berlin und Tel Aviv 1933 bis 1939 – Der Briefwechsel des ehemaligen Reichstagsabgeordneten Dr. Julius Moses, Hamburg 1997, 632 Seiten.

Von besonderem Interesse als Quellen sind außerdem eine Magisterarbeit von Nicole Mayer über „Julius Moses: Arbeitslosigkeit – ein Problem der Volksgesundheit“ (Universität Heidelberg 1998) sowie Holger Feldmann-Marths Artikel über Julius Moses in Neue Deutsche Biographie, Bd. 18/1997.



Dr. Julius Moses, Mitglied des Reichstages. Aufnahme zu seinem 60. Geburtstag am 2. Juli 1928.  
(Privatarchiv Prof. Dr. Nemitz)



Der Reichstagsabgeordnete Dr. Julius Moses mit Familie und Mitarbeitern zum Kaffee-Nachmittag am Wannsee. (Von links: Dr. Moses, Sohn Kurt, Frau Elfriede, Rechtsanwalt Dr. Adolf Hamburger und Sekretär Leo Krasa). Photo von 1930.



Als die Familie noch in Berlin zusammen war: (von links): Kurt und Gert (später Gad) im Garten von Anna Nemitz in Köpenick. Aufnahme etwa 1929. (Privatarchiv Prof. Dr. Nemitz)



Ein Wiedersehen in Tel Aviv (von links): Gil Moses, Erwin Moses, Kurt Nemitz, Gad Mazor. Aufnahme vom 8. Juli 1959. (Privatarchiv Prof. Dr. Nemitz)

Von Interesse mag auch ein Rückblick auf die Entwicklung der Forschung in der ehemaligen DDR sein. Hier wurde Moses, da Sozialdemokrat und daher als „Revisionist“ abqualifiziert, in der medizingeschichtlichen und allgemein historischen Forschung praktisch „totgeschwiegen“. Erst in den allerletzten Jahren der DDR, als sich die Staatsführung (aus Gründen, die auf der Hand liegen), um bessere Kontakte zu amerikanischen jüdischen Organisationen bemühte, gab es offenbar die – wenn auch vorsichtig genutzte – Möglichkeit, in der Forschung nun auch wieder bisher Totgeschwiegene, soweit sie als Juden vom NS-Regime verfolgt waren, einzubeziehen. So hat sich zum Beispiel Susanne Hahn, damals am Institut für Medizingeschichte der Universität Leipzig, in verschiedenen Arbeiten mit Leben und Werk von Julius Moses beschäftigt. Einige der Arbeiten blieben allerdings unveröffentlicht. Ihr Beitrag „Revolution der Heilkunst – Ausweg aus der Krise? Julius Moses (1868 bis 1942) zur Rolle der Medizin in der Gesundheitspolitik der Weimarer Republik“ fand Aufnahme in den wichtigen Band „Der Wert des Menschen – Medizin in Deutschland 1918 bis 1945,“ herausgegeben von der Ärztekammer Berlin in Zusammenarbeit mit der Bundesärztekammer, Edition Hentrich, Berlin 1989. In diesen Band wurde auch ein Moses-Text aus dem „Kassenarzt“ von 1932 aufgenommen.

Zur bedeutenden Rolle, die Moses als Gesundheitspolitiker in der Weimarer Republik spielte, ist nun – 50 Jahre nach Ende des NS-Staates – endlich auch in einer begrüßenswerten Veröffentlichung des Deutschen Ärzteverlages etwas zu lesen: Robert Jütte (Hrsg.), Geschichte der Deutschen Ärzteschaft, Köln 1997. Autoren sind jüngere Historiker und Mitarbeiter des Instituts für Geschichte der Medizin der Robert-Bosch-Stiftung in Stuttgart, die mit sachkundigen Darlegungen auch die Verstrickungen von großen Teilen der Ärzteschaft im NS-Regime beleuchten. In der Darstellung der Gesundheitspolitik der Weimarer Republik werden – völlig richtig – Haedenkamp (Deutschnational, später NSDAP) und Moses (SPD) als Exponenten der beiden großen Strömungen gegenüber gestellt... und gegeneinander abgewogen.

Zu dieser und vielen anderen Veröffentlichungen konnte ich Kopien und Hinweise aus dem Nachlaß beisteuern. In zahlreichen Diskussionen und Gesprächen sowie in dem umfangreichen Schriftwechsel mit Wissenschaftlern im In- und Ausland wurden viele offene Fragen geklärt. Besonders dankbar bin ich für die Kontakte mit dem Leo Baeck Institut in New York, die seit meinen dortigen Gesprächen mit Dr. Ernst Hamburger und Dr. Fred Grubel

aufrecht erhalten wurden und den über viele Jahre – unter anderem bei gegenseitigen Besuchen – geführten Gedankenaustausch mit den Professoren Grab, Wallach und Na'aman von der Universität Tel Aviv.

## **Die Nürnberger Gesetze: „Wir sind gewarnt.“**

Als am 16. September 1935 die „Nürnberger Gesetze“ – nach Reitlinger „das teuflischste Gesetzeswerk, das die Geschichte Europas kennt“ – in Kraft trat, war ich gerade zehn Jahre alt. Natürlich haben mich damals die Vorbereitungen zur Olympiade und das Abschneiden der deutschen Handballmannschaft mehr interessiert, als diese Gesetzgebung. Gleichwohl wurde über mein künftiges Schicksal entschieden. Wenn wir den Krieg gewonnen hätten, wie es Erich Kästner im Blick auf den Ersten Weltkrieg einmal beschworen hat, und die Nationalsozialisten wären an der Macht geblieben, dann hätte ich weder Beamter, Offizier, Rechtsanwalt oder – wie es damals hieß – Schriftleiter werden können. Auch wären mir bei einer Eheschließung, was die Auswahl des Partners anbetrifft, Schranken auferlegt worden. Daß meine Eltern auf das Höchste alarmiert waren, kann man nachempfinden. Ich war mit zwei jüdischen Großelternanteilen als „Mischling ersten Grades“ eingestuft und konnte damit der Zukunft als Mensch zweiter Klasse entgegensehen.

In den Schulen begannen damals die peinlich genauen Fragereien, bei denen im Hinblick auf die Klassenliste genaue Auskünfte über die Eltern eingeholt wurden. Ich fiel bei der Verlesung dieser Listen vor der Klasse jedes Mal dadurch auf, daß ich nur meine Mutter mit dem Namen Nemitz bezeichnen konnte. Die Eltern hatten nicht heiraten können, weil die erste Ehe meines Vaters nicht geschieden war und mein Vater mit Rücksicht auf seine aus konservativen jüdischem Hause kommende erste Frau, auf eine gerichtlich herbeigeführte Scheidung verzichtete. Im liberalen Weimarer Staat waren das keine Probleme. Jetzt wurde mir aber deutlich, daß ich als Sonderling zu gelten hatte. Manche Lehrer bestanden, auch im Wiederholungsfall, auf der genauen Angabe auch des Namens des Vaters vor der versammelten Klasse.

Ob sich die anderen Mitschüler in diesem Alter etwas dabei denken konnten, weiß ich nicht. Es gab aber auch Lehrer, die bald Bescheid wußten, und die von sich aus eine Eintragung machten, ohne mich vor der versammelten Klasse immer wieder vorzuführen. Wenn ich an das Herzklopfen denke, daß mich jedes Mal vor Verlesen dieser Listen beschlich, dann gedenke ich noch heute dieser Lehrer in Dankbarkeit.

In den späteren Jahren verschärfte sich die Situation. Hin und wieder erschienen jetzt schon Lehrer, zum Beispiel unser Biologielehrer, in SA-Uniform. Wollte er uns oder sich selbst imponieren? Daß ich von meinen Klassenkameraden aber nie gehänselt oder von Gemeinsamkeiten ausgeschlossen wurde, möchte ich besonders erwähnen. Einer, der gern auch in Hitlerjungen-Uniform erschien, hatte sich wohl vorgenommen, mir verständlich zu machen, wie sich ein echter deutscher Junge zu verhalten habe. Nach Sportveranstaltungen wollte er mir klarmachen, daß man sich eigentlich nicht warm, sondern – wenn man ein richtiger Junge und Mann werden wolle – kalt duschen müsse. Er fühlte sich wohl verpflichtet, einem, der aus undurchsichtigen Gründen nicht in der Hitler-Jugend war, diese Lehre beizubringen. Auch er ist, wie viel andere, gefallen.

Mit besonderer Dankbarkeit denke ich in diesem Zusammenhang des Direktors des Charlottenburger Schiller-Gymnasiums; Oberstudiendirektor Dr. Sange. Er gehörte zur alten Schule der Konservativen mit „Vatermörder“. Als im Kriegsjahr 1943 der Abiturtermin herannahte, hatte er sich einmal meiner Mutter gegenüber anvertraut. Fast alle Klassenkameraden waren schon Soldaten geworden. Auch von den Lehrern waren nur noch wenige da. Eigentlich hätte er mich als „jüdischen Mischling ersten Grades“ vom Abitur zurückstellen sollen. Er aber sagte zu meiner Mutter, für ihn zähle *nur* die Leistung des Schülers. Er setzte sich über alle nazistischen Zumutungen hinweg und ließ mich zu diesem – einem der letzten – Abiturtermine zu. Ich werde ihm, der uns in den letzten Monaten den symbolträchtigen Schicksalschor aus Schillers „Braut von Messina“ einhämmerte, immer ein ehrendes Andenken bewahren. Den Text mit den Anfangszeilen „Durch die Straßen der Städte, vom Jammer gefolget, schreitet das Unglück...“ hatte ich mir auf einem großen Bogen aufgezeichnet und – heute würde man sagen: als Poster – an meine Tür geheftet.

Erst einige Jahre nach dem katastrophalen Kriegsende bin ich dazu gekommen, mich näher mit jenen „Nürnberger Gesetzen“ zu beschäftigen. Geht man der Entstehungsgeschichte dieser Gesetze nach, dann gelangt man zu jenem Konglomerat aus pseudowissenschaftlichen Vorstellungen, Mythen und Ideologien, das als Rassedanke besonders bei den völkischen Gruppen so außerordentlich beliebt war. Die Anziehungskraft dieser nebulösen Vorstellungen auf zahlreiche politisierende Gruppen ist sicher auch deswegen so groß gewesen, weil sie sich in ihrer Unklarheit in geradezu idealer Weise zur Aufwiegelung aller möglichen Ressentiments, zum Abreagieren politischer

Komplexe, zu Erklärung unliebsamer Vorgänge und zum Bemänteln hintergründiger Absichten eigneten.

Als ich im Jahr 1960 daran ging, anlässlich der 25. Wiederkehr des Tages des Erlasses der Nürnberger Gesetze einen größeren Artikel zu schreiben, hatte ich schon mehrere Jahre der Berufstätigkeit als Journalist in Bonn und als Mitglied der Bundespressekonferenz hinter mir. Der Kommentator der Nürnberger Gesetze, Dr. Hans Globke, war inzwischen unter Bundeskanzler Konrad Adenauer Chef des Bundeskanzleramtes geworden.

Wenn ich mich heute an jene Wochen zurückerinnere, dann fällt es mir immer noch schwer, innere Ruhe zu bewahren. Hatten wir uns nicht nach 1945 geschworen, gegenüber jener Periode des unendlichen Leides und der mit kunstvoller Perversion praktizierten Unmenschlichkeit einen deutlichen Trennungsstrich zu ziehen? Jetzt jedenfalls stand ich, der von den Nürnberger Gesetzen zum Menschen 2. Klasse herabgestufte „Mischling ersten Grades“, vor der Aufgabe, eine abgeklärte Bewertung der Kommentare des Dr. Hans Globke vorzunehmen.

Man muß den maßgebenden Kommentar von Stuckart/Globke über die deutsche Rassengesetzgebung in Ruhe lesen, um seine ganze Bedeutung zu verstehen. Die Grundlinie wird durch Zitate aus Hitlers „Mein Kampf“ vorgegeben. Da heißt es unter anderem: „Da der Blutwert eines Volkes durch die dem Volke seine Eigenart verleihende Rasse bestimmt wird, ist die Reinhaltung und Erhöhung des Blutwertes nur durch Rassenpflege möglich... Die verantwortlichen Leiter des Staates haben zu prüfen, wie das ihnen anvertraute Volk rassistisch zusammengesetzt ist, um ihre Maßnahmen so einzurichten, daß mindestens der weitere Verlust an besten rassistischen Werten verhindert und der Volkskern möglichst gestärkt wird. Eine der wichtigsten Aufgaben der nationalsozialistischen Staatsführung ist daher, die Sorge um die Erhaltung jener rassistischen Urelemente, die als kulturspendend die Schönheit und Würde eines höheren Menschentums schaffen.“ (Mein Kampf, S. 434).

Liest man diesen Text genauer, dann wird man feststellen, daß er in gewundenen Umschreibungen bereits jene Grundstrukturen erkennen lässt, die später im Sinne der eliminatorischen NS-Judenpolitik auch juristisch operationalisierbar gemacht wurden. In einem Artikel „Die Nürnberger Gesetze – 25 Jahre danach“, der im „Vorwärts“ erschien, schrieb ich damals unter anderem: „Man möchte den Verfasser fragen, was er eigentlich unter ‚Erhöhung des Blutwertes‘ und ‚Rassenpflege‘ verstanden hat und welcher Sinngehalt beiden Begriffen nach nationalsozialistischer Auffassung zukam. Mit beiden

Ausdrücken ist später nichts anderes bemäntelt worden als die systematische Ausrottung unserer jüdischen Mitbürger, die ‚Endlösung‘. Zumindest wird man sagen können, dass der Verfasser des Rassenkommentars jene Sprache gesprochen hat, die damals erwünscht war. Man stelle sich vor – eine schauerliche Vision – was geschehen wäre, wenn Hitler den Krieg gewonnen und die „Endlösung“ zum Abschluß gebracht hätte. Man braucht seine Phantasie nicht allzu sehr strapazieren, um sich vorzustellen, dass der Verfasser des Rassenkommentars möglicherweise anlässlich der endgültigen Bereinigung der Judenfrage wegen besonderer Verdienste mit dem höchsten Orden dekoriert und... zum Staatssekretär ernannt worden wäre.“

Nun, der Gang der Geschichte war anders, aber der Rassenkommentator Globke ist dennoch zum Staatssekretär avanciert. Dabei ist es unerheblich, ob Dr. Globke damals angeblich „gezwungen“ worden ist, sich in den Dienst der NS-Rassenpolitik zu stellen, ob er einzelnen jüdischen Mitbürgern geholfen, ob er heimlich „Widerstand“ geleistet hat. Fest steht jedenfalls, und das hat der Bundestagsabgeordnete Rechtsanwalt Gerhard Jahn dargelegt, daß der Globke'sche Rassenkommentar „keineswegs zugunsten der Verfolgten geschrieben ist, sondern daß er über die juristischen Erläuterungen hinaus den Rassenwahn ideologisch rechtfertigt und sogar dort gegen die Verfolgten zu deren Nachteil Partei nimmt, wo es vermeidbar gewesen wäre.“ Die Beispiele, die Jahn für diese Feststellung anführt, sind ebenso schwerwiegend wie überzeugend. Es handelt sich hierbei vor allem um die Globke'schen Erläuterungen der Chancen zur Anfechtung sogenannter Mischehen. Durch eine Entscheidung des Reichsgerichtes war diese Möglichkeit wesentlich eingengt worden. Globke polemisierte aber gegen das Reichsgericht und griff in seinem Kommentar weit über die Nürnberger Gesetze hinaus. Damit öffnete er die Hintertür für ungetreue und selbstsüchtige Ehegatten, die sich vom Partner aus antisemitischen Gründen zu trennen wünschten, um für die eigene Karriere keine Schwierigkeiten bei den nationalsozialistischen Machthabern zu bekommen. Diese Tatsachen darf man nicht außer Acht lassen, wenn man sich mit dem Fall Globke beschäftigt.

Die grundlegende Bedeutung der Nürnberger Gesetze – des „Reichsbürgergesetzes“ und des „Gesetzes zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre“ – bestand nach Darstellung des Rassenkommentators darin, „daß sie das Eindringen weiteren jüdischen Blutes in den deutschen Volkskörper verhindern“ sollte. Zu diesem Zweck schuf man zunächst den Status des „Reichsbürgers“, der nur von Nichtjuden erworben werden konnte. Jüdische

Beamte wurden in den Ruhestand versetzt. Eheschließungen zwischen Juden und Staatsangehörigen deutschen oder „artverwandten“ Blutes waren verboten. Eine Reihe weiterer Maßnahmen – unter anderem das Verbot, weibliche deutsche Hausangestellte unter 45 Jahren in jüdischen Haushalten zu beschäftigen – schließen sich an. Insgesamt folgten noch 13 Durchführungsbestimmungen. Die Verfolgung und Demütigung nahm dann, durch umfangreiche Rechtsvorschriften perfektionistisch ausgeklügelt und gesteuert, von Jahr zu Jahr an Intensität zu.

Zur Begründung der Nürnberger Gesetze heißt es im Globke-Kommentar: „Der in dem Jahrzehnt vor dem Umbruch um sich greifende Verfall des Gefühls für die Bedeutung der Reinheit des Blutes... ließ ein gesetzliches Eingreifen besonders dringend erscheinen.“ Und weiter wird dann lakonisch festgestellt: „Die Juden müssen sich damit abfinden, daß ihr Einfluß auf die Gestaltung des deutschen Lebens ein für allemal vorbei ist.“

Eine besondere Perfidie der Nürnberger Gesetze bestand darin, daß sie den Anschein erweckten, als werde das jüdische Eigenleben in Deutschland staatlich geschützt. So wurde den Juden das Zeigen der jüdischen Farben ausdrücklich gestattet. Im Gesetz heißt es dazu: „Die Ausübung dieser Befugnisse steht unter staatlichem Schutz.“

Aufschlußreich ist die Auslegung dieser Bestimmung durch den Globke-Kommentar. Dort heißt es einschränkend: „Von dem Zeigen der Farben darf im Einzelfall jedoch kein unangemessener Gebrauch gemacht werden. So würde eine Beflagung an nationalen Feiertagen des deutschen Volkes, nicht in Frage kommen.“

Wenn schließlich im Rassenkommentar gesagt wird, daß der nationalsozialistische Staat dem Judentum freie Religionsausübung, kulturelles Leben und Erziehung „garantiert“, so wird man feststellen müssen, daß solche Ausführungen lediglich dazu beitrugen, den gedemütigten jüdischen Mitbürgern Sand in die Augen zu streuen. Welchen Wert solche „Garantien“ haben würden, hat man damals schon ohne weiteres erkennen können.

Der Perfidie des Gesetzes entsprach auch die Szene, in der das Nürnberger Gesetzeswerk in Kraft gesetzt wurde. Hitler hatte seinen Marionetten-Reichstag zu einer Sitzung einfach auf den nationalsozialistischen Parteitag nach Nürnberg beordert. Es war der „Parteitag der Freiheit“.

„Heute“, so schloß ich 1960 meinen Artikel, „erscheinen die Vorgänge der damaligen Zeit wie die Erinnerungen an einen bösen Spuk.“ Und dennoch:

Dieser Spuk ist bittere Wirklichkeit gewesen. „Abscheuliche Dinge sind geschehen. Der zivilisierte abendländische Mensch des 20. Jahrhunderts hat gezeigt, wessen er fähig ist. Wir sind gewarnt“.

Die Wirkungen dieses Artikels von 1960 waren beachtlich. Noch am Tage seines Erscheinens meldete sich der Vorsitzende der CDU/CSU-Bundestagsfraktion, Dr. Heinrich Krone, im „Deutschland-Uniondienst“ zum Wort. Während die Sowjets nach Berlin greifen, so heißt es in dieser Erklärung, die Hauptsprecher der SPD nach Gemeinsamkeiten mit der CDU/CSU rufen und den Gedanken einer Großen Koalition propagieren, greife dieselbe SPD „mit unsachlichen und unwahren Behauptungen“ den Staatssekretär des Bundeskanzlers an und reihe sich damit parteioffiziell in die laufende Kampagne gegen Dr. Globke ein. Was die Anschuldigungen hinsichtlich des von Dr. Globke verfaßten Kommentars anbetreffe, so sei in einem Aufsatz des „Deutschland-Uniondienstes“ klargestellt worden, daß die Behauptung, diese Kommentare zu den Rassengesetzen hätten für die Verfolgten verschärfend gewirkt, „falsch“ sei. Trotzdem würde der Artikel im „Vorwärts“ von Dr. Nemitz die bereits widerlegten Behauptungen wiederholen. Er, Krone, könne nur bitten, „daß der Wahrheit endlich die Ehre gegeben wird.“

Die Schnelligkeit, mit der diese Erklärung Dr. Krones, eines sonst eher abwägenden Politikers, auf den Tisch des Hauses gelegt wurde, machte mir sofort klar, daß ich einen wunden Punkt getroffen hatte. Der damals von der CDU erhobene Vorwurf, die SPD habe „mit unsachlichen und unwahren Behauptungen“ den Staatssekretär des Bundeskanzlers angegriffen, und sich damit „parteioffiziell“ in die aus dem Osten kommende Kampagne gegen Dr. Globke eingereiht, paßte so recht in die damals aufgeheizte Atmosphäre des kalten Krieges, gehörte also gewissermaßen zum täglichen Frontgeschehen in der politischen Auseinandersetzung. Für mich aber war der Vorwurf, ich hätte mit „unwahren Behauptungen“ operiert, von erheblicher Bedeutung. Denn er war auf meine Berufsausübung als Journalist gezielt. Mir war schon vorher klar gewesen, daß ich mit Gegenangriffen rechnen mußte; und ich hatte deshalb meinen Beitrag besonders sorgfältig recherchiert und dokumentarisch belegt.

Da ich mich meiner Sache absolut sicher fühlte, schrieb ich darauf einen Brief an Dr. Krone, in dem ich den Vorwurf, ich habe mit unwahren Behauptungen gearbeitet, als „beleidigende Unterstellung“ bezeichnete. Weiter führte ich dazu aus: „Bitte haben Sie Verständnis dafür, daß ich nicht gewillt bin, diesen schwerwiegenden Vorwurf auf sich beruhen zu lassen. Ich weise ihn

zurück und behalte mir selbstverständlich vor, auf die Sache in mir geeignet erscheinender Weise zurückzukommen. Als einer derjenigen, die damals von den Nürnberger Gesetzen betroffen waren, glaube ich im übrigen einen besonderen Anspruch darauf zu haben, daß ich nicht wegen einer auf dokumentarische Unterlagen gestützten freien Meinungsäußerung zum Fall Globke in dieser Weise beschimpft werde. Ich sehe in Ihrer Erklärung“, so schrieb ich weiter, „nichts anderes als den Versuch einer Einschüchterung, die darauf abzielt, eine Erörterung des Falles Globke abzuwürgen. Mit allem Ernst möchte ich Ihnen aber sagen, daß ich nicht daran denke, mich in Bezug auf eine freie Meinungsäußerung auch zum Fall Globke in irgendeiner Weise einschüchtern zu lassen. Nun haben Sie, sehr geehrter Herr Dr. Krone, in Ihrer Erklärung gebeten, der Wahrheit endlich die Ehre zu geben. Ich möchte Ihren Appell, den ich voll unterstütze, aufgreifen und Sie bitten, Ihre Pauschal-Vorwürfe, die Sie gegenüber meinem Artikel erheben, nunmehr Punkt für Punkt zu präzisieren. Nur auf diese Weise und unter Vermeidung einer Polemik mit allgemeinen Redewendungen wird es möglich sein, dem Kern der Sache – und nur darum geht es – näherzukommen.“

Als der Antwortbrief von Dr. Krone im Briefkasten lag, war ich in zweierlei Hinsicht gespannt. In erster Linie richtete sich mein Interesse natürlich auf die Frage, wie er auf meine Bitte eingehen würde, die Pauschal-Vorwürfe im einzelnen zu präzisieren. Im übrigen war ich mir nicht ganz darüber im klaren, in welchem Ton er auf meinen Brief reagieren würde angesichts der Tatsache, daß ja auch ich selbst zum Kreis der von den Nürnberger Gesetzen Betroffenen gehörte.

Im Antwortbrief Dr. Krones heißt es: „Ich bitte, meine Erklärung vom 16. September noch einmal zu lesen. Ich kann Ihnen nur mitteilen, daß ich Wort für Wort zu dieser Erklärung auch heute noch stehe. Sie weisen in Ihrem Schreiben vom 9. Oktober darauf hin, daß Sie zu den Opfern der Nürnberger Gesetze gehört haben. Ich wusste das und gehe wohl nicht fehl, wenn ich mich an die verehrte Frau Kollegin Nemitz erinnere, die ich aus gemeinsamer Zugehörigkeit zum Deutschen Reichstag kannte. Gerade aus diesem Grunde habe ich mich in meiner Erklärung eindeutig zu den Opfern des nationalsozialistischen Rassestaates bekannt und angedeutet, daß ich in den Jahren nach 1933 in der Hilfe für diese Opfer über Jahre hindurch tätig gewesen bin. Ich kenne aus dieser Arbeit Herrn Dr. Globke und kann ihm, auch aus persönlicher Erfahrung, nur bestätigen, daß er mir und anderen in unserer Arbeit tatkräftig geholfen hat. Gegenüber Ihrer Behauptung im Artikel des ‚Vorwärts‘

kann ich nur erneut klarstellen, daß diese Auffassung sachlich falsch ist, und daß das von unserer Seite mehrfach festgestellt worden ist. Ich kann ferner nur wiederholen, daß man bei diesen widerlegten falschen Behauptungen der Wahrheit die Ehre geben möge.“ So weit der Brief Krones an mich.

Was die Bewertung dieser Stellungnahme anbetrifft, so kann ich ohne weiteres sagen, daß sich ihr Ton wohltuend von der sonst geführten ruppigen Polemik abhebt. In der Sache hat sie aber, das muß ich leider auch sagen, keine Klärung gebracht. In meinem Artikel war ich ja keineswegs darauf eingegangen, ob und inwieweit Dr. Globke gelegentlich Betroffenen geholfen habe. Meine Behauptungen bezogen sich vor allem auf die wörtlich zitierten Stellen aus dem Kommentar, die m.E. voll im Sinne der Erfinder der Rassen-gesetze lagen. Ich mußte also feststellen, daß weder die von mir erbetene Präzisierung der Pauschal-Vorwürfe erfolgt war, noch daß es zum Kern der Sache eine Entgegnung gegeben hatte.

Welche Auswirkungen solche m.E. gut belegte Betrachtung im damaligen Bonner Klima haben konnte, sollte sich bald zeigen. Ein in Bonn erscheinender und dort auch gern gelesener Informationsdienst brachte wenige Tage nach Erscheinen des Artikels folgende Notiz: „Dr. Globke, Staatssekretär im Bundeskanzleramt, wurde gleichzeitig von dem SPD-Zentralorgan ‚Vorwärts‘ und dem DGB-Organ ‚Welt der Arbeit‘ bezüglich der Nürnberger Gesetze scharf angegriffen, nachdem die entsprechende Sowjetzonen-Attacke angelaufen ist (beide Ausgaben vom 16.9.). Hinweis: Den betreffenden Artikel im ‚Vorwärts‘ schrieb Dr. Kurt Nemitz, der im Auftrag des Auswärtigen Amtes in Indien war. Seine Frau arbeitet in der Inlandsabteilung des Bundespresseamtes.“

In dieser Information sind natürlich die beiden „Hinweise“ von besonderem Interesse. Was mich selbst anbetrifft, so sollte wohl angedeutet werden, daß das Auswärtige Amt in Zukunft lieber mehr linientreue Mitarbeiter einstellen sollte (ich war einige Zeit an der Deutschen Botschaft in Bangkok tätig, nach dem Zeugnis des AA mit „gutem Erfolg“). Symptomatischer scheint mir der Hinweis zu sein, daß meine Frau in der Inlandsabteilung des Bundespresseamtes arbeitete. Kleine Sippenhaft gefällig?

Die ehrenvollste Stellungnahme aber erhielt ich von einem Zeitgenossen, der vor seiner Emigration selbst jahrzehntelang die scharfe Kritik zu seiner Lebensaufgabe gemacht hatte, und das in einem untadeligen Deutsch, Autor von 30 Schriften und Büchern, mutiger Kämpfer gegen die Nationalsozialisten:

von Kurt Hiller. In seiner gut leserlichen Handschrift schrieb er mir, 75jährig, folgendes:

„Sehr geehrter Herr Doktor, mir liegt daran, Sie zu Ihrem Artikel ‚Globke‘ herzlich zu beglückwünschen, vor allem, weil er, sehr ungewöhnlicherweise, dokumentiert ist.“ Es sei fast kaum verständlich, daß Globke der Takt fehle, „sich heute zurückzuhalten, daß er sich einem anständig zu werden bemühenen Deutschland als Mitregierer aufdrängt. Wäre er ehrlich zuinnerst bekehrt, dann hätte er diesen Takt. Seine Aufdringlichkeit zeugt wider ihn. Natürlich ist er nicht der einzige dieser Sorte. Ihr verbindlichst ergebener Kurt Hiller, Jahrgang 1885.“



## **Ganz einfach: nicht zur Verwendung**

Mit der Zunahme der Luftangriffe gab es in Berlin eine deutliche Veränderung der Stimmungslage. Hatte in den ersten Jahren noch das Sammeln von Splintern von Flakgranaten bei uns Jungen zu einer beliebten Beschäftigung gehört, so setzte jetzt eine gewisse Lethargie ein. Mit Kennerblick wurde der Abendhimmel gemustert, ob Luftangriffe bevorstehen könnten. Fachkundig hatten wir auf einer Deutschlandkarte die Planquadrate für die Luftlagemeldungen aufgezeichnet. So konnte, wenn im Radio das Weckerzeichen des Luftmeldewarndienstes ertönte, der Anflug der Bomberverbände verfolgt werden. Das Heulen der Sirenen für den Luftalarm hat diesen Jahren das Gepräge gegeben. Mit Berliner Schnauze wurden aber auch schon deutliche Kommentare abgegeben. Besonders die großspurige Bemerkung des dicken Reichsmarschalls Hermann Göring, er wolle Meier heißen, wenn feindliche Flugzeuge in das Reichsgebiet eindringen würden, reizte zu frechen Bemerkungen.

Was mich selbst anbetrifft, so ist meine damalige Stimmungslage nicht leicht zu beschreiben. Auf der einen Seite beschlich mich – wie alle anderen – bei jedem Luftangriff ein tiefliegendes Gefühl der Angst. Auf der anderen Seite war das Erscheinen der englischen und amerikanischen Luftflotten über Berlin ein deutliches Zeichen dafür, daß die Alliierten den Nazi-Unterdrückern schwer zu Leibe rückten. Jean-Paul Sartre hatte während der schweren Luftangriffe der Engländer auf Rouen im April 1944 einmal notiert: „Nie wird man wissen, welchen Glauben an unsere Verbündeten wir aufbringen mußten, um sie weiterhin zu lieben, um mit ihnen die Zerstörungen zu wollen, die sie auf unserem Boden anrichteten.“

Ich war regelmäßiger Hörer des Londoner Rundfunks und konnte mir daher ein gutes Bild von der Kriegslage verschaffen. Das Londoner Pausenzeichen, die aufrüttelnden Beethoven'schen Paukenschläge der 5. Symphonie, sind mir noch heute präsent. Sie waren für mich eine wichtige Stütze in der Hoffnung auf bessere Tage. Nicht vergessen werde ich nächtliche Träume, die sich immer wiederholten: von englischen Flugzeugen hingen Strickleitern herab, und mir gelang es mit äußerster Kraftanstrengung, aufzusteigen und mit dem Flugzeug aus Hitler-Deutschland herauszukommen. Wenn ich nach solchen Träumen schweißgebadet aufwachte, wurde mir das Elend unserer Situation

um so klarer. Als die Luftangriffe zunahmen und auch in den Nebenhäusern und in der nächsten Umgebung die Bomben fielen, verstärkte sich in meinem Inneren diese doppelte Reaktion: Erst beim Heulen der Bomben ein unsägliches Angstgefühl... und dann unmittelbar darauf eine tiefe Genugtuung über die fortschreitende Zerstörung des Hitlerismus.

In diesen Jahren erschienen bei uns in der Wohnung häufiger gute Freunde, die zum Kaffee oder zum Abendbrot kamen. Alfred Faust gehörte dazu, der unermüdlich Reisende, den ich auch in den schwersten Jahren nie bedrückt getroffen habe. Vor 1933 war er, ehemals Redakteur der „Bremer Bürgerzeitung“, noch Reichstagsabgeordneter geworden. Dann hatte er in dem Imperium des Bremer Kaffee-Industriellen und Kunst-Mäzens Ludwig Roselius unterkommen können. Als Reisender unter anderem betreut mit dem Vertrieb der Reihe „Deutsche Kunst“, war er von einer Stadt zur anderen ständig unterwegs. So konnte er dazu beitragen, ein enges Netz von alten Freunden wieder aufzubauen und aufrechtzuerhalten. Von überall her kamen die gut ausgewählten Kunstpostkarten mit seiner charakteristischen Handschrift. Ich hatte Alfred Faust von Anfang an in mein Herz geschlossen, vor allem wegen seiner optimistischen, unverwüstlichen, immer fröhlichen Art. Ich war auch oft mit ihm in seiner Wohnung in Berlin, die voll von Büchern und Kunstgegenständen war.

Er erklärte mir dann, dass er nicht daran denke, die Wohnungseinrichtung vor einer möglichen Zerstörung durch Luftangriffe in Sicherheit zu bringen: dann hätte er viel zu tun, meinte er, er wolle die Angelegenheit lieber der Entwicklung überlassen.

Nach dem Kriege meldete sich Alfred Faust eines Tages wieder zurück. Er war, unverwüstlich und mit der obligaten Baskenmütze – der Elsässer aus Mühlhausen – mit dem französischen Militärzug nach Berlin gekommen. Später holte ihn Wilhelm Kaisen als Pressechef des Senats nach Bremen. Einige Jahre waren wir, als ich Pressechef in Nordrhein-Westfalen geworden war, Kollegen. Leider kam ich erst nach Bremen, als er schon verstorben war. Wir hätten sicher gut zusammengearbeitet.

Ein anderer häufiger Besucher bei uns war Dr. Carlo Mierendorff, ebenfalls vor 1933 Reichstagsabgeordneter. Er war eine starke Persönlichkeit mit großer Ausstrahlung. Als Junge imponierte mir seine kluge Diskussionstechnik. Mierendorff hätte wahrscheinlich, wäre er am Leben geblieben, im Wiederaufbau der Bundesrepublik und auch der Sozialdemokratischen Partei eine

wichtige, wenn nicht gar die entscheidende Rolle gespielt. Er ist leider ein Opfer des Bombenkrieges geworden.

Häufiger Gast war auch Hermann Lüdemann, vor 1933 Oberpräsident in Schlesien. Er hielt sich in Berlin als Besitzer eines kleinen Lichtspiel-Theaters über Wasser. Dieses Kino lag im Osten Berlins, und ich konnte mir gelegentlich kostenlos den Film in einer Nachmittagsvorstellung ansehen. Wir haben viele Gespräche miteinander geführt, zum Beispiel über naturwissenschaftliche Fragen, die mich in der Schule besonders interessierten. Vor lauter Begeisterung über die Physik hatte ich mir eines Tages einen Vortrag des berühmten Physikers Max Planck in der Technischen Hochschule angehört. Darüber kam es dann mit Lüdemann zu einer Diskussion.

In meinem Erinnerungskasten fand ich seinen Brief vom 24. April 1943, in dem er mir schrieb: „Lieber Kurt, vor dem Einschlafen habe ich gestern die zurückgelegte Plauderei über Max Planck in der ‚Deutschen Allgemeinen Zeitung‘ gelesen. Dabei fand ich folgenden Satz: ‚Planck lehnt die Extreme ab, weil sie für das Erkennen der Welt unfruchtbar sind. Ich zweifle nicht, dass auch Sie den Weg zu einer positiven Einstellung zum Leben und zu einer fruchtbaren Verarbeitung gewonnener Erkenntnisse finden werden.‘ Hatte ich mich pessimistisch geäußert? Lüdemann wurde nach dem Krieg Ministerpräsident in Schleswig-Holstein.

Als gelegentlicher Besucher erschien auch Max Westphal, damals schon schwer gezeichnet von den Leiden, die er im KZ Oranienburg erlitten hatte. Max Westphal war gemeinsam mit Anna Nemitz und Julius Moses Mitglied des SPD-Parteivorstandes. Auf der letzten Sitzung der SPD-Reichstagsfraktion am 10. Juni 1933 hatte sich dieser mutige Mann noch dafür eingesetzt, dass der Parteivorstand wenigstens vorläufig in Deutschland bleiben müsse. Er hat dann aktiv im Widerstand mitgewirkt und ist 1942 in Berlin gestorben. Sein Sohn Heinz Westphal, mit dem wir später freundschaftlich verbunden waren, hat die Arbeit seines Vaters fortgesetzt. Besonders in den Bonner Jahren waren wir oft mit ihm und seiner Frau zusammen. In der Bundestagsfraktion hatte seine Meinung Gewicht. Er wurde Vizepräsident des Bundestages und Bundesarbeitsminister.

Wenn ich an diese Gespräche zu Beginn der vierziger Jahre in unserer Wohnung in Berlin zurückdenke, dann wird mir klar, daß sie meine innere Haltung sehr beeinflusst und gefestigt haben. Das Vertrauen, das mir jungem Menschen entgegengebracht wurde, als man mit großer Offenheit über den Hitler-Wahnsinn, den sich anbahnenden Zusammenbruch und über die Kon-

sequenzen, die Neugestaltung Deutschlands, sprach, waren für mich zutiefst aufwühlend und verpflichtend. Damals habe ich gelernt, zuzuhören und zu schweigen.

Schweigsamkeit und Zurückhaltung auf allen Gebieten war für mich auch höchstpersönlich dringend erforderlich. Denn wir, die Klassenkameraden und Freunde, waren eine lärmende Horde von jungen Leuten, wie dies zu jeder Zeit so ist. So manche lautstarke Bemerkung wurde vom Stapel gelassen. Kraftprotzerei kam hinzu, Pervitintabletten schlucken war Mode, und der Kurfürstendamm-Bummel musste unbedingt zu fortgeschrittener Stunde mit einem Handstand an der Ecke Joachimsthaler Straße gekrönt werden. Auch drängte die Clique unbedingt in das Cafe „Uhland-Eck“, wo noch scharfe Musik zu hören war. Plötzlich erschienen aber HJ-Streifen mit einem Wehrmachtsangehörigen, die nach Fahnenflüchtigen und anderen verdächtigen Subjekten suchten. Ich mußte frühzeitig lernen, solche großspurigen Veranstaltungen nur so weit mitzumachen, wie sie nicht die Aufmerksamkeit solcher Streifen erregten, denn eine Ausweiskontrolle mußte ich vermeiden.

Als 1942 der Termin zur Musterung herankam, gab es neues Herzklopfen. Würde es aufgrund der Nürnberger Gesetze Konsequenzen geben, und wenn ja, welche? Sollte ich mich durchmogeln, oder müßte ich auf alle Fragen, wirklich alle, Antwort geben? Mit niemandem außer meiner Mutter konnte ich über diese Probleme sprechen.

Die Musterung verlief nach Schema Eff, das sich herumgesprochen hatte.

Ein Jahrgang präsentierte sich. Haltung annehmen. Kehrt! Vorder- und Rückseite nach militär-ärztlicher Sicht soweit in Ordnung, also kriegsverwendungsfähig: KV-Maschine als Männlichkeitstest, wie oft beschrieben. Aufatmen bei den Kameraden, denn der Rest war reine Formsache, bestätigt durch lautstarkes Aufknallen des KV-Stempels auf den Papieren.

Bei mir war es anders. Es dauerte auf einmal länger. Tuscheln zwischen den Uniformierten. Ein Papier wurde herumgezeigt. Dann: „Der Nächste!“. Name? Nemitz, Kurt. Frage: „Vater Julius Moses? Stimmt das?“. Meine Antwort: Ja! „Mutter Elfriede Nemitz?“. Ja! Und dann die Suche nach einem anderen Stempel, der offenbar seltener gebraucht wurde. Der Tauglichkeitsgrad war zwar KV. Aber beim Wehrdienstverhältnis stand: Ersatzreserve 2 b NzV. Was das war, wußte ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht.

Dann war es vorbei. Als ich den Wehrpaß in der Hand hielt und mich informiert hatte, war es klar. Die Einstufung 2 b NzV bedeutete: „Nicht zur Ver-

wendung“. Eine entscheidende Weichenstellung, übrigens auch NzV beim Reichsarbeitsdienst, für mein weiteres Leben war vollzogen.

Erst viel später, nach dem Krieg, habe ich mich an Hand des 1936 erschienenem einschlägigen Kommentars zur deutschen NS-Rassengesetzgebung des Staatssekretärs Wilhelm Stuckart und des Oberregierungsrates Hans Globke aus dem Reichs- und Preußischen Ministeriums des Innern über meine damalige Lage genauer informieren können. Es ging um jene Definitionen zur „rassischen Einordnung“ und zur rechtlichen Herabstufung von „staatsangehörigen jüdischen Mischlingen mit zwei volljüdischen Großeltern (Mischlingen ersten Grades)“ nach dem Nazi-Gesetz „zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre“ und den zahlreichen Durchführungsverordnungen aus dem Jahre 1935, die sich auch die Wehrmacht zu eigen gemacht hatte.

Mein guter Schulfreund Heinz Michaelis, als jüdischer Mischling 1.Grades in der gleichen Lage wie ich, hielt diese – nach damaligen Begriffen für einen sportlichen und gesunden Jugendlichen vermeintlich demütigenden Abqualifizierung – nicht aus. Seine Mutter reichte, um den Jungen aufzurichten, einen Sonderantrag ein, um die Entscheidung rückgängig zu machen, und ihm doch noch die Möglichkeit zu geben, in die Wehrmacht zu kommen. Mit höchster Gunst des „Führers“ war ein solches „Entgegenkommen“ möglich. Offizier konnte man allerdings als „Mischling 1.Grades“ nicht werden. Aber wenigstens als einfacher Soldat konnte man ein Gewehr in die Hand bekommen und damit zur vollen Manneswürde gelangen. Mich schmerzt es noch heute, daß dieser liebe Freund, mit dem ich jahrelang durch Berlin gestreift war – sein Hobby war die Photographie –, kurz nachdem er eingezogen war, an der Ostfront für „Führer und Vaterland“ fiel. Ich werde ihn nicht vergessen.

Einige Zeit nach der Musterung mußte ich noch einmal vor einer Kommission erscheinen. Diesmal ging es um die Organisation Todt, die dabei war, Arbeitskräfte für den Befestigungsbau in Ost und West zu mobilisieren. Nach einem ziemlich ruppigen Verfahren wurden alle, die noch zum Arbeitseinsatz fähig waren und die nicht anderswo gebraucht wurden, schnell abtransportiert. Als ich vor dieser Musterungs-Kommission erschien, fragte mich – ziemlich unvermutet – ein freundlicher Arzt, ob ich gelegentlich Erkältungskrankheiten habe. Mich überraschte diese milde Fragestellung. Ich antwortete mit dem Hinweis auf Bronchien und gelegentliche Mandelentzündungen. Wiederum zu meiner Überraschung konstatierte daraufhin der Arzt, offenbar

sehr erleichtert, daß ich dann wohl für diesen Arbeitseinsatz nicht in Frage käme. Noch heute glaube ich, dass ich einem Mann gegenübergestanden habe, der mir wohlwollend war, oder der möglicherweise, was ja auch gar nicht ganz ausgeschlossen ist, meinen Vater als ärztlichen Kollegen kannte. Damit war auch dieser Kelch an mir vorübergegangen.

Der Freundeskreis der früheren Schulkameraden war inzwischen immer lichter geworden. Viele waren bereits eingezogen oder hatten sich, in vermeintlich kluger Entscheidung, zu einem speziellen Truppenteil freiwillig gemeldet. In Kreisen der jungen Leute kursierte damals die Parole, daß derjenige klug handele, der sich rechtzeitig zur Luftwaffe oder zur Nachrichtentruppe freiwillig melde.

Eines Tages erschien auch mein Schulfreund Paul Strangmeyer, den ich eher als zurückhaltend, den Nazis gegenüber als kritisch eingestellt, eingestuft hatte, mit der strahlenden Mitteilung, er habe sich freiwillig zu den Fallschirmjägern gemeldet. Das sei ein schneidiger Laden, der mal hier und mal dort eingesetzt werde und bei dem es auch Abenteuer gäbe. Vom ersten Einsatz ist er nicht mehr zurückgekommen.

Wenn ich mir heute die Feldpostbriefe ansehe, die ich damals von den ehemaligen Klassenkameraden bekommen habe, dann befällt mich Wehmut. Es waren großartige Kerle, denen ich in enger Freundschaft verbunden war. Wie haben sie alle das Leben geliebt und auf die Zukunft gehofft, und wie ist mit ihnen Schindluder getrieben worden.

Paul schrieb mir, kurz vor seinem Einsatz, noch einmal aus Paris: „Alte Traube,“ so ließ er sich vernehmen, „endlich komme ich dazu, Dir aus dem goldenen Westen meine Grüße zu senden. Man lebt hier ganz gut, Wein, Schnaps, Likör, sogar Sekt. Für die zart empfindende Seele ziemlich ansehnliche Frauen. Ja, wenn man das so sieht, wird es einem ganz schwer ums Herz, dann denkt man, während man so im Menschen-Mosaik marschiert, an die Freunde in Berlin und an die smarten Babies, kurz – an all' die ehemaligen Genüsse eines ausgekochten Epikureers. Jetzt werdet Ihr sicher in einer der alten Kaschemmen sitzen und geliebte Melodien an euer musisch empfindsames Ohr klingen lassen. Übrigens werde ich jetzt mal an die alte Penne schreiben. Schön war die Zeit! Eben wird 'fertigmachen' gepfiffen. Gruß Paulus.“ Es war das letzte Lebenszeichen. Auf Kreta, seinem ersten Einsatzort, ist er gefallen.

Ein anderer Freund, Heinz, meldete sich aus dem Osten mit der Frage: „Na, bester Kollege, was macht Berlin, alles noch deftig in Schwung? Heute steigt hier gegen 17 Uhr unser erster Bunter Abend, bei dem ich als Theo Lingen mitwirke.“ Er stellte mir die Übersendung eines Photos in Aussicht, das sehr gelungen sei. Später kam das Bild an. Er hatte sich photographieren lassen, das Gewehr in Richtung Kamera im Anschlag, und mit einer Zigaretzenspitze im Mund. Als ich das Photo in Händen hielt, war er schon gefallen. Ein anderer Freund meldete sich von der Fliegerschulung in Fürstfeldbruck und teilte mit, daß er jetzt fast fertig sei. „Es fehlt nur noch etwas Nachtflug. Leider weiß ich noch nicht, wohin wir kommen.“ Ich habe dann nichts mehr von ihm gehört.

Klaus-Jürgen meldete sich aus dem Osten. „Nachts, 3.40 Uhr. Ich habe Nachtdienst, gerade etwas später, als ich in der letzten Zeit in Berlin schlafen zu gehen pflegte. Deine liebe Karte, für die ich Dir vielmals danke, hat mich wieder an diese Zeit erinnert. Bedauere es unendlich, daß ich Eure Kapelle nicht mal hören kann. Kannst Du mir ein paar Platten besorgen? Geld und evtl. alte Platten kannst Du bei meiner Mutter bekommen. Nun viele Grüße, auch an alle anderen bekannten Boys, Dein Klaus-Jürgen.“

Horst meldete sich aus dem Lazarett mit der Hoffnung, daß er Weihnachten Urlaub bekäme. Dann müßte gefeiert werden, je doller, desto besser. „Aber erst muß ich mal wieder aufstehen können. Wenn Du noch die Penne mit Deinem Besuch beehrst, grüße die Überlebenden von mir.“ Ja, die Überlebenden. Wie viele sind es gewesen?

Nach dem Abitur stellte sich für mich die Frage einer weiteren beruflichen Betätigung. Vieles musste bedacht werden. Ein Studium kam ohnehin nicht in Frage, da ich nicht hätte studieren können. So steuerten wir eine Tätigkeit als Praktikant in einem naturwissenschaftlichen Bereich an. Das Laboratorium von Manfred von Ardenne war im Gespräch. In einem Bunker in Wannsee konnte ich mir das Elektronenmikroskop ansehen. Die Schriftstellerin Felicitas von Reznicek, Tochter des Komponisten Nicolaus von Reznicek, mit der meine Mutter als Nachbar im Hause Wilmersdorfer Straße 94 gut bekannt war, gab den Hinweis auf Siemens. Daraus wurde dann aber nichts.

Eines Tages besuchten wir – auf Empfehlung und Vermittlung von Freunden – den früheren hessischen Minister Wilhelm Leuschner. An diesen Tag entsinne ich mich besonders gut. Das Gespräch fand in seinem Firmenbüro in Berlin statt. Leuschner war Chef einer kleinen Firma im metallverarbeitenden Bereich. Da hier auch Einzelteile für die Luftwaffe hergestellt wurden, hatte

er die Möglichkeit, in unverfänglicher Weise auch mit Offizieren zu sprechen. Als ich mit meiner Mutter – es muß im Januar 1944 gewesen ein – bei ihm war, riet er davon ab, in seine Firma einzutreten, und zwar mit dem Hinweis, daß er in seinem Personalbereich schon zu viele ähnlich gelagerte „Fälle“ habe. Er war damals schon in die Vorbereitungen zum Umsturz des Hitler-Regimes einbezogen. Als er uns schweigsam und aufrecht an der Tür mit einem Händedruck verabschiedete, sahen wir ihn zum letzten Mal. Sein Bild ist in meinem Gedächtnis fest verankert. Nach dem 20. Juli 1944 ist er hingerichtet worden.

Schließlich landete ich als Praktikant bei der Firma Dr.-Ing. Max Schlötter in Berlin-O., einem chemischen Laboratorium, das sich besonders mit der Galvanotechnik befaßte. Maßgeblich war für uns die Überlegung, daß die Firma eine Auslagerung aus Berlin plante, und daß dies für mich von Vorteil sein könnte. Diese Rechnung ist dann auch aufgegangen. Das Laboratorium Dr. Schlötter wurde nach Geislingen an der Steige ausgelagert, wo schon einige Räume im Hause der Württembergischen Metallwarenfabrik aufnahmebereit zur Verfügung standen.

Die letzten Monate der Hitlerschen Kriegszeit brachten für mich eine Reihe Kafkaesker Situationen mit sich. In Geislingen war ich, im riesigen Areal der WMF, im – aus Berlin ausgelagerten – offenbar wichtigen Laboratorium Professor Dr.-Ing. Schlötter, als weißbekittelter Galvano-Chemiker, in voller Öffentlichkeit „untergetaucht.“ Niemand interessierte sich dafür, warum ich, junger Mann, für die dortige Tätigkeit „freigestellt“ war. Gemeinsam mit zwei Zwangsarbeitern, gebildeten Akademikern, Vaclav Trcka aus der Tschechoslowakei und André Marshal aus Frankreich, der gerne die Melodien aus Brahms' erster Symphonie vor sich hinsummte, hantierten wir im Labor herum, rösteten auf Bunsenbrennern Brot, ach ja, und probierten verschiedene Galvano-Bäder zur Versilberung von Kupferblech aus.

Eines Tages, kurz vor Ende des Krieges 1945, hatte ich als Begleitung des Chef-Chemikers Harald Lynen, aus der rheinischen Industriellen-Familie, den abenteuerlichen Auftrag, dem Senior-Chef der Firma, Professor Schlötter, der sich im Sanatorium Bühlerhöhe bei Baden-Baden aufhielt, Medikamente und Post zu überbringen. Eisenbahnverkehr war nur noch nachts möglich, und nur noch bis zu einem weit abgelegenen Bahnhof. Dann wanderten wir quer durch den Schwarzwald auf die Bühlerhöhe, wo wir nachts eintrafen und bis zum Morgen in den feudalen Sesseln der Hotelhalle ausrufen konnten.

Morgens wurden wir von fernem Artilleriefeuer geweckt, die Alliierten standen schon im Rheintal. Das Mündungsfeuer war gut zu beobachten. Hier oben die Atmosphäre des Zauberbergs. Professor Schlötter, ein Original alter Schule, begrüßte uns mit Hallo, nahm die Medikamente in Empfang und meinte, nun sollten wir gut aufpassen, auf welche Weise er gesund werde. Er schüttete die Pillen in den Abguß, holte eine Flasche Rotwein hervor, goß ein, trat ans Fenster, und mit dem Blick auf das Weltgeschehen unten, stieß er mit uns an. Dann teilte er uns verschmitzt blinzelnd mit, daß einige der Goldfasane und Gauleiter, die hier oben „Kriegsdienst“ leisteten, wegen der herannahenden Truppen schon aus dem Hause entschwunden seien, um neue „kriegswichtige Positionen“ zu beziehen. Seine wichtigste Mitteilung aber betraf seinen Tischgenossen, einen berühmten Chemieprofessor, dem wir im Speisesaal vorgestellt werden sollten. „Bitte denken Sie daran, daß der alte Professor ‚Geheimrat‘ und ‚Exzellenz‘ ist, noch aus den alten Zeiten. Nicht vergessen, ihn mit ‚Exzellenz‘ anzureden. Meine Herren, denken Sie daran!“



## Die Stunde der Befreiung

Das Ende des Krieges 1945 in Europa zu beschreiben, ist immer wieder versucht worden. Aber die gültige Verarbeitung steht noch aus. Zu groß waren die Erschütterungen, zu gewaltig die Umwälzungen, zu schrecklich das menschliche Leiden, als daß dieses Inferno abschließenden sprachlichen Ausdruck hätte finden können. Unbefangene werden sich an den Stoff wagen. Ergibt sich das Ganze aus der Summe der Einzelschicksale?

Für mich brach die Stunde Null im schwäbischen Geislingen an der Steige an. Als die Amerikaner bis zum Stadtrand vorgedrungen waren, verschanzte sich eine kleine Gruppe deutscher Soldaten – man sprach von 20 Mann – mitten im Stadtpark. Das war dann wohl die Hauptkampflinie. Den heranfahrenden amerikanischen Panzern bellte mageres Gewehrfeuer entgegen: höchste Alarmstufe. Denn zu dieser Zeit ging man auf alliierter Seite kein unnötiges Risiko mehr ein. Beim geringsten Widerstand zogen sich die amerikanischen Truppen zurück, um zunächst der Artillerie und den Bombern das Feld zu überlassen. Gerade das mußte aber verhindert werden.

So faßten sich einige couragierte Männer ein Herz und überredeten den jungen Offizier und seine wenigen Soldaten, jenseits der Stadt am Bergeshang eine neue Linie aufzurichten. Der Chefarzt des Krankenhauses, Dr. Vollmar, selbst „alter Soldat“, berichtete später darüber, wie er dem kommandierenden Offizier augenzwinkernd klar machte, daß die Stadt von der Anhöhe aus viel besser zu verteidigen sei. Alle verstanden, worum es ging. Die Männer des kleinen Trupps zogen sich zurück, blieben am Leben... und die Stadt wurde vor der Zerstörung gerettet.

Einige Stunden herrschte Totenstille. Dann rollten die ersten Jeeps – das Maschinengewehr im Anschlag – in die Stadt. Für mich war nicht die deutsche Niederlage, sondern die Stunde der Befreiung gekommen.

Der Einmarsch der Amerikaner in Geislingen vollzog sich an einem Wochenende. Es war Samstag, der 21. April 1945. In den letzten Tagen davor hatte ich es vorgezogen, obwohl ich „vollgültige“ Arbeitspapiere hatte, nicht mehr auf die Straße zu gehen, denn überall waren an Bäumen und Hauswänden die roten Plakate erschienen, in denen alle Männer unter Androhung der Todesstrafe aufgefordert wurden, sich in den Volksturm einzurei-

hen. Tatsächlich kamen auch einige Kompanien zusammen. Ihre Kampfkraft dürfte aber, da kaum noch Waffen vorhanden waren, milde gesagt, begrenzt gewesen sein.

Für mich kam es vor allem darauf an, nicht noch in letzter Minute irgendeinem Fanatiker in die Hände zu fallen und wohlmöglich vor ein Standgericht zu geraten. Die Kunde von schnellen Exekutionen hatte sich schon Wochen und Monate vorher allgemein verbreitet. Zum Schluß hielt ich mich fast nur noch in einem Erker auf dem Dachboden des Hauses auf, in dem ich wohnte. Mein Gruß und Dank in die ewigen Gefilde gilt meiner Zimmervermieterin, der gut schwäbisch-gemütlichen Frau Sina, und zwar dafür, daß sie mein eigenartiges Verhalten in diesen letzten Tagen des Krieges offenbar für ganz vernünftig hielt.

Die Nazi-Größen der Stadt hatten sich schon rechtzeitig abgesetzt. Noch wenige Wochen vorher hatte man im Stadtrat starke Worte gebraucht: Der Sieg müsse erkämpft werden, so hieß es da in einer der Reden, „selbst dann, wenn wir im Feuer umkämen!“ Als das Feuer aber näherkam, ergriffen die starken Männer von der NSDAP rechtzeitig das Hasenpanier und ließen die Bevölkerung im Stich. Noch am 5. März 1945 war ein neuer Bürgermeister, Dr. Friedrich Wilhelm Erbacher, eingesetzt worden. Die feierliche Amtseinsetzung fand, wie es in der „Geschichte der Stadt Geislingen“ von Karl-Heinz Bauer heißt, „im Beisein der Ratsherren, sämtlicher Parteileiter der NSDAP, Vertretern der Landes-, Kreis- und Stadtbehörden, der Schulen, Abordnungen von Industrie, Handel und Gewerbe statt, wobei noch große Worte der Hoffnung auf den Endsieg gefunden wurden.“ Lakonisch heißt es dann weiter: „Eine lange Amtsdauer war indessen Dr. Erbacher nicht vergönnt. Als die Stadt Geislingen [...] von amerikanischen Truppen besetzt wurde, waren Bürgermeister Dr. Erbacher und der erste Hoheitsträger der NSDAP, Polizeirat Dirie, bereits geflüchtet.“

Von anderem Kaliber waren dagegen einige mutige Frauen, die buchstäblich in letzter Stunde mit eigenen Händen schon errichtete Panzersperren abbauten, um damit Kampfhandlungen in unmittelbarer Nähe ihrer Wohnhäuser zu verhindern. „Eine Gruppe von Hitler-Jungen, die sich an der Sperre postieren wollten, wurde von ihnen mit Spott überschüttet und hätte wohl Prügel bekommen, wäre sie mit ihrer Panzerfaust nicht eilig abgezogen,“ heißt es dazu in der Stadtgeschichte. Dreimal wurde die Sperre wieder geschlossen, und nach Verhängung des Ausnahmezustandes wurde verlautbart, „jedermann habe mit dem Tod durch Erhängen zu rechnen, der die Sperren beseitige.

Doch die tapferen Frauen von Altstadt fanden erneut den Mut, die Sperre zu öffnen. Schließlich heulten die Sirenen auf, und die Einwohner zogen sich verängstigt in ihre Luftschutzkeller zurück. Kampflös passierten die amerikanischen Panzer.“

Während ich diese entscheidenden Stunden auf dem Dachboden verbrachte, schossen mir viele Gedanken durch den Kopf. Würde es nach Ende dieses Krieges überhaupt ein normales Leben, so wie früher, geben können? Hatte man nicht davon gehört, daß Deutschland ein reines Agrarland werden sollte? Würde es Chancen für ein berufliches Fortkommen geben? Sollte ich versuchen, auszuwandern? Aber das Grübeln wurde schließlich von dem überwältigenden Gefühl überdeckt, daß jetzt ein neuer Lebensabschnitt beginnen würde, der für mich neue, wenn auch unbekannte Dimensionen eröffnete. Schließlich war ich 19 Jahre jung und spürte in mir einen starken Tatendrang.

Dabei sah ich dem Neuen, das auf mich zukommen würde, keineswegs unvorbereitet entgegen. Im Januar 1945 hatte ich Gelegenheit, noch einmal Berlin zu besuchen. Es war eine kuriose Reise. In der Brieftasche trug ich einen von meiner Firma beantragten „Marschbefehl“ des Rüstungskommandos Ulm, nach dem ich mich in Berlin im Oberkommando des Heeres bei einem Oberst X melden sollte. Diese Reise nach Berlin hatte mir die Geschäftsführung der Firma verschafft. Der Inhaber und der ominöse Oberst waren befreundet. Und mit den Nazis hatten beide nichts im Sinn. Mein „Auftrag“ lautete, dort einen Brief abzugeben, drei Dynamotaschenlampen abzuholen und Grüße zu bestellen. Solche kuriosen Leerlaufaktionen gab es damals überall. Sie hatten vor allem die Funktion, Betriebsamkeit vorzutäuschen. Was in dem Brief stand, wußte ich natürlich nicht. War ich nur Kurier? Auch nicht schlecht. So erschien ich dann eines Tages im Oberkommando des Heeres in Berlin. Der zuständige Oberst, ganz offensichtlich über den „Besuch“ informiert, nahm den Brief entgegen, griff geheimnisvoll grinsend in die Schublade seines Schreibtisches, übergab mir die drei Dynamotaschenlampen und sagte, ich solle wieder Grüße bestellen. Damit war der dienstliche Auftrag erledigt und ich konnte gehen.

Auf der Rückfahrt von dieser Reise machte ich nun, nach Verabredung mit meiner Großmutter, der ehemaligen Reichstagsabgeordneten Anna Nemitz, einen Umweg, der von Bedeutung sein sollte. Ich besuchte in Heilbronn ihren früheren Reichstagskollegen Fritz Ulrich, der mit unserer Familie die ganze NS-Zeit über engen Kontakt gehalten hatte. Ulrich war durch Anordnung der Gestapo in seiner Bewegungsfreiheit eingeengt und mußte in seiner Winter-

hütte auf seinem Weinberg wohnen. Dort erfuhr ich, es muß Ende Januar 1945 gewesen sein, daß der frühere Landtagsabgeordnete Ernst Reichle in Geislingen als Bürgermeister vorgesehen sei und daß ich mich vertrauensvoll an ihn wenden solle. So ist es dann später auch gekommen.

Ulrich wurde unter Ministerpräsident Reinhold Maier in Stuttgart Innenminister, ein Amt, das er elf Jahre lang bekleidete. Über die engen Beziehungen zu Ulrich hatte ich vorher schon durch Erzählungen, aber auch durch Briefe, einiges erfahren. Sowohl meine Großmutter wie auch mein Vater hatten in ihrer Abgeordnetentätigkeit zu ihm sehr engen Kontakt, aber auch zu seiner Frau Bertha Ulrich. Gelegentlich kam in Berlin eine kleine Kiste mit Wein an, Produkte vom eigenen Weinberg. Die Sendung war oft durch einen Brief in Versform begleitet. Selbstverständlich, daß sich mein Vater auch mit Versen bedankte. Zu Ulrichs 80. Geburtstag im Jahre 1968 ist unter dem Titel „Vom Benjamin zum Alterspräsidenten“ in Stuttgart eine kleine Schrift erschienen, die unter anderem Beiträge von Wilhelm Keil, Reinhold Maier, Carl Severing und Willy Brandt enthält.

Nach Geislingen zurückgekehrt, nahm ich sofort, also noch vor dem Einmarsch der Amerikaner, Verbindung zu Ernst Reichle auf und berichtete ihm über das Gespräch in Heilbronn. Als wenige Tage nach Kriegsende durch Lautsprecherwagen in der Stadt verkündet wurde, daß Reichle zum Bürgermeister ernannt worden sei, waren auch für mich die Weichen gestellt.

Über Einzelheiten einer etwaigen Mitwirkung durch mich hatten wir vorher überhaupt nicht gesprochen. So war ich nicht schlecht erstaunt, als ich wenige Tage später durch Boten eine Postkarte erhielt, in der ich gebeten wurde, mich am nächsten Tage – es muß Ende April 1945 gewesen sein – zu einer festgesetzten Zeit beim Bürgermeister auf dem Rathaus einzufinden. Ich hatte keinerlei Ahnung, worum es sich handeln könnte. Wohlgemut ging ich also zu dem vereinbarten Termin und stand sehr schnell dem Bürgermeister gegenüber. Ein anderer Herr war anwesend, offenbar der Verlagsleiter der Geislinger Zeitung. Der Bürgermeister stellte mich kurz vor und sagte ohne weitere Begründung: „Das ist der neue Chefredakteur der Geislinger Zeitung. Die weiteren Einzelheiten können Sie direkt besprechen.“ Damit war der Termin beendet und ich hatte, noch nicht ganz zwanzigjährig, eine neue Aufgabe. Es war ein Sprung ins kalte Wasser.

Dieser Sprung, das sollte ich bald merken, umfaßte außerdem noch andere Bereiche. So erfuhr ich sehr bald, daß bis zur Neuordnung der kommunalen Verwaltung, bis zu neuen Wahlen, Beiräte berufen werden sollten, die dem

Bürgermeister mit Rat und Tat zur Seite stehen, für das Wohl der Stadt wirken sollten. Als Mitglieder dieses von den Amerikanern eingesetzten Gremiums waren unter anderem jener Chefarzt Dr. Fritz Vollmar vorgesehen, der sich bereits in der Stunde Null bewährt hatte, ferner der Studienrat Dr. Karl Kienle sowie der jugendliche Neu-Redakteur Kurt Nemitz. So sah ich mich bei der feierlichen Amtseinführung am 31. Mai 1945 im Rathaus als einer von zwölf berufenen Stadträten, entschlossen, nach Kräften zum Wiederaufbau der Stadt beizutragen.

Im Rückblick auf jene Tage und Wochen, in denen die Not des Volkes am größten war stellt sich natürlich die Frage, ob wir der übertragenen Verantwortung gerecht geworden sind. Ich kann nur sagen, daß wir unser Bestes gegeben haben, daß wir uns einem starken Pflichtbewußtsein unterwarfen und daß wir mit Leidenschaft bemüht waren, dem Allgemeinwohl zu dienen.

Immer wieder wird die Frage gestellt, ob diejenigen Männer und Frauen, die unmittelbar nach 1945 in der Stunde Null am Wiederaufbau eines neuen Deutschland mitwirkten, konzeptionell genügend vorbereitet waren, die Neuordnung im Sinne eines wirklichen Fortschritts mitzugestalten. Mit Bewunderung habe ich im Rückblick nachempfunden, welche Gedanken sich die Offiziere des 20. Juli 1944 oder auch die Mitwirkenden in anderen Widerstandskreisen über den Wiederaufbau Deutschlands gemacht haben. Vorwürfe im Nachhinein sind leicht zu machen. Mir sind solche nachträglichen Besserwissereien und Wichtigtuereien nie geheuer gewesen. Da stimme ich Helmut Thielicke zu, der in seiner Einführung zu der Denkschrift des Freiburger Bonhoeffer-Kreises „In der Stunde Null“ aufrichtig sagte: „In den Endphasen des Krieges glich unser Weg einer Nachtwanderung, die kein Stern erleuchtete. Wir wußten nur, daß der Weg auf einen Abgrund zuführte. Wie er aber aussah und ob es einen Weg hinüber geben würde, welche etwai- gen Pfade auf der anderen Seite sich unserer weiteren Geschichte eröffnen könnten: Das alles war von undurchdringlichem Nebel verhangen.“

Zunächst kam es jedenfalls darauf an, sich den dringendsten Fragen des täglichen Lebens zuzuwenden. Die Trümmer mußten weggeräumt werden, die Ernährung galt es sicherzustellen, die Verkehrsverbindungen waren wieder aufzubauen und die dringendste soziale Not musste gelindert werden. Als junger Mensch konnte ich in einer schönen Stadt im Schwäbischen gemeinsam mit anderen Männern und Frauen mithelfen, die Not zu lindern und die Voraussetzungen für den Wiederaufbau vorzubereiten. Dafür bin ich dankbar.



## Das neue Bild

Als ich daranging, meinen neuen Arbeitsplatz bei der „Geislinger Zeitung“ einzurichten – Schreibmaschine, Schere, Kleister und Papier standen in der Redaktion bereit –, herrschte in der angrenzenden Setzerei spannungsvolle Erwartung. Wann würden die ersten Manuskripte gesetzt werden können, und was vor allem sollte in diesen Manuskripten drinstehen? Die Setzmaschine war geölt und der Metteur, ein älterer berufserfahrener Meister seiner Zunft, blickte erwartungsvoll zur Redaktionsstube.

Die erste Anordnung, die schon zwei Tage nach Einmarsch der Amerikaner erschien, ging in Form eines Flugblattes an die Öffentlichkeit und verkündete lapidar: „Die NSDAP und ihre Organisationen sind hiermit aufgelöst.“ Truppenangehörige sollten sich melden, und alle Schuß- und Stichwaffen seien am gleichen Tage bis 18 Uhr auf der Polizeiwache, Zimmer 4, abzuliefern. Die Ausgangsperre dauerte von 19 Uhr abends bis 7 Uhr morgens. In den nächsten Tagen wurde mitgeteilt, daß sonntags der übliche Gottesdienst wieder stattfinden dürfe, daß die Stadtkasse wieder geöffnet werde, und zwar von 8 bis 12 Uhr, daß Steuern wieder bezahlt werden müssten, daß man sich ohne Passierschein innerhalb von 6 Kilometern von der Stadtmitte frei bewegen könne. Aber auch an die Ablieferung sämtlicher noch im Besitz der früheren HJ befindlichen Geräte wie Trommeln, Trompeten, Fahnenstangen und so weiter war gedacht worden. Das Zeitalter der Marschierer war vorbei.

Für mich kam es in diesen Tagen darauf an, den Sprung in die Normalität zu wagen. Noch gab es keinerlei Anweisungen über die Herausgabe von Zeitungen und Mitteilungsblättern. So blieb nichts anderes übrig, als mit dem örtlichen Kommandanten zu verhandeln. Es war ein amerikanischer Oberleutnant, der aus meiner Sicht den Vorzug hatte, daß er Phlegmatiker war und Bereitschaft zeigte, auf vernünftige Vorschläge einzugehen. Ich hatte inzwischen einen Mitarbeiter engagiert, der stenographieren konnte. Er brachte die Nachrichten der Sender London und Luxemburg zu Papier. So konnte schon am 18. Mai 1945 das erste Mitteilungsblatt für Geislingen und Umgebung erscheinen.

Die Nachricht, daß Gestapochef Ernst Kaltenbrunner in Österreich gefangen genommen worden sei und daß er bei der Gegenüberstellung mit seiner Ge-

liebten den Versuch eines Täuschungsmanövers aufgegeben hatte, ließen wir uns nicht entgehen. Auch wurde gemeldet, daß der frühere Reichsorganisationsleiter, Dr. Robert Ley, in Gefangenschaft sei. Er hatte versucht, sich durch das Wachsenlassen eines Bartes unkenntlich zu machen.

In dieser Ausgabe vom 18. Mai 1945 bin ich zum ersten Mal als Verantwortlicher aufgeführt. Für den 1. Juni 1945 war ein weiterer wichtiger Schritt nach vorn geplant. Zum ersten Mal erschien wieder, auf der Rotationspresse gedruckt, die „Geislinger Zeitung“ in altem Format. Als Schlagzeile hatte ich gewählt: „Das neue Bild – wir übernahmen das traurige Erbe des Nazi-Staates“. Wenn das deutsche Volk einsehe, so stellte ich in meiner einleitenden Bemerkung heraus, welche schweren Fehler begangen wurden, und wenn es gewillt sei, in Zukunft mit bestem Wissen und Gewissen auch Wiedergutmachung zu leisten, dann werde wieder ein Platz für uns in der Welt sein. Die kommenden Zeiten würden für die Bevölkerung hart und voller Arbeit sein. Viele Probleme müßten gelöst werden, ehe wir wieder ein normales Leben führen könnten.

Das Erscheinen dieser vierseitigen Zeitung nur wenige Wochen nach Kriegsende – fast wieder in normaler Art mit Anzeigen und auch einem Kommentar – brachte für kurze Zeit einen Hauch von Normalität mit sich. Im Rathaus und auf der Straße konnte ich Glückwünsche entgegen nehmen. Bei der Militärregierung sah man die Sache allerdings ganz anders. Denn irgendwelche Genehmigung hatte ich in neudemokratischer und jugendlicher Unbefangenheit nicht eingeholt. Dafür wurde ich jetzt auf die Kommandantur bestellt. Mein sonst so bedächtiger Oberleutnant geriet ins Schreien. Er hatte von oben einen gewaltigen Rüffel bekommen. Die „Geislinger Zeitung“ in dieser Form war zum letzten Mal erschienen, gewiß eine Rarität in der Geschichte des Veröffentlichungswesens in den ersten Wochen nach Kriegsende, die sich lange vor der Erteilung offizieller Zeitungslizenzen abspielte.

Ich mußte also meine Ansprüche wieder zurückschrauben. Die nächste Ausgabe erschien als kümmerliche „Amtliche Bekanntmachungen für die Stadt Geislingen“. Auf der Rückseite dieses Flugblattes hatte ich trotzig einsetzen lassen: „Die Herausgabe von Zeitungen ist augenblicklich im ganzen Land durch die Militärregierung gesperrt.“

Erst am 19. Juni 1945 erreichte uns eine Anordnung des für diese Fragen zuständigen amerikanischen Offiziers in Göppingen, Captain John A. Holbruck, wonach Mitteilungsblätter herausgegeben werden dürften mit amtlichen Bekanntmachungen, mit Nachrichten von Radio Stuttgart, aber ohne Leitartikel

und Kommentare. Außerdem müßten die Blätter von der Militärregierung zensiert werden. Anschließend gelang es mir in hartnäckigen Verhandlungen, meinen Oberleutnant davon zu überzeugen, daß man für diese Veröffentlichungen doch wieder das alte, größere Zeitungsformat nehmen solle. Und so kam es dazu, daß das „Geislinger Amtsblatt“ in immerhin 93 Ausgaben bis zum 1. März 1946 unter meiner Obhut wieder in alter Form erscheinen konnte.

Die Lektüre dieser Ausgaben, die ich mir vor meinem Wegzug noch einbinden ließ, bereitet mir immer wieder Freude. Es war eine Zeit der Ermutigung. Allen ging es schlecht, aber es gab Fortschritte. Die Lebensmittelrationen wurden größer und die Eisenbahnverbindungen normalisierten sich. Neue Gastwirtschaften wurden eröffnet, und auch Heiratsanzeigen waren wieder zu lesen. Es war die Zeit der Tauschanzeigen. Nähmaschine gegen Mantel, Hasenstall gegen Kinderdreirad, Herrenrad gegen Rassehühner, Fahrradreifen gegen Bügeleisen, Schulranzen gegen Hasen: echte Möglichkeiten des Realtausches.

Und eines Tages konnten wir auch das volkstümliche Gedicht über „Die schneidigen Weiber von Altenstadt“ veröffentlichen, dessen Manuskript, von zitternder Hand geschrieben und mit der Bemerkung „Autor unbekannt“ versehen, der Redaktion zugeleitet worden war. Eine Huldigung an jene Frauen, die durch beherztes Wegräumen der Panzersperren die Altenstadt vor dem Einsatz schwerer Waffen bewahrte:

„Die Panzersperre der Unter'n Stadt  
Am Adlerbräu in Altenstadt,  
war wie 'ne Festung aufgebaut,  
vor der ganz Altenstadt gegraut.

Wenn die vor'm Einmarsch nicht beseitigt ist,  
dann haben wir den größten Zwist!  
Zerstören wird man Hab und Gut!  
Drum sind die Weiber auf der Hut.  
Sie rücken an mit voller Stärke

Und geh'n mit Schaufeln gleich zu Werke.  
Sie räumten auf mit aller Macht,

trotz Gegenwehr und Naziwacht.

Und als die USA dann kam,  
da war schon frei die ganze Bahn.  
Und ohne Schaden für den Ort  
Fährt Tank und Panzerwagen fort.

Kein Schuß war drum gefallen  
Zum guten Teil von allen!  
Die Weiber waren unser Glück  
In diesem schweren Augenblick.

Sie bewahrten uns vor schwerer Not,  
vor Schaden und vor'm sich'ren Tod.  
Sie geh'n in die Geschichte ein,  
für alle Zeit, so wird es sein.

Die Zukunft wird es immer sagen:  
In den verhängnisvollen Tagen  
Da stellten Weiber ihren Mann,  
auf die ein jeder stolz sein kann.

Habt Dank und werdet niemals matt  
Ihr schneidigen Weiber von Altenstadt!“

Es dauerte mehrere Monate, bis ich die offizielle „Urkunde der Registrierung“ der Militärregierung in der Hand hatte. Die Mühlen der Bürokratie arbeiten überall langsam. Der inzwischen in Göppingen zum Major avancierte John A. Holbruck bescheinigte mir dadurch, daß ich „as redactor and editor of Geislinger Amtsblatt“ tätig sein könne. Die Urkunde trägt das Datum vom 2. Januar 1946.

Unter den erregenden Themen, die nach 1945 die wieder beginnende politische Diskussionen bestimmten, stand die „Entnazifizierung“ nicht umsonst mit an erster Stelle. Denn die Frage, wie mit den aktiven Nationalsozialisten, die das mit Händen zu greifende Unglück heraufbeschworen hatten, verfahren werden sollte, berührte in der einen oder anderen Form fast jede Familie

und jede Gemeinde. Die vorgesehene Einteilung in Beschuldigte, Mitläufer und nicht Betroffene hatte zunächst viel für sich. Wer Verbrechen begangen hatte, mußte abgeurteilt werden, und NS-Aktivisten sollten keine öffentlichen Ämter bekleiden. Der Grundgedanke erschien plausibel und wurde damals auch, zumindest im Hinblick auf den Nürnberger Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher, akzeptiert. Doch vor Ort, in der Gemeinde, bei der praktischen Handhabung der vielen kleinen Einzelfälle, zeigten sich bald Probleme.

Konkret bekam ich mit der Angelegenheit zu tun, als Ende 1945 die Spruchkammern ihre Arbeit aufnahmen. In einem Artikel für die „Schwäbische Donau-Zeitung“ in Ulm – deren Berichterstattung aus Geislingen ich ebenfalls übernommen hatte – vom 5. Januar 1946 brachte ich die Sache unumwunden zur Sprache: „Die Arbeit der Entnazifizierungsausschüsse ist in vollem Gange. Seit mehreren Wochen wird eine lebhaftige Diskussion geführt über die Frage, ob in einem Betrieb, dessen Direktion immer noch aus Parteigenossen besteht (!), die Entfernung von kleinen Angestellten und Arbeitern gemäß Gesetz Nr. 8 einen Sinn hat.“ Das war die Sache. Und dann gab ich den deutlichen Hinweis, der auch meiner Meinung entsprach, bei den inzwischen wieder zugelassenen Parteien und ganz allgemein in weiten Kreisen der Bevölkerung herrsche die Auffassung, „daß eine Entnazifizierung nach dem Prinzip ‚die Kleinen hängt man, und die Großen lässt man laufen‘ weder mit den Absichten der Besatzungsmacht, noch mit dem gesunden Menschenverstand in Einklang zu bringen ist.“

Die Notiz schlug wie eine Bombe ein, was ja auch bezweckt war. Denn jedermann wußte, worum es sich handelte. In einer stadtbekanntem Fabrik hatte die Entnazifizierung die kleinen Angestellten zu einem Zeitpunkt erreicht, in dem allmächtige Vorstandsmitglieder, soweit sie NSDAP-Parteigenossen waren, keineswegs zur Rechenschaft gezogen wurden, sondern im Gegenteil gerade wieder ihre Positionen festigten. Die Empörung über diese Ungleichbehandlung war allgemein.

Bei mir im Redaktionsbüro erschien bald darauf ein seriöser Herr aus dem Kreis der Anteilseigner, der sich den jungen demokratischen Eiferer in der Lokalzeitung einmal ansehen wollte und ihm klarzumachen beabsichtigte, daß die Parteigenossen Vorstandsmitglieder ja nur zum Schein in die NSDAP eingetreten seien, daß sie auch Juden in Schutz genommen hätten, daß sie insoweit tatsächlich Widerständler seien, und daß sie schließlich nunmehr als überzeugte Demokraten für den Wiederaufbau des Unternehmens unentbehr-

lich seien. Dieses Schema der Argumentation sollte ich in den kommenden Jahren noch des öfteren hören.

Meine Reaktion auf diesen unerwarteten Besuch war die einer ehrlichen Empörung. Hatten wir uns nicht allenthalben geschworen, die Wurzeln des Faschismus gründlich auszumerzen? Hatten wir nicht die Befreiung vom Nationalsozialismus als einen Auftrag empfunden, im Sinne der Verfolgten und Gemordeten den Neuaufbau Deutschlands auf solider demokratischer Basis voranzutreiben? Wollten wir nicht auch personell darauf achten, daß diese Arbeit nicht in falsche Hände gelegt würde? Hatten wir nicht gerade gelernt, daß der Zusammenbruch der Weimarer Republik nicht zuletzt auch daher rührte, daß es die Republik versäumt hatte, reaktionäre Exponenten des Kaiserreiches und nationalistische Extremisten aus den führenden Stellungen zu entfernen? Waren wir jetzt nicht in einer ähnlichen Situation, die höchste Wachsamkeit erforderte?

Aber noch andere Gedanken kamen bei diesen Überlegungen und in den dann folgenden Jahren auf. War es nicht 1933 auch Mitschuld eines Teils der Industriekapitäne gewesen, daß Hitler das Ruder übernehmen konnte? Hatte nicht der bedeutende Politologe Franz Neumann, aus Berlin in die USA emigriert und dann an der New Yorker New School of Social Research lehrend, in seinem auch heute noch lesenswerten Werk „Behemoth“ die richtigen Analysen aufbereitet, die diese These von der Steigbügelhalter-Rolle bedeutender Industrieller und Bankiers untermauerte?

Später, im Seminar von Carl J. Friedrich in Harvard, haben wir über diese Thesen leidenschaftlich diskutiert. Neumann war als Gastdozent eingeladen worden. In vielen Punkten hat er Recht gehabt. Nachdem die historische Forschung aus der Fülle der Dokumente handfestes Beweismaterial ans Tageslicht beförderte, schien mir die Steigbügelhalter-These, obwohl vielfach in Abrede gestellt – und apologetisch beiseite geschoben – in den Grundzügen kaum noch ernsthaft bestritten werden zu können.

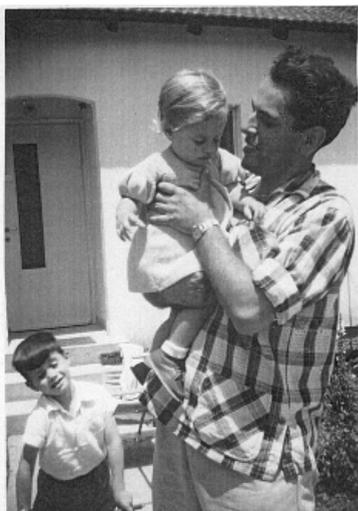
Vor diesem Hintergrund erschien es mir unmöglich, den Grundgedanken der Entnazifizierung auf wirtschafts- und Finanzmanager in leitenden Funktionen nicht anzuwenden. Ich knüpfte dabei an Eugen Kogon an, der erklärt hatte, „die stille, allmähliche, schleichende, unaufhaltsame Wiederkehr der Gestrigen scheint das Schicksal der Bundesrepublik zu sein“, und forderte die Regierenden auf, „ein härteres Rückgrat und eine größere Standfestigkeit gegenüber den Kräften von gestern“ zu zeigen.



Prof. Dr. med. Rudi Moser mit Familie. Aufnahme von 1950 in Manila (Philippinen).  
(Privatarchiv Prof. Dr. Nemitz)



Erwin Moses 1959 in Tel Aviv  
(Privatarchiv Prof. Dr. Nemitz)



Gil Moses, Professor für Kunsterziehung am Lehrerseminar in Haifa, mit seinen Kindern Warda, Raffael und Dina. Aufnahme von 1959 im Kibbuz Ayelet Hashahar.  
(Privatarchiv Prof. Dr. Nemitz)

## Zurück nach Berlin

In den letzten Monaten des Jahres 1945 war mir schon klar, daß ich nach Berlin zurückkehren würde. Nicht daß ich mich im schwäbischen Umland nicht wohlgefühlt hätte, im Gegenteil. Ich habe in diesen Monaten die Landsleute zwischen Stuttgart und Ulm schätzen gelernt und so manche Freundschaft geschlossen. Als sich aber abzeichnete, daß für 1946 die ersten Kommunalwahlen erwartet werden konnten, und als man an mich mit der Frage herantrat, ob ich bereit sei, mich innerhalb der Sozialdemokratischen Partei im Wahlkampf zu engagieren, und die Frage einer Kandidatur – sie lag eigentlich auf der Hand – akut wurde, mußte ich mich entscheiden. Ich hatte jedenfalls nicht vor, mich zunächst einmal zu bewerben, mit dem Vertrauen der Freunde zu spielen, und dann sang- und klanglos einfach zu verschwinden. So stellte ich klar, daß ich bei der ersten sich bietenden Gelegenheit nach Berlin zurückkehren würde. Der Abschied von Geislingen war gekommen.

Nach Aufhebung der Reisebeschränkungen war das dann im Frühjahr 1946 möglich. Bürokratische Umständlichkeit wurde groß geschrieben. Endlich konnte ich mich mit einer ordentlichen Abmeldebestätigung und mit kleinem Reisegepäck versehen auf den Weg machen. Zunächst kam man bis Bebra, dem großen Umschlagplatz West-Ost in der damaligen Zeit. Registrierung auf der einen Seite und Registrierung auf der anderen Seite. In den Papieren stand „Endgültige Übersiedlung nach Berlin, eine Rückkehr in die amerikanische Zone ist nicht möglich.“ Dann kam auf der östlichen Seite im Aufnahmelager die wichtigste Prozedur: die Entlassung. Die Bescheinigung „Kurt Nemitz wurde entlaust“ habe ich heute noch. Man kann nie wissen.

In Berlin gab es ein Wiedersehen mit Mutter und Großmutter. Die Entscheidung für die weitere berufliche Betätigung fiel nicht schwer. Ich hatte schließlich schon Druckerschwärze gerochen und wollte im journalistischen Metier bleiben. Zunächst fand ich eine Anstellung bei der von den englischen Militärbehörden herausgegebenen Zeitung "Der Berliner". Schon nach kurzer Zeit konnte man vernehmen, daß im britischen Sektor die Herausgabe einer deutschen Zeitung vorgesehen war. Herausgeber sollten Annedore Leber, die Frau des hingerichteten früheren Reichstagsabgeordneten Dr. Julius Leber, unser alter Freund Paul Löbe und Arno Scholz sein. So lag es nahe, sich hier zu bewerben.

Diese ersten Jahre beim „Telegraf“, so wurde das Blatt genannt, sind mir in bester Erinnerung geblieben. Die journalistische Arbeit im damals noch viersektoralen Berlin war ungewöhnlich interessant und lehrreich. Es gab so manchen Tag, an dem zum gleichen Thema nicht nur die Amerikaner Pressekonferenzen veranstalteten, sondern einige Stunden später auch die Russen. Kulturelle Ereignisse gab es hier und dort. Das junge Reportervolk arbeitete gut zusammen, und im Presse-Club gab es auch einen Mittagstisch. Ich hatte mich von Anfang an, einem guten Rat von Paul Löbe folgend, für ein Spezialgebiet entschieden, nämlich für die Wirtschaft.

Von dem verantwortlichen Ressortleiter, Dr. Gert von Eynern, habe ich viel lernen können. Er war besonders genau im Umgang mit der deutschen Sprache. Unsere Schreibtische standen einander gegenüber. Gelegentlich, wenn ich ihm ein von mir erarbeitetes Manuskript herüberreichte, stieg Zornesröte in sein Gesicht. Dann war mir klar, daß wieder mal eine nachlässige Formulierung vorlag. Besonders scharf machte er Jagd auf das beliebte Wort „bekanntlich“. Wenn etwas bekannt sei, brauche man es auch nicht zu schreiben, also könne „bekanntlich“ gleich ganz weggelassen werden, dozierte er dann, und er hatte recht.

Aber auch auf den fachlichen Zahn wurde gelegentlich gefühlt. Er, als gelernter Nationalökonom – er hatte vorher beim Weltwirtschaftsarchiv in Kiel gearbeitet –, hat sicher auch so manchen Anlaß gehabt, einen allzu schwungvoll geschriebenen Text auf seine Tragfähigkeit abzuklopfen. Ich erinnere mich, daß er eines Tages – wie aus der Pistole geschossen – bei Durchsicht eines meiner lichtvollen Beiträge karg fragte: „Billiges Geld? Erklären Sie mir das mal.“ Lässig zurückgelehnt konnte ich ihm etwas vom Geld, vom Kredit, vom Zins als Preis und vom niedrigen Zins erzählen. Anschließend spielte ich, um das Gespräch nicht weiter ausufern zu lassen, den Beleidigten. Ich weiß natürlich nicht, ob dieser Test, der beinahe in die Hose gegangen wäre, ein Schlüsselerlebnis war. Jedenfalls beschloß ich rasch, mich an der Berliner Humboldt-Universität, Unter den Linden, als Student der Wirtschaftswissenschaften einzuschreiben. Damals konnte man so unterschiedliche Persönlichkeiten wie den Betriebswirtschaftler Mellerowicz (später West) und den Wirtschaftshistoriker Kuczinski (später Ost) noch in einem Gebäude hören. Auch der Statistiker Dr. Gleitze, später Chef des Wirtschaftswissenschaftlichen Institutes der Gewerkschaften, war angekündigt.

Mit Gert von Eynern, der Professor an der Freien Universität wurde und einen interessanten Grundriß der politischen Wirtschaftslehre herausgegeben

hat, bin ich auch in späteren Jahren noch freundschaftlich in Verbindung geblieben. Daß die Wände seines Seminars später von Schmierfinken mit der Parole „Eynern wie der andere“ besudelt wurde, hat dieser kenntnisreiche Wissenschaftler und überzeugungstreue Demokrat nicht verdient.

Leiter der Wirtschaftsredaktion beim „Telegraf“ wurde anschließend Dr. Friedrich Sarow, der sein Metier schon von der „Frankfurter Zeitung“ her kannte. Auch von Sarow, einem fachkundigen und klug argumentierenden Wirtschaftsjournalisten, habe ich viel lernen können. Die junge Mannschaft beim „Telegraf“ stellte sich übrigens später als Personalreservoir dar, in dem so manche journalistische Karriere begonnen hat.



## Paul Löbe

Zwischen meinem Verschwinden aus Berlin im Jahre 1944 und der Rückkehr 1946 lag nur ein kurzer Abstand von zwei Jahren. Aber die Welt war grundlegend verändert. Der Hitler-Wahnsinn, der die Menschheit in den schrecklichsten Krieg der Neuzeit mit 50 Millionen Toten gestürzt, und der mit der totalen Niederlage der Wehrmacht und Deutschlands Zerstörung geendet hatte, war vorüber. Ich hatte das Inferno überstanden und war zu Mutter und Großmutter zurückgekehrt. Aber der Vater war das Opfer der Nazi-Barbarei geworden. Die Erinnerung an ihn und seinen Tod in Theresienstadt sollte mein weiteres Leben entscheidend mitbestimmen.

Als ich 1946 wieder nach Berlin zurückkehrte, lag es nahe, sofort den besten Freund meines Vaters, den früheren Reichspräsidenten Paul Löbe aufzusuchen. Das Wiedersehen war freudig, aber angesichts der gerade überstandenen Geschehnisse auch wehmütig. Auch er war von den Strapazen der Kriegsjahre gezeichnet. Die Kindheitserinnerungen an gemeinsame Sonntags-Spaziergänge zwischen dem Bahnhof Grunewald und Schildhorn, mit meinem Vater und den Familien, oder an die regelmäßigen Besuche bei der Großmutter in Köpenick, als ich ihn auf der Alten Dahlwitzer Straße erwartete, wurden sofort wieder wach. Sie knüpften ein unsichtbares Band, über ihn auch an meinen Vater, das Bestand hatte.

Erst viel später, lange nach seinem Tode, ist mir die Intensität dieser Bindung klar geworden. In meiner Erinnerungsmappe fand ich die Verse, die ich ihm – 22jährig – zu seinem 72. Geburtstag am 14. Januar 1947 gewidmet hatte:

Paul Löbe zum Geburtstag

Vor Zeiten, als noch Friede war  
Im deutschen Vaterland  
Noch v o r dem Führer,  
v o r dem Reichstagsbrand,  
noch v o r dem Ersten Weltkrieg gar,  
da war es üblich zur Geburtstagsfeier:  
Man bringt die obligate Flasche Rum  
von Meyer.

Doch diese Zeiten sind heut um.  
 Heut hat man keinen Rosenstrauß,  
 heut guckt ein Loch zur Hose raus,  
 heut hat man keinen flotten Wagen,  
 viel eher schon 'nen leeren Magen.  
 Und auch als Gabe zum Geburtstagsfeste  
 Gibts in den Läden nicht das Beste.

So ist es denn auch zu erklären,  
 Was manchmal schon bisher geschah:

Wie mancher Gauner wird zum Richter,  
 So wird man heut aus Zwang zum Dichter.  
 Ich will ja nicht mit leeren Händen gratulieren!  
 So muß ich eben Verse präsentieren.

Nun ist das Dichten ja Vererbungssache.  
 Auch ich bin daher in der Kette nur ein Glied.  
 Denn mit so manchem heitren Lied  
 Ist Vater schon dereinst hervorgetreten.  
 Ja, wenn die Musen mal den Vater küssen,  
 Dann heißt es für den Sohn: auch Verse stoppeln müssen!

Drum komm' ich heut in doppelter Person:  
 Zum einen bin ich es selbst  
 Zum andern Julius Moses' Sohn.  
 Denn auch für ihn, der heute nicht mehr kommen kann,  
 Tret' ich mit diesen Versen an!

So sind die Wünsche dann auch doppelt zu verstehen.  
 Sie halten daher doppelt feste,  
 Für die Zukunft nur das Beste,  
 Lang mög's dem Jubilare gut ergehen!

Wenn ich mir heute, über ein halbes Jahrhundert später, diesen Text ansehe, dann sind es die Schlüsselworte von der

.....doppelten Person  
 Einmal bin ich es selbst  
 Zum anderen Julius Moses' Sohn,  
 Denn auch für ihn, der nicht mehr kommen kann,  
 Tret' ich mit diesen Versen an.

die durchaus als Psychogramm gesehen werden können.

Löbe war nach dem Krieg und bei der Gründung der Bundesrepublik eine derjenigen bedeutenden Persönlichkeiten, die die Verbindungslinien zwischen dem Reichstag der Weimarer Republik – als dessen Präsident – und dem Bundestag – als dessen Alterspräsident zwischen 1949 und 1953 – verkörperten. In seinen Lebenserinnerungen hat er sowohl Julius Moses als auch Anna Nemitz ein Denkmal gesetzt. Und im Nachlaß Moses verwahre ich so manchen Brief und Pressebericht über gemeinsame Aktivitäten. Als der Reichstagspräsident einmal schwer erkrankte, wurde er, wie die Berliner Presse vermeldete, vom „Reichstagsarzt Dr. Moses“ behandelt. Löbe widmete ihm als Dank für gute Betreuung in seiner klar lesbaren Handschrift ein Dankschreiben.

Während seiner Kaltstellung durch die Nazis hielt er sich, in sein altes Metier als Redakteur zurückgreifend, als Korrektor eines Druckhauses über Wasser. Ich habe als Heranwachsender ihn damals gelegentlich besucht... und auch schon mal die Briefe mit den korrigierten Fahnen zum Briefkasten gebracht. Nach 1945 ließ er es sich nicht nehmen, regelmäßig zu Geburtstagen seiner alten Kollegin Anna Nemitz nach Köpenick zu kommen. Oft waren auch die Kolleginnen Louise Schnöder und Elfriede Ryneck dabei.

Die Lebensgeschichte Löbes, Jahrgang 1875, ist eng mit der gesellschaftlichen Entwicklung und der Sozialdemokratie im Kaiserreich verbunden. Als Jünger der Buchdruckerzunft war er noch zu Kaisers Zeiten auf Wanderschaft in Deutschland und in der Schweiz gewesen. Dann machte er sich als Redakteur sozialdemokratischer Zeitungen einen Namen. Ein unterhaltsamer und gern gesehener Plauderer, erzählte er oft von seinen Erlebnissen als

„Sitzredakteur“, als er wegen Verstoßes gegen die Richtlinien der Zensur in Gefängnissen einsaß.

Seine Erinnerungen sind reich an amüsanten Geschichten. Es war noch die Zeit, als er in seiner Funktion als Reichstagspräsident, um eine aufsässige und durch laute Zwischenrufe störende Abgeordnete zur Raison zu bringen, stellvertretend ihrem männlichen Nachbarn einen Ordnungsruf erteilte, was mit Schmunzeln quittiert wurde.

Löbe gehörte nach der Machtergreifung 1933 zu den ersten Repräsentanten der Weimarer Republik, die von den Nazis mit gezielten Demütigungen traktiert wurden. Seine Einlieferung in das KZ Dürrgoy ist, auch mit Photos, gut dokumentiert. „Die Lagerleitung“, so kann man in seinen Erinnerungen nachlesen, „hatte Vorbereitungen für eine festliche Begrüßung getroffen. [...] Als das Tor sich öffnete, standen die etwa 600 Häftlinge in Reih' und Glied zu beiden Seiten der Lagerstraße. Im freien Gang dazwischen mußte der Wagen halten. Auf den Dächern der Baracken waren Photographen postiert, um die Szene aufzunehmen. Dann kam von der anderen Seite eine Schalmeyenkappe von verhafteten Kommunisten, dahinter Bürgermeister Mache mit einem Strauß von Brennesseln und Kartoffelkraut mit schwarz-rot-goldener Schleife, Landrat Schubert mit einer Drei-Pfeilen-Fahne und zwischen ihnen Lüdemann als Begrüßungsredner.“ Zur „standesgemäßen“ Unterbringung im Lager lag er auf dem Fußboden zwischen zwei „schweren Jungen“.

Wann immer ich heute mit Studierenden das Alltagsgeschehen in der Zeit des Nationalsozialismus diskutiere, mache ich die gleiche Erfahrung: die großen Linien der zeitgeschichtlichen Forschung mit den Millionenzahlen der Opfer von NS-Verfolgung und Krieg werden sachlich-unterkühlt, eben „wissenschaftlich“ abgehandelt. Aber die Einzelheiten der menschlichen Schicksale, der Perfidie und Grausamkeit der Exekutoren, auch der intellektuellen Vorarbeiten der sogenannten Elite und vor allem die Bereitschaft zur Denunziation, zur Demütigung, Erniedrigung und Quälerei des Mitmenschen, auch ehemaliger Kollegen, lösen Bestürzung und Kopfschütteln aus. Wozu der Mensch im Zeitalter des technischen Fortschritts fähig ist, und welche Verirrungen fundamentalistischer Bewegungen auch in der Gegenwart möglich sind, das ist das Thema.

## **Journalistische Erfahrung**

Wenn ich auf die Zeit meiner über zehnjährigen journalistischen Tätigkeit gleich nach dem Krieg zurückblicke, dann stellen sich die angenehmsten Erinnerungen ein. Es waren überaus interessante und lehrreiche Jahre. Ich bin viel in der Welt herumgekommen und habe den Blick schärfen können für das Wesentliche. Dazu gehört beim Schreiben natürlich auch die Kunst des Weglassens und des Streichens. Auf vielen Gebieten kann man die erforderlichen Fertigkeiten des Journalismus nur durch praktische Erfahrung lernen.

Ich habe immer wieder Menschen getroffen, die keinerlei Vorstellung davon haben, daß das Schreiben von Artikeln, wissenschaftlichen Aufsätzen oder Reden harte Arbeit sein kann, jedenfalls dann, wenn man an sich selbst einige Ansprüche stellt. Von mir weiß ich jedenfalls ganz genau, wann Artikel oder Reden hingeschludert sind und wann sie auf solider gedanklicher Arbeit beruhen. Schwierige Gedankengänge bedürfen, wenn sie ausformuliert werden sollen – das ist meine Erfahrung –, oft stunden-, tage- oder gar wochenlanger Durcharbeitung. Ein Autor jedenfalls, der nicht in der Lage ist, seine eigenen unzureichenden Formulierungen zu streichen, und wenn nötig, mehrfach an eine Neuformulierung heranzugehen, wird sein Ziel schwerlich erreichen. Dazu gehört die Fähigkeit zur Selbstkritik und auch zur Ausdauer. Eine besondere Kunst, die ich immer wieder bewunderte, besteht darin, unter Zeitdruck anspruchsvoll zu formulieren. Dazu gehören Fachwissen und innere Konzentration.

In den ersten Jahren meiner Tätigkeit als junger Wirtschaftsredakteur beim „Telegraf“ in Berlin hatte ich gelegentlich mit Erich Achterberg, einem hochgeachteten Meister der Wirtschafts- und Finanzjournalistik aus dem Stall der „Frankfurter Zeitung“ zu tun. Wenn irgendein wichtiger Vorgang, etwa die Abwertung einer Währung, zu kommentieren war, kam er in äußerster Ruhe in die Redaktion und fragte zunächst, wann der Kommentar fertig sei müsse und wie viele Zeilen lang er werden sollte. Wenn bis zum Redaktionsschluß nur noch eine Stunde zur Verfügung stand, berührte ihn das überhaupt nicht. Er ließ sich in der Redaktion einen Platz an einem freien Schreibtisch anweisen und begann in Handschrift zu formulieren. Nach kurzer Zeit legte er den Text vor und verabschiedete sich bis zum nächsten Mal. Alle wußten, die Sache war druckreif und konnte sofort an die Setzerei gege-

ben werden. Achterberg ging nach Frankfurt, wo er unter anderem als Herausgeber der „Zeitschrift für das gesamte Kreditwesen“ tätig war. Dreißig Jahre später, nach dieser Zusammenarbeit in Berlin, habe ich ihn dann – als ich selber als Mitglied des Zentralbankrates der Deutschen Bundesbank im Notenbankwesen tätig war – zu meiner großen Freude in Frankfurt wieder treffen können.

Nach der praktischen Tätigkeit in Berlin wurde ich 1948 an die Frankfurter Redaktion des „Telegraf“ versetzt. Inzwischen hatte sich dort der Wirtschaftsrat der vereinigten Zonen etabliert, und mit seinen Beratungen begonnen. Am 1. November 1948 wurde ich Mitglied der Frankfurter Pressekonferenz. Die Sitzungen fanden im Gebäude der Frankfurter Börse statt, und der politische und journalistische Stammtisch war im Börsenkeller. Mitarbeiter der Frankfurter Redaktion des „Telegraf“ waren Hilde Purwin, die später in Bonn viele Jahre lang Korrespondentin der „Neuen Rhein- und Ruhrzeitung“ war, sowie Friedrich Franz Sackenheim, später Chefredakteur des „Hessischen Rundfunks“ (Hörfunk). Zu den Funktionen des Frankfurter Büros gehörte auch die Berichterstattung von den Konferenzen der Ministerpräsidenten der Bundesländer, damals die wichtigste Institution der deutschen Politik.

Übrigens bin ich einige Jahre später, von 1951 bis 1953, nunmehr in anderer Funktion, wieder in Frankfurt tätig gewesen, und zwar bei der von den Amerikanern herausgegebenen „Neuen Zeitung“. Chefredakteur war in dieser Zeit Hans Wallenberg, sein Stellvertreter Ernst Cramer, später Bevollmächtigter des Axel-Springer-Verlages. Ich war Redakteur in der außenpolitischen Redaktion, gemeinsam mit Carl Weiß, dem späteren langjährigen Korrespondenten des ZDF in Asien und Koordinator des Fernsehens der ARD.

Die Arbeit in der Redaktion der „Neuen Zeitung“ war schon wegen der großzügigen personellen Ausstattung eine reine Freude. Allein in der außenpolitischen Redaktion waren wir zeitweise sieben Kollegen. Täglich kamen wir zu Arbeitsbeginn mit dem Ressortleiter Heinz Adolf von Heintze – als ehemaliger Beamter im Auswärtigen Amt Fachkenner auf diesem Gebiet – zu einer kurzen Ressortbesprechung zusammen. Jeder der Redakteure bekam ein oder zwei Nachrichtenkomplexe zur Bearbeitung zugeteilt und konnte sich dann intensiv ausschließlich mit diesem Fragenkomplex beschäftigen, eine Personalsituation, von der man in den Redaktionsstuben anderer Zeitungen nur träumen konnte. Carl Weiß ist mir wegen seiner Lebhaftigkeit in der Diskussion in bester Erinnerung. Bei scharfen Debatten gestikulierte er gern mit der

abgebrochenen Lehne seines Redaktionsstuhles, die er anschließend, nach dem sich der Streit gelegt hatte, wieder fachgerecht montierte. Später habe ich Weiß unter anderem in Indien getroffen, wo er bei der Deutschen Botschaft in NeuDelhi als Presseattaché tätig war. Als ich zum Dienstantritt an der Botschaft in Bangkok in NeuDelhi eine einwöchige Pause machte, holte er mich vom Flughafen ab.

Auch auf die Redakteure der „Neuen Zeitung“ trifft zu, was ich schon bei der jungen Mannschaft des "Telegraf" feststellen konnte: Viele der Kollegen haben eine gute Karriere gemacht und sind in wichtige Funktionen aufgestiegen. Dazu gehört zum Beispiel Siegfried Maruhn, der als Chef vom Dienst bei der „Neuen Zeitung“ seinen Laden souverän in der Hand hatte, und der so manches Mal im Hinblick auf den Redaktionsschluß Dampf machte. Maruhn wurde Chefredakteur der „Westdeutschen Allgemeinen Zeitung“ in Essen.

Im Jahre 1953 kam dann für mich der Sprung nach Bonn. Schon während meines Studiums in den Jahren 1949 bis 1951 hatte ich dort Verbindung zum SPD-Parteivorstand aufgenommen, und zwar sowohl mit Fritz Heine, dem engen Vertrauten Erich Ollenhauers und für Pressefragen zuständigen Vorstandsmitglied, sowie auch mit Heinz Putzrath, dem außenpolitischen Referenten. Als eine freigewordene Stelle beim „Parlamentarisch-Politischen Pressedienst“ (PPP) zu besetzen war, ging an mich die Frage, ob ich Interesse hätte. Nach einem Gespräch mit Chefredakteur Peter Raunau waren wir einig: Ich konnte in Bonn antreten. Heine und Putzrath hatten in der Emigration in London eng mit Erich Ollenhauer zusammengearbeitet und waren mit ihm gleich nach Kriegsende nach Deutschland zurückgekehrt. Durch ihre internationalen Kontakte haben sie wesentlich mit dazu beigetragen, dem deutschen Ansehen in der Welt wieder Geltung zu verschaffen.

Nachdem ich am 1. Juli 1953 – übrigens mit der Mitgliedsnummer 119 – Mitglied der Bundespressekonferenz geworden war, konnte also die Tätigkeit als Parlamentarischer Korrespondent in Bonn beginnen. Peter Raunau – er war in Personalunion sowohl Chefredakteur von PPP wie auch vom SPD-Pressedienst – hatte zunächst, wie er mir sagte, Sorgen, ob ich gleich bei PPP in der dafür vorgesehenen Funktion als Nachrichten-Redakteur eingesetzt werden könne, da ich auf diesem Gebiet noch keine spezielle Berufserfahrung hatte.

Ich konnte ihn aber beruhigen, da ich mich schon in Amerika mit dem kategorischen Imperativ des Nachrichtenjournalisten – den fünf „W“: wer, was, wann, wie, wo – beschäftigt hatte. Hier sollte es sich zeigen, wie gut es war,

daß ich 1950 einige Zeit als Praktikant in der Redaktion der „New York Times“ mitarbeiten konnte. Diese New Yorker Zeit hat mir wirklich viel gegeben.

Unvergessen bleibt mir der große „news-room“, in dem über 100 Redakteure, Schreibtisch an Schreibtisch, ihrer Arbeit nachgehen. Als ich nach der Begrüßung durch Lokalchef Robert I. Garst meinen Platz an einem dieser Schreibtische einnahm, blieb mir zunächst der Atem stocken. Der Lärm vom Schreibmaschinengeklapper war gewaltig. Alle eng verbunden an der gemeinsamen Sache arbeitend, doch jeder für sich und isoliert.

Meine Eindrücke von der Tätigkeit bei der „New York Times“ und von den Gesprächen mit Chefredakteur Edwin L. James habe ich in einem illustrierten Artikel zusammen gefaßt, der in der „Berliner Illus“ erschienen ist. Als ich diesen Artikel, gewissermaßen als Referenz für gute Betreuung, an die Redaktion nach New York geschickt hatte (die „New York Times“ feierte 1951 ihr hundertjähriges Bestehen), bekam ich von Herausgeber Arthur Hays Sulzberger ein freundliches Schreiben, in dem er Dank und Anerkennung zum Ausdruck brachte.

Wie gesagt, die amerikanischen Erfahrungen waren nützlich für die neue Tätigkeit in Bonn, und schon nach kurzer Zeit hatte ich mich in das Metier des Parlamentskorrespondenten voll eingelebt. Viele von den Kollegen in der Bundespressekonferenz, die ich damals kennen lernte, traf ich später – zum Teil in anderen Funktionen tätig – wieder.

## **Fräulein Dr. Ziegler**

Die Stadt Bonn ist für mich in vieler Hinsicht von Bedeutung gewesen, und zwar nicht nur als Universitätsstadt, in der ich studierte und meine Examina ablegte, oder als Bundeshauptstadt, in der ich als Mitglied der Bundespressekonferenz beruflich tätig war, sondern auch im Hinblick auf Fräulein Dr. Ziegler.

Der Alltag eines Parlamentskorrespondenten bringt es mit sich, daß er täglich immer wieder Pressekonferenzen besucht, auf denen die vermeintlichen oder tatsächlichen Neuigkeiten verkündet werden. Man kennt den Kreis, der immer wieder anzutreffen ist. Auf der einen Seite die nachrichtenhungrige Meute der Journalisten, auf der anderen Seite – wie man so sagt – die Vertreter des öffentlichen Lebens: Bundesminister, Staatssekretäre, Abgeordnete, Pressesprecher, Verbandsgeschäftsführer und deren Troß. Jeder Neueingang wird teils kritisch, teils wohlwollend bewertet. So blieb es natürlich meiner Junggesellenwachsamkeit nicht verborgen, daß als Vertreter des Bundespresseamtes bei der Besprechung von wirtschafts- und finanzpolitischen Fragen gelegentlich eine ansehnliche junge Dame auftauchte, die – auch nach allgemeinem Votum einiger Kollegen – als erfreuliche Bereicherung der Regierungsbank angesehen wurde. Auf dem nächsten Bundespresseball in Bad Neuenahr kam es zu einer leicht distanzierten Begrüßung mit jener Dame. Um so überraschter war ich, als ich auf dem Nachhauseweg in der Koblenzer Straße in Bonn – es muß vielleicht gegen drei Uhr morgens gewesen sein – feststellte, daß sich jene Dame von dem begleitenden Herrn, einem veritablen Ministerialbeamten, just in dem Hause abliefern ließ, in dem auch ich wohnte. Wieder gab es eine leicht distanzierte Begrüßung, diesmal allerdings schon mit Lokalkolorit.

Inzwischen war über mich, wie ich später erfuhr, über den internen Bonner Behörden-Mund-Funk Erkundigung eingezogen worden. Man hatte mich als besonders radikalen Sozi eingestuft. Das schuf im Sinne größerer Koalitionen die besten Voraussetzungen für weitere diplomatische Verhandlungen... kurzum, an deren Ende im Herbst 1956 unsere Heirat in Bonn stand.

Übrigens hatten wir zu dieser Zeit in Bonn eine interessante Adresse. Wir wohnten im Hause Koblenzer Straße 98b, jetzt Adenauerallee, und zwar ge-

nau gegenüber dem Auswärtigen Amt. Als wir uns kennen lernten, war das Auswärtige Amt gerade erst im Rohbau. Im Stadtbild überwog noch alles das, was mit der Universität zu tun hatte. In den Nebenhäusern befanden sich Teile der Universitäts-Zahnklinik und eine studentische Verbindung, die sich nachts durch die Sangesfreudigkeit ihrer Mitglieder bemerkbar machte. In dem damaligen Wohnhaus ist heute die Zweigstelle einer Bank untergebracht.

Die Hochzeitfeier fand – beinahe möchte man sagen, standesgemäß – im Presse-Club schräg gegenüber, ebenfalls in der Koblenzer Straße, statt. Der Auftrieb war beachtlich und die Stimmung war gut. Zu unseren Gästen zählten neben der Familie unter anderem Reinhard Appel, damals Vertreter der „Stuttgarter Zeitung“ in Bonn, später Chefredakteur des ZDF. Auch sein Vorgänger Wolf Dietrich, den ich schon aus Berliner Zeiten gut kannte, war da, ebenso wie unsere gute Freundin Inge Deutschkron, langjährige Vertreterin israelischer Zeitungen in Bonn und Autorin des Buches „Ich trug den gelben Stern“, und anderer Bestseller.

In guter Erinnerung bleiben auch der nordrhein-westfälische Minister für Bundesangelegenheiten, Karl Siemen, ein Bruder der bekannten Sozialistin Anna Siemen, Wilhelm Mellies, stellvertretender Vorsitzender der SPD, sowie Max Kukul, Mitglied des SPD-Parteivorstandes. Von Annemarie Renger, Präsidentin des Deutschen Bundestages, mit der wir seit langem freundschaftlich verbunden sind, erhielten wir als Hochzeitsgeschenk eine schöne Blumenvase.

Bonn ist für uns aber vor allen Dingen auch deswegen von Bedeutung, weil dort am 2. April 1962 auf dem Venusberg unser Sohn Paul-Friedrich geboren wurde. Er ist und bleibt ein geborener Bundeshauptstädter. Heute gehört er als Jurist in der EU-Kommission zu den engagierten Europäern.

## Amerika

Kein Zweifel, im Zeitalter des Düsenjets hat die Ankunft auf Reisen in fernen Kontinenten viel von ihrer früheren Attraktion verloren. Die Uniformität der Flughafen-Architektur überall in der Welt ernüchtert sehr. Da war meine Ankunft in New York nach einer zehntägigen Schiffsreise über den Atlantik doch von anderem Kaliber. Nur wenige Mitreisende hatten sich zu ganz früher Morgenstunde an jenem Septembertag des Jahres 1949 schon an Deck begeben. Das Schiff lag mit vielen anderen Fahrzeugen auf Reede und wartete auf Einholung in den New Yorker Hafen. Über dem Wasser lag dichter Nebel, und dann plötzlich, mit den ersten Sonnenstrahlen, waren am Horizont die Umrisse der Freiheitsstatue zu erkennen. Ich werde dieses Erlebnis nie vergessen. Welches Gefühl der Befreiung mußten jene Menschen empfunden haben, die auf der Flucht vor der Hitler-Diktatur hier den rettenden Boden betraten!

An Bord war eine von der amerikanischen Militärregierung im Rahmen des „Re-Education“-Programmes ausgesuchte Gruppe von neun jungen Deutschen, es war wohl eine der ersten dieser Art, auf dem Wege zu einem einjährigen Studium an der Harvard University in Cambridge/Massachusetts. Unter ihnen waren Klaus Schütz, später Regierender Bürgermeister von Berlin und Staatssekretär des Auswärtigen Amts, dann Intendant des Deutschlandfunks, Erna Wetzel, später Spezialistin für Haushalts- und Finanzfragen und Ltd. Ministerialrätin beim Deutschen Bundestag, Hans Kullmer, Abteilungsleiter beim Statistischen Bundesamt, sowie Hildegard Hamm-Brücher, spätere Staatsministerin im Auswärtigen Amt und Präsidentschaftskandidatin der F.D.P. Auch Joachim Seyppel war dabei, Germanist, Schriftsteller und Autor mehrerer Romane, der später einige Jahre in der DDR tätig war, sich mit dem dortigen Schriftstellerverband überwarf und wieder in die Bundesrepublik kam. Zur Gruppe gehörte auch der Urbayer Helmut Loring, damals gerade mit bestandenem juristischen Staatsexamen, aus München. Loring wanderte später in die USA aus, wurde Amerikaner und avancierte zum Justitiar und Vice-President der Bank of America in San Francisco.

Am Pier in New York wurden wir von Robert H. Johnson in Empfang genommen, einem sympathischen Dozenten, der kurz vorher in Harvard promoviert hatte. Seine Frau und er standen uns immer innerhalb und außerhalb

der Universität mit Rat und Tat zur Seite. Später wurde er selbst erfolgreicher Professor für politische Wissenschaften in New York. Der Kontakt ist auch später nicht abgerissen. Anlässlich einer der Sitzungen des Internationalen Währungsfonds in Washington trafen wir uns 35 Jahre später wieder. Und 1989 feierten wir gemeinsam das Examen unseres Sohnes als Master of Comparative Law (MCL) am National Law Center der George-Washington-University.

Die ersten Tage in New York nutzte ich – für mich war das eine Selbstverständlichkeit –, um mit alten Freunden unserer Familie, die hier nach ihrer Emigration Fuß gefaßt hatten, wieder Verbindung aufzunehmen. Besonders freundlich wurde ich von Dr. Adolf Hamburger aufgenommen, der vor 1933 oft bei uns zu Hause war und als junger Mann – er war damals Justitiar des Apothekerverbandes in Deutschland – mit meinem Vater eng zusammenarbeitete. Hamburger hatte das Jurastudium in den USA noch einmal nachholen müssen und war Rechtsanwalt in New York geworden. Die Bundesrepublik übertrug ihm das Amt eines Honorar-Konsuls.

Auch mit dem „anderen Hamburger“, einem echten Preußen, nahm ich Verbindung auf, und zwar mit Dr. Ernst Hamburger, seit 1926 Preußischer Landtagsabgeordneter der SPD in Berlin. Er war nach seiner Emigration viele Jahre in der Menschenrechtsabteilung der Vereinten Nationen tätig. Seine Leistungen beim Aufbau des Leo Baeck Institutes in New York werden unvergessen bleiben. Bis ins hohe Alter war er unermüdlich tätig. Als Autor des Standardwerkes „Juden im öffentlichen Leben Deutschlands“ hat er sich einen Namen gemacht.

Als ich ihn – Jahre später – gemeinsam mit Frau und Sohn in seinem Vorstandsbüro im Leo Baeck Institut in New York besuchte, war er quicklebendig im Gespräch, schlagfertig und immer zu einem Scherz aufgelegt. Als alter Humanist fragte er, wie aus der Pistole geschossen, meinen Sohn, der damals Gymnasiast war: „In einem Gymnasium? *Mit oder ohne Griechisch?*“ Als mein Sohn „Ohne!“ antwortete, meinte er sarkastisch lachend: „Dann ist alles verloren!“ Immer, wenn ich daran denke, daß Männer wie Hamburger aus Deutschland verjagt wurden, umfängt mich Trauer und kommen mir Zornstränen.

Die New Yorker Adressen, die ich ansteuerte, hatte ich schon vorher mit einem Fachmann für Fragen der deutschen Emigration besprochen, der kurz vorher nach Deutschland – nach Kronberg im Taunus – zurückgekehrt war, und zwar mit Friedrich Stampfer, dem langjährigen Reichstagsabgeordneten

und früheren Chefredakteur des „Vorwärts“. In seiner gütigen Art hatte er mich über verschiedene New Yorker Interna aufgeklärt. Seine Tochter Marianne blieb übrigens, wie so viele der zweiten Generation, Amerikanerin und heiratete – nebenbei gesagt – meinen Freund Helmut Loring. An dieser Ehe bin ich also nicht ganz unschuldig.

Auf der New Yorker Adressenliste stand auch der Name Hans Staudinger, einem der letzten preußischen Geheimen Regierungsräte und dann Staatssekretär im Preußischen Handelsministerium. Staudinger gehörte zum Kreis derjenigen, die maßgeblich zum Aufbau der New School of Social Research in New York beigetragen haben. Als er 1934 in Amerika ankam, hatten bereits Emil Lederer, Gerhard Colm, Eduard Heimann, Max Wertheimer und Hans Speier ihre Arbeit aufgenommen. Später kamen dann Adolf Löwe, Hans Neisser und Alfred Kähler hinzu. Allein diese Gruppe von Wissenschaftlern stellte ein Potential dar, das der „University in Exile“ bald großes Ansehen verschaffte. Staudingers Erinnerungen „Wirtschaftspolitik im Weimarer Staat“, die insbesondere auch interessante Hinweise auf die Aufgabenstellung öffentlicher Unternehmen geben, gehören auf die „Reading List“ angehender Volkswirtschaftler.

Zum New Yorker Kollegenkreis Hans Staudingers zählte auch der frühere preußische Ministerialdirektor Arnold Brecht, dessen zweibändiges Erinnerungswerk „Aus nächster Nähe“ jedem Interessierten ebenfalls zur Lektüre empfohlen werden kann. Brecht hat als Professor in Amerika ein tiefgründiges Lehrbuch über „Politische Theorie“ geschrieben, das ungewöhnlich kenntnisreich dokumentiert ist. Jahre später habe ich dann bei eigenen Forschungsarbeiten in der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz in Berlin wieder einen Faden auffinden können, der in die Zeit vor 1933 zurückreicht.

Mein Vater hatte seine Denkschrift „Volksgesundheit als Problem der Arbeitslosigkeit“ im Jahr 1930 unter anderem auch dem damaligen, in der Reichskanzlei tätigen Ministerialdirektor Brecht zugesandt. Buch und Brief sind über den großen Teich gelangt und in der amerikanischen Emigration erhalten geblieben. Als Dotation haben sie nach dem Krieg ihren Weg in die Preußische Staatsbibliothek zurückgefunden. Der seinerzeitige Übersendungsbrief liegt heute in der Handschriftensammlung der Staatsbibliothek in Berlin. Die wirklichen Preußen halten eben zusammen.

Auf meiner Besuchsliste stand auch der frühere Reichstagsabgeordnete Gerhart Seger, der 1932 in der „Leipziger Volkszeitung“ gefordert hatte, Hitler als Ausländer und Hochverräter auszuweisen. Seger wurde in das Konzentra-

tionslager Oranienburg gebracht. Ihm gelang die Flucht; so konnte er schon 1934 in der Tschechoslowakei einen ersten authentischen Tatsachenbericht über die Konzentrationslager unter dem Titel „Oranienburg“ veröffentlichen. Das Buch ist in mehrere Sprachen übersetzt worden.

In New York gehörte Seger neben Max Brauer, Hedwig Wachenheim und Alfred Braunthal zu den Gründungsmitgliedern der „German Labor Delegation“, dessen Präsident A. Griczinski wurde. Später traten Friedrich Stampfer, Siegfried Aufhäuser und Wilhelm Sollmann, der frühere Kölner Reichstagsabgeordnete und Reichsinnenminister, hinzu.

Ein interessantes Gespräch vermittelte mir Seger bei der kleinen und immer unbedeutend gebliebenen Sozialistischen Partei der USA. Ihr Büro in einem New Yorker Geschäftshaus war kaum auffindbar. Über Kisten und Kasten gelangte ich schließlich in das Zimmer des Sekretärs. Sechsmal hatte Norman Thomas als Kandidat der Sozialistischen Partei für das Amt des Präsidenten vergeblich kandidiert, dann gab er auf. In der Mitgliedschaft kam immer wieder eine Stimmung der Resignation auf. Aber die jüngere Mitglieder-Generation gab nicht auf. Auf dem Parteitag im Jahre 1950 wurde eine Resolution angenommen, in der es heißt: „Wenn wir bisher als Sozialisten versagt haben, dann ist es nicht deswegen, weil wir unsere Ziele zu hoch, sondern weil wir sie zu niedrig angesetzt haben.“ Innerhalb der letzten Jahrzehnte seien viele alte Forderungen wie Sozialversicherung, Mindestlöhne und das Recht der gewerkschaftlichen Organisation zumindest teilweise verwirklicht worden. Die Alternative zum Kapitalismus müßte, so meinten sie, über das Konzept der „Brot- und Buttergewerkschaften“ und des Wohlfahrtsstaates hinaus gehen. Trotzdem hatte die Partei, immer der Not gehorchend, eine Politik der Anlehnung an fortschrittliche Kräfte in anderen Organisationen verfolgt. Wo es angebracht erschien, wurde die Wahl eines parteifremden Kandidaten unterstützt, natürlich bei den Demokraten.

In den folgenden Monaten habe ich mich sehr intensiv mit der innenpolitischen Entwicklung in den USA auseinandergesetzt. In über 30 Zeitungsartikeln, vor allem im Berliner „Telegraf“, aber zum Beispiel auch in Blättern wie der „Württembergischen Zeitung“ oder den „Bremer Nachrichten“, habe ich darüber berichtet. Aus Knoxville stammt ein Beitrag von mir über die Tennessee-Valley-Administration, jenes bedeutende öffentliche Bauvorhaben, das gern als beispielhaft für Roosevelts „New Deal“ angesehen wird. Natürlich sind auch mehrere Artikel über Arbeitgeber und Gewerkschaften dabei. Taft-Hartley war in aller Munde. Über die amerikanische Haltung zu

Indien habe ich ebenso berichtet, wie über das Thema „Franco und die USA“, aber auch über Probleme der Südstaaten, oder der Machtausstrahlungen von „Big Steel“, oder über die deutsche Mission in Washington, wie auch über die Eröffnung des ersten Konsulats der Bundesrepublik in New York. Und dann über die Washingtoner Planungen für Europa. Ein Reporter unterwegs!



## Der Mann im Weißen Haus

Im Frühjahr 1950 war ich gemeinsam mit Herbert Kundler – später Programmdirektor beim RIAS in Berlin – eine Woche in Washington, um dort die üblichen und für Journalisten vorbereiteten Informationsgespräche zu führen. Einer unserer Gesprächspartner war Martin J. Hillenbrandt, später amerikanischer Botschafter in Bonn, der im State Departement für Mitteleuropa und speziell für Deutschland zuständig war.

Bei einem Treffen mit amerikanischen Journalisten fragte uns unversehens einer der dienstältesten Korrespondenten in Washington, es war Emyln Williams vom „Christian Science Monitor“, der bedeutenden Zeitung in Boston, ob wir auch vom Präsidenten im Weißen Haus empfangen worden wären. Als wir ihm sagten, daß ein entsprechender Wunsch unsererseits von irgendwelchen subalternen Mitarbeitern des State Department als „unmöglich“ zurückgewiesen worden sei, meinte er: „Typische Bürokraten, ich mache das für Euch“, und ging zum Telefon. Innerhalb weniger Stunden war der Termin arrangiert, und wir fanden uns zu einer routinemäßigen Pressekonferenz mit dem Präsidenten ein, die gerade für den nächsten Tag vorbereitet war. Anschließend sollten wir mit anderen ausländischen Korrespondenten im Pressesaal bleiben, um dem Präsidenten vorgestellt zu werden. Er stand im Oval-Room neben seinem Schreibtisch und begrüßte jeden einzelnen von uns mit Handschlag. Von mir wollte er unbedingt wissen, ob wir auch in Missouri, seiner Heimat, gewesen seien. Als ich verneinte, riet er dringend zu einem Besuch.

In einem Bericht für den Berliner „Telegraf“ faßte ich meine Eindrücke zusammen. Präsident Harry S. Truman wohnte damals vorübergehend im Blair House auf der anderen Seite der Pennsylvania Avenue. Im Weißen Haus regierten Malerpinsel und Maurerkelle. Der traditionelle Wohn- und Amtssitz der Präsidenten wurde gründlich renoviert. Bei einer Überprüfung hatte sich 1948 herausgestellt, daß die gesamte Konstruktion unter erheblicher Altersschwäche litt und den modernen Ansprüchen nicht mehr genügte. Wahrscheinlich wäre es billiger gewesen, ein vollkommen neues Gebäude zu errichten. Aber dieses Haus, im Volksmund und dann offiziell unter Theodore Roosevelt 1902 das „Weiße“ genannt, gehört zu den traditionellen Plätzen der Neuen Welt, die symbolische Bedeutung haben. Diese Bedeutung ist für

den einzelnen amerikanischen Bürger größer, als der europäische Beobachter zunächst vermutet. Wir sind gewohnt, an jahrhundertealten Wahrzeichen historischer Vergangenheit vorbeizuschauen. Der amerikanische Siedler kam vor einigen Generationen in ein Niemandsland, er mußte sich die Fundamente seines Lebens erst selbst schaffen. Und er war stolz darauf. Dieses Gefühl hat sich – bewußt oder unbewußt – erhalten und läßt die verhältnismäßig raren historischen Stätten in einem besonderen Licht erscheinen. Das Weiße Haus steht hier an erster Stelle. Deshalb war die Bewilligung der vom Präsidenten zum Umbau geforderten 5,4 Millionen Dollar durch den Kongreß eine Selbstverständlichkeit.

Aber nicht nur Gebäude werden von Zeit zu Zeit umgebaut und repariert: Auch die „presidency“ hat im Laufe der Jahre beachtliche Wandlungen mitgemacht. Das Büro des Präsidenten, so wie es heute funktioniert, ist erst jüngeren Datums. Franklin Delano Roosevelt tat den entscheidenden Schritt und schuf 1939 das heute nicht mehr wegzudenkende „Executive Office of the President“. Bis dahin hatten die Präsidenten ihre Aufgaben nur mit Hilfe der üblichen Berater durchgeführt. In den letzten Jahrzehnten waren jedoch die Probleme ins Unermeßliche gewachsen und stellten den „first executive“ vor immer kompliziertere Entscheidungen. Roosevelt begründete seine Maßnahme damit, daß der Präsident die technischen Mittel und einen organisierten Stab von Beratern zur Verfügung haben müsse, um die an ihn gestellten Anforderungen sorgfältig zu erfüllen. Praktisch wurde damit zum ersten Mal die Möglichkeit einer systematischen und zentralen Planung durch den Präsidenten gegeben.

Seit dieser Zeit kann mit Hilfe des „Executive Office“ die Gesamttätigkeit der Regierung übersehen und koordiniert werden. Und es ist allgemein kaum bekannt, daß dieses Büro schon damals nicht weniger als 1.100 Personen beschäftigte. Im „White House Office“ laufen die Fäden der Verwaltung zusammen. Das wichtige „Bureau of the Budget“ wurde vom „Departement of the Treasury“ abgetrennt und arbeitet selbständig. Eine besondere Rolle spielt der „Council of Economic Advisors“, der unter dem Employment Act von 1946 geschaffen wurde. Er beobachtet ständig die gesamtwirtschaftliche Entwicklung, veröffentlicht regelmäßig ausführliche Lageberichte und beschäftigt sich mit volkswirtschaftlichen Problemen.

Ein Präsident der Vereinigten Staaten ohne engsten Kontakt mit der Öffentlichkeit wäre undenkbar. Im Laufe der Jahre hat sich die Bevölkerung daran gewöhnt, über jede Einzelheit aus der Tätigkeit des Staatsoberhauptes unter-

richtet zu werden, und zwar nicht nur über politische Ereignisse, Konferenzen und Empfänge, sondern auch über das Privatleben; zuweilen in einer Form und Ausführlichkeit, die gelegentlich an Klatsch – etwa über das Leben einer Filmschauspielerin – erinnert. Das Verhältnis zwischen Presse und dem Präsidenten war nicht immer gleich gut. Unter Franklin D. Roosevelt wurde die regelmäßige Pressekonferenz im Weißen Haus eine nationale Einrichtung. Es wird gesagt, daß Harry S. Truman seinen Wahlerfolg im Wesentlichen auf persönlichen „appeal“ zurückführen könnte. Wer die Gelegenheit hatte, mit dem Präsidenten zu sprechen, wird diesen Eindruck bestätigen: Er war ein Mann des Volkes. Ohne Pathos, natürlich und freundlich. Sein Humor war trocken und knapp. Die Wände des Vorzimmers waren mit Karikaturen gepflastert. Das wertvollste Stück war die Siegestrophäe aus seinem letzten Wahlkampf: Die Ausgabe einer voreiligen Chicagoer Zeitung mit der Schlagzeile „Dewey schlägt Truman“. Mit Rotstift war darüber geschrieben: „Nur ein kleiner Irrtum“.



## Berlin (USA)

Etwa 50 Kilometer westlich von Boston liegt das Städtchen Berlin im Staate Massachusetts. Ein neugieriger Spree-Athener läßt es sich natürlich nicht nehmen, dort einmal vorbeizuschauen. 1950, in einer Gruppe unternehmungslustiger Harvardianer, bot sich dazu die Möglichkeit. Eine Reportage für den Berliner „Telegraf“ sprang nebenbei auch heraus.

Es war einer der drückenden Vorsommertage, die dem durchschnittlichen Europäer oft gar nicht gut bekommen: Es ist schwül, auch ein Gewitterregen bringt kaum Abkühlung. Die dicken Tropfen bleiben auf Gebüsch und Gras liegen und verdampfen erst nach Stunden. Das hängt mit dem oft ungewöhnlich hohen Feuchtigkeitsgrad der Luft zusammen. Wir fahren also ziemlich zerschmettert unserem Ziele zu. Typische Neu-England-Landschaft: Hügel, Mischwald, Seen, Wiesen und vereinzelt Häuser. Die Ortschaften sind oft weit auseinandergesogen, so daß es schwer ist, „den Ort“ ausfindig zu machen. Man geht an ein einzelnes Haus und fragt: „Wie weit ist es bis X?“ Antwort: „Das ist hier!“

An der „Stadtgrenze“ von Berlin war es ähnlich. Ein einzelnes Haus und auf der anderen Seite der Straße und ein alter Schuppen waren die einzigen Gebäude in Sichtweite. Kein Mensch weit und breit. Nach fünf Minuten wieder ein einzelnes Haus mit einem verfallenen Ladengeschäft, „Antiques“ steht draußen dran. „Nischt wie rin!“ rutscht mir vor Aufregung von der Zunge. „What do you mean?“ fragte meine Begleiterin höflich.

Miss Ami Burke, ein ältliches Fräulein, ist die erste Berlinerin, die wir sprechen. Sie bewohnt das Haus zusammen mit ihrem Bruder und hat den Laden seit fünfzehn Jahren. Abgebrauchte Stühle, verstaubte Bilder, billiges Porzellan und Gläser stehen umher. Auf einer Leine hängt etwas Wäsche und direkt an der Tür eine schöne lange Unterhose. „Sie müssen die Unordnung entschuldigen,“ meint Miss Burke, „ich war eine Woche im Krankenhaus und bin erst heute zurückgekommen. Sonst habe ich meinen Laden im Schuß!“

Wer uns etwas über Berlin erzählen könne, frage ich. Mr. Taylor sei der richtige, drüben in der Poststelle. Sie geht zum Telefon. „Hallo, Robert, hier ist ein nettes Ehepaar aus Deutschland. Hast du mal Zeit?“ Meine Begleiterin, die kleine Petal aus England, blinzelt. Ich blinzele auch. „Thank you; Miss

Burke, „Übrigens, noch eine Frage: „Haben Sie schon mal Besuch aus Berlin, Deutschland, gehabt?“ Sie schüttelt den Kopf.

Der Laden von Mr. Taylor ist das Geschäftszentrum von Berlin. „Gemischtwarenhandlung“ heißt das schöne deutsche Wort. Es gibt alles, vom Schnürsenkel bis zur Eiscrème und vom Suppenwürfel bis zur Zigarette. Eine Ecke des Ladens ist das Postamt, und etwa dreimal im letzten Jahr hat Robert den Stempel „Berlin/Mass.“ auf Briefe nach „Berlin/Germany“ gesetzt. „Ich war auch mal in Deutschland,“ meint er. „Es war 1919 mit der Besatzungsarmee im Rheinland. Sechs Wochen in Koblenz bei den Pionieren.“ Fachmännisch frage ich: „Haben Sie Brücken gebaut?“ Er lacht breit und die Brille ver-rutscht auf der Nase. „Ich?? Ich habe gar nichts gemacht, ich war Sergeant...“. Aber inzwischen ist ein Kunde gekommen und Robert wird unruhig. „Wissen Sie was?“ sagt er, „Gehen Sie mal zu Mr. Krackhardt, der hat eine Geschichte von Berlin geschrieben und weiß genau Bescheid.“

Wir fahren weiter nach „West-Berlin“. Das vierte Haus nach der Tankstelle auf der rechten Seite, hier muß es sein. Mrs. Krackhardt bereitet anscheinend gerade das Abendbrot vor. Sie wischt sich die Hände an der Schürze ab. „Aber treten Sie doch ein. Mein Mann muß gleich kommen, er arbeitet in einer Fabrik.“ Aus dem Wohnzimmer dringt Kindergeschrei. „Das ist meine Schwiegertochter mit ihrem Baby, die jungen Leute bauen sich gerade ein Haus. Wissen Sie, mein Sohn ist Techniker. Aber es wird noch etwa ein Jahr dauern, bis es fertig ist. Die Kellerräume stehen schon und im vergangenen Winter haben sie dort provisorisch gewohnt. Aber dann ist im Frühling bei einem Gewittersturm Wasser durchgesickert...“. Es sind einfache Leute, mit einer Herzenswärme, die man in wohlhabenderen Kreisen gelegentlich ver-mißt.

Aber dann kommt Vater nach Hause. Arbeitsstiefel, hochgeschlagene Hosen, kräftige Arme und ein abgenutzter Rock. Mutter erklärt: „Hier ist ein junges Journalistenpaar aus Berlin...“ Diesmal hält es Petal für richtig, zu korrigieren. „Wir sind nicht verheiratet. Ich bin aus England, mein Name ist Petal Taylor.“ „Ach, verzeihen Sie, ich hätte es am Akzent erkennen sollen.“ In-zwischen ist Vater Krackhardt verschwunden. Man hört ihn auf dem Boden herumwirtschaften. Die Familie schmunzelt: Vater hat endlich wieder mal Gelegenheit, sein Steckenpferd zu reiten. Mit einem Krach geht die Tür auf: Mit einer großen Landkarte kommt er zurück. „Ich will Ihnen alles genau er-klären: Es gibt etwa 20 Ortschaften mit dem Namen Berlin in den Vereinig-ten Staaten. Berlin im Staate Massachusetts ist die älteste. Sie wurde 1784

gegründet.“ Natürlich möchte ich wissen, wie die Siedler gerade auf diesen Namen gekommen sind. „You know, das ist so eine Geschichte. Nachweisbar befanden sich unter den Gründern der Stadt keine Deutschen. Jedenfalls sind keine deutschen Namen zu finden. Ursprünglich war Norwich vorgeschlagen worden. Aber die Engländer standen damals begreiflicherweise nicht gerade hoch im Kurs. Und da tauchte plötzlich der Name Berlin auf.“

Friedrich der Große hatte einmal hessischen Truppen, die von den Engländern für den Dienst in Amerika angekauft waren, den Durchmarsch durch Preußen verweigert. Außerdem hatte er gegenüber George Washington eine verhältnismäßig positive Haltung eingenommen. So werden wahrscheinlich die Siedler damals an Preußen gedacht und ihre Ortschaft aus Anerkennung Berlin genannt haben.

Die Haltung gegenüber Deutschland ist nicht immer gleich geblieben. 1917 gab es den ersten großen Krach. Eine Abordnung der Bürgerschaft hatte den Gouverneur gebeten, den Namen Berlin abzuändern. „After all,“ der Krieg... Aber bald fanden sich Bürger, die eine solche Maßnahme für albern hielten.

1950 hatte die Stadt etwa 1100 Einwohner. Die Verwaltung lag in den Händen eines Drei-Männer-Gremiums, Selectmen genannt. Jedes Jahr wird einer dieser Wahlmänner durch eine Neuwahl ersetzt.

Vater Krackhardt war in Fahrt. Die Hausfrau versuchte seit zehn Minuten vergeblich, seine Aufmerksamkeit auf das bereitete Abendbrot zu lenken. Schließlich fand sich die Kompromißlösung: Wir wurden zum „supper“ gebeten und konnten uns dabei noch etwas persönlich unterhalten. Übrigens war der Hausherr gebürtiger Amerikaner. Aber sein Vater wanderte 1850 von Schweinfurt nach den Staaten aus.



## Harvard–Boys

Daß ich zwei Semester in Harvard studieren konnte, betrachte ich als ein Privileg. Unter den Universitäten der USA nimmt Harvard eine Sonderstellung ein: als älteste Hochschule der Neuen Welt – sie wurde 1636 gegründet – ist mit ihrem Namen die Tradition und die geistesgeschichtliche Entwicklung des amerikanischen Kontinents auf das Engste verknüpft. Sechs Präsidenten der USA – John Adams, John Quincy Adams, Rutherford B. Hayes, die beiden Roosevelts und John F. Kennedy – haben hier ihr Studium absolviert. Über 50 Kabinettsmitglieder der verschiedenen Regierungen – unter ihnen Außenminister Dean Acheson – sind „Harvard-Boys“. Jahrelang wurde das Niveau anderer Universitäten an Harvard gemessen. Wenn auch die Vorrangstellung früherer Zeiten heute nicht mehr so ausgeprägt ist, das gilt besonders im Hinblick auf die neuen und modernen staatlichen Einrichtungen, so ist doch Harvard immer noch die reichste und geachtetste Universität der Vereinigten Staaten.

Von New York geht es mit dem Schnellzug entlang der Küste nach Norden. Wer sich nach vierstündiger Fahrt als uneingeweihter Fremdling auf dem Bahnhof in Boston nach dem nächsten Zug in Richtung Cambridge erkundigt – Postanschrift: Harvard University, Cambridge/Massachusetts – wird rasch eines Besseren belehrt. Cambridge ist zwar verwaltungsmäßig eine Stadt für sich, gehört jedoch räumlich zu Boston. Mit schmerzenden Ohren verläßt der Reisende den U-Bahn-Schacht und steht auf dem Cambridge Square, dem Mittelpunkt von Cambridge: Autoverkehr, schreiende Reklameschilder und einige der unvermeidlichen Drugstores.

Auf der anderen Seite beginnt das Universitätsgelände. Charakteristisch sind die Backsteingebäude aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts: Alter englischer Stil, kasernenmäßig mit verhältnismäßig kleinen Fenstern. Hier sind die sogenannten Dormitorien, in denen die jüngeren Studenten, die „Freshmen“, wohnen und schlafen. Plätze im Dormitorium sind übrigens durchaus beliebt und begehrt: Sie sind bequem und vor allen Dingen billig. Außerdem hat jedes Haus Tagesräume und eigene Bibliotheken, die das Wohnen angenehm und abwechslungsreich machen.

Damit keine Zweifel aufkommen: Die weiblichen Studenten lebten natürlich in besonderen Gebäuden. Das Studium der „Girls“ war damals noch verwaltungsmäßig von Harvard getrennt. Mädchen konnten an Harvard-Vorlesungen teilnehmen, sie gehörten aber alle zum benachbarten Radcliff-College. Ein Harvard-Girl gab es also noch nicht. Eigenartig war auch die Tatsache, daß Mädchen die modernste und neueste der zahlreichen Bibliotheken noch nicht betreten durften. Die Gleichberechtigung stand also zumindest in diesem Punkt damals noch auf wunden Füßen.

Das Schmuckstück von Harvard sind die Büchereien mit schon damals insgesamt fünf Millionen Bänden: Seinerzeit die größte Bibliothek der Welt. In verschiedenen Gebäuden befinden sich über 50 Spezialsammlungen. Mittelpunkt ist die Widener Bibliothek mit mehr als zwei Millionen Büchern aus allen Gebieten. Unter anderem befinden sich hier ein Exemplar der Gutenberg-Bibel sowie eine der bedeutendsten italienischen Sammlungen. Grundstock der Bibliothek war einst die 400 Bände umfassende Privatsammlung von John Harvard, der auf dem Totenbett seinen Besitztum der damaligen Schule von Cambridge vermachte. Das Hohe Gericht von Massachusetts Bay ordnete daraufhin an, daß die „Scholae at Cambridge“ fortan „Harvard College“ heißen solle. Das war 1638. Als George Washingtons Truppen 1776 in den Universitäts-Gebäuden Quartier bezogen, mußte die Bibliothek vorübergehend verlagert werden. Dokumente aus jener Zeit gehören zu den Sehenswürdigkeiten der Sammlung.

Aber diese Internationalität und Weltoffenheit dokumentiert sich noch mehr in der Zusammensetzung des Lehrkörpers und der Studentenschaft. Angehörige aller Rassen und Nationen arbeiten nebeneinander und miteinander. Auffällig die schon traditionell gewordene indische Studentengruppe, die an allen Fakultäten vertreten ist: Radartechniker, Chemiker, Wirtschaftstheoretiker, Mediziner, künftige Diplomaten. In allen Gesprächen klingt immer wieder das Bewußtsein der ungeheuren materiellen und geistigen Reserven durch, die dieses Land besitzt. Auch die Gruppe der Chinesen ist beachtlich: Immer Haltung bewahrend, geistreich und freundlich. Fast alle sind über die Vorgänge in Europa, in Deutschland, auch in Berlin, gut unterrichtet. Die Haltung der Amerikaner gegenüber Deutschland ist unterschiedlich. Oft stößt man auf Gleichgültigkeit, oft ist das Interesse sehr groß. Ausgesprochen feindliche Einstellung kommt nur in Ausnahmefällen vor. Insgesamt waren 1950 11.000 Studenten immatrikuliert.

Der Lehrkörper umfaßte zusammen etwa 2.000 Köpfe. Hauptanziehungspunkt für Naturwissenschaftler sind die Seminare über Atomphysik. Der damalige Präsident von Harvard, Professor Conant, hat selbst an der Entwicklung der Atomwissenschaft wesentlichen Anteil. Im Mittelpunkt der ökonomischen Diskussion stand Professor Schumpeter, einer der führenden Köpfe auf diesem Gebiet. Sein Buch „Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie“ gehört zu den meistzitierten in den Vorlesungen der Wirtschaftsfakultät. Aus der Weimarer Zeit bekannt waren der Architekt Professor Walter Gropius, der Erzieher Professor Ulrich und der ehemalige Reichskanzler Professor Heinrich Brüning. Professor Carl J. Friedrich, der einige Zeit als politischer Berater General Clays tätig war, hielt ein Seminar über „Diktatur und Militärregierung“, das sich mit dem Naziregime und der Lage in Deutschland beschäftigte. Überhaupt ist die Gegenwartsnähe der Vorlesungen auf politischem und wirtschaftlichen Gebiet beachtlich.



## Schumpeters letztes Seminar

Als ich zu Beginn des Wintersemesters 1949 an der Graduate School of Public Administration in Harvard – jetzt Kennedy School of Government, damals im Littauer Center – eingeschrieben war, hatte gerade die Keynes-Welle einen gewissen Höhepunkt erreicht. Ich stürzte mich sofort auf das Sammelwerk „The New Economics – Keynes Influence on Theory and Public Policy“, das kurz zuvor von Seymour E. Harris herausgegeben worden war. Die Kommentare von Wassily Leontief, Abba P. Lerner, Paul A. Samuelson vom MIT, J. Tinbergen und James Tobin (damals noch Junior Fellow) gehörten zur Pflichtlektüre. Daß durch Steuerung der effektiven Nachfrage, soweit erforderlich durch deficit spending, die Vollbeschäftigung erreicht und damit die Plage der Arbeitslosigkeit überwunden werden könne, war damals die große Offenbarung. Im New Deal der Roosevelt Ära hatte die neue Ökonomie ihre Bewährungsprobe bestanden. Und wenn Arthur Smithies, gerade vom Bureau of the Budget nach Harvard umgezogen, mit seinen Zeichnungen an der Tafel und den plausiblen mathematischen Gleichungen die Auswirkungen einer 10%igen Erhöhung oder Senkung der Nachfrage auf Wachstum und Beschäftigung deutlich machte, waren die letzten Zweifel verfliegen.

Natürlich wissen wir heute, zum Beispiel über die spezielle Keynes-Ausgangslage, mehr. Und sicher bestand die Gefahr, den Keynesianismus als Dogma mißzuverstehen. Und im Hinblick auf die Machbarkeit der Wirtschaftspolitik in der modernen Industriegesellschaft herrschte oft übertriebene Euphorie. Vielleicht wurde auch das Inflationsproblem vernachlässigt. Aber dennoch, Keynes hat das nationalökonomische Denken, zumal nach dem Versagen der Lehrmeinungen in der Weltwirtschaftskrise, revolutioniert wie kaum jemand zuvor. Inzwischen haben wir nun die monetaristische Gegenrevolution hinter uns, die ebenfalls in Dogmatismus auszuarten drohte. Der vernünftige, undogmatische Mittelweg, so schwierig er auch sein mag, ist die Hoffnung, auf die man setzen muß.

So einflußreich damals in Harvard die Keynesianer auch gewesen sein mögen, es gab keine Einseitigkeit. Vor allem diejenigen Mitglieder der Fakultät sorgten für Ausgleich, die aus dem alten Europa gekommen waren. Zu ihnen gehörten unter anderen Gottfried Haberler, der die internationalen Wirtschaftsbeziehungen unter Hinweis auf die komparativen Kosten in klassi-

scher marktwirtschaftlicher Tradition erläuterte, und Carl Joachim Friedrich, der die aktuellen Probleme aus dem Blickwinkel der politischen Wissenschaften beleuchtete. Ganz selbstverständlich war es aber auch, daß der Sozialist Paul M. Sweezy kritische Bemerkungen beisteuerte.

Ein besonders geachtetes Mitglied der Fakultät war Heinrich Brüning. Es gereicht der Harvard University zur Ehre, und zeigt die Weltoffenheit dieser Institution, daß sie dem emigrierten deutschen Reichskanzler einen Ruf zukommen ließ. Ich hatte mit Brüning sofort nach meiner Ankunft Verbindung aufgenommen. Er konnte sich an die früheren Reichstagskollegen, meinen Vater – „Glatze?“ – und meine Großmutter – „klein, zierlich und mit grauem Haar?“ – gut erinnern.

Brünings Seminar über „Topics in Comparative Public Administration“ wurde allerdings nur von wenigen Studenten besucht. Seine Vortragsart war für amerikanische Verhältnisse wohl zu kühl. Während amerikanische Dozenten gern Marscherleichterung konzidierten, die Krawatte ablegten und die Hemdsärmel hochkrepelten, war er immer mit Jackett und Weste korrekt gekleidet und nie aus der Reserve hervorzulocken. Man konnte es ihm ansehen: Er trug schwer unter der Verantwortung, die ihm in den letzten Jahren der Weimarer Republik übertragen worden war. Und ich hatte Verständnis dafür. Erst im Gespräch unter vier Augen, wenn er unbeobachtet war, wirkte er gelöst und gelegentlich auch heiter. Dann war er bereit, ohne Netz und doppelten Boden über die Frage zu sprechen, ob die oft zitierten „letzten hundert Tage“, wenn man sie ihm gewährt hätte, tatsächlich zum Erfolg geführt und Hitler verhindert hätten. Er jedenfalls war davon überzeugt. Ich äußerte Zweifel. In seinen Lebenserinnerungen hat er sich mit dieser Frage ausführlich auseinandergesetzt. Übrigens habe ich in seinem Seminar eine Arbeit über Probleme der Public Works Administration unter Roosevelt geschrieben und dafür, was mich natürlich gefreut hat, eine sehr gute Note bekommen.

Von besonderem Interesse für mich war aber, als Student der Volkswirtschaft aus Bonn kommend, das Seminar des früheren Bonner Ordinarius (bis 1932) Joseph A. Schumpeter. Er hatte, obwohl er Englisch mit einem ganz scharfen deutsch-österreichischen Akzent sprach, eine große Zuhörerschaft. Vielleicht lag das an den vielen Jahren seiner Erfahrung als Hochschullehrer und an seiner Fähigkeit, oft in plauderndem Ton, auf Zwischenfragen sofort einzugehen. Ich hatte mich schon vorher mit seinen Arbeiten und vor allem mit seiner Darstellung der Rolle des schöpferischen Unternehmers, der für Innovationen zu sorgen habe, beschäftigt. Als Veröffentlichung der Harvard Uni-

versity Press hatte die englische Fassung seiner Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung als „Theory of Economic Development – An Inquiry into Profits, Capital, Credit, Interest and the Business Cycle“ schon 1936 Furore gemacht.

Seine bedeutendste wissenschaftliche Leistung ist aber das 1939 erschienene umfangreiche Werk „Business Cycles“, in dem die Theorie der Innovation an zentraler Stelle steht. Wenn diese Theorie, besonders in den letzten Jahren wieder, in Vorträgen und Diskussionen auftaucht, dann hat das schon seine guten Gründe. Alle Welt ist – mit Schumpeter – auf der Suche nach der schöpferischen Unternehmerpersönlichkeit, die mit diesen Innovationen und den dazugehörigen Investitionen die Wirtschaft wieder ankurbeln und die Arbeitslosigkeit überwinden soll. In der kühlen und gelegentlich auch etwas affektierten Sprache der Theorie, die Wirtschaftspolitiker und Wirtschaftspraktiker verständlicherweise immer wieder an den Rand der Verzweiflung treibt, liegt eine Innovation dann vor, wenn sich die Form der Produktionsfunktion ändert. In Schumpeters Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung ist die Rede von „neuen Kombinationen von Produktionsmitteln.“ Zunächst muß an Erfindungen gedacht werden, die die Einführung neuer Güter auf den Märkten nach sich ziehen. Man kann aber auch an neue Formen der Betriebsorganisation denken. In der Regel wird eine Innovation durch den Neubau bisher nicht produzierter industrieller Anlagen oder Maschinen charakterisiert sein.

Der wirtschaftliche Kreislauf im Gleichgewicht kennt die konstruktive Unternehmerpersönlichkeit noch nicht. Dort handelt es sich um die „Leiter des Betriebes“, die einer routinemäßigen Beschäftigung nachgehen. Erst wenn an die Stelle dieses einfallslosen und müde gewordenen Routiniers der „Unternehmer“ tritt, kann eine Innovation zustande kommen. Die Aktualität dieser Unterscheidung ist gewiß bemerkenswert.

Die eigentliche Schwäche der Schumpeter'schen Theorie der Innovation liegt darin, daß sie den Zusammenhang von konjunkturellen Schwankungen und dem Grad der Beschäftigung nur unzureichend berücksichtigt. Als ich 1950 aus Amerika zurückkam, habe ich mich in meiner Bonner Diplomarbeit über „Die kritische Würdigung der konjunkturtheoretischen Ansichten Joseph Schumpeters in der angelsächsischen Literatur“ unter anderem mit diesem Problem befaßt. Ich stimmte Oskar Lange zu, der in seiner Besprechung der „Business Cycles“ meinte, solange die Schwankung im Grad der Beschäftigung – unser hauptsächliches empirisches Datum über den Verlauf der Kon-

junktur – „nicht ausdrücklich in der Theorie berücksichtigt wird und ihren gebührenden Platz erhält, muß Professor Schumpeters Theorie zumindest als unvollständig angesehen werden.“ Wäre diese Lücke nicht ein Ansatzpunkt für wissenschaftliche Arbeiten jüngerer Ökonomen?

Am meisten hat mich Schumpeters Spätwerk „Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie“ beeinflusst, dessen englische Fassung 1942 erschienen war. Dieses Buch, so schreibt er selbst, „ist die Frucht meiner Bemühung, die Summe einer beinahe vierzigjährigen Gedankenarbeit, Beobachtung und Forschung über das Thema des Sozialismus in eine lesbare Form zu gießen.“

In einer Zeit, in der die Parole vom „Ende der Utopie“ hohe Wellen schlägt, sollte dieser Schumpeter, so scheint es mir, wieder erneut gelesen werden. Auch im Hinblick auf die Diskussion über das Lebenswerk von Karl Marx ist die abgeklärte Betrachtungsweise Schumpeters von Bedeutung. Er hat die ökonomische Geschichtsauffassung „als eine der größten individuellen Leistungen der Soziologie“ bezeichnet. Die ökonomische Geschichtsauffassung, so betont er, bedeutet nicht, daß die Menschen vollständig oder vorwiegend durch ökonomische Motive vorwärtsgetrieben werden oder daß Religion, Metaphysik, Kunststrichtungen, ethische Ideen oder politisches Wollen sich entweder auf ökonomische Motive reduzieren ließen oder von keiner Bedeutung seien. Marx habe vielmehr versucht, „die ökonomischen Bedingungen aufzudecken, die sie formen und die ihren Aufstieg und Niedergang erklären. Sämtliche Tatsachen und Argumente von Max Weber passen vollkommen in Marxens System.“

An einer der letzten Seminarsitzungen nahm auch Erich Schneider aus Kiel – vor 1933 Schumpeters Assistent in Bonn – teil. Am Abend dieses Tages lud Schumpeter die deutsche Gruppe zu sich nach Hause ein. Er war ein charmanter Gastgeber alter österreichischer Schule, die Stimmung war glänzend.

Nur wenig später erreichte uns die Nachricht, daß Schumpeter am 8. Januar 1950 in seinem Haus in Taconic/Connecticut gestorben war.

Die Zahl der Schüler von Schumpeter ist groß. Daher ist immer wieder die Frage gestellt worden, warum es eigentlich keine Schumpeter'sche Schule im eigentlichen Sinne gäbe. Die Antwort, die Haberler in seinem Nachruf gegeben hat, scheint plausibel: „Schumpeters Universalität, die Offenheit des Geistes und die Komplexität seines Systems machten eine Kristallisation einer Schumpeter'schen Schule schwierig. Der Hauptgrund liegt darin, daß Schumpeter weder ein Reformier noch ein enthusiastischer Vertreter von Ka-

pitalismus, Sozialismus, Planung oder irgendeines anderen Ismus war. Er war ein Gelehrter und ein Intellektueller.“

In einer Zeit, in der auf dem Gebiet der Wirtschaftswissenschaften immer mehr Forschungsergebnisse auf immer spezielleren Teilgebieten vermittelt werden, gleichzeitig aber der interdisziplinäre Überblick auf den gesellschaftlichen Gesamtzusammenhang und die Interdependenzen zwischen den Teilbereichen allzu oft übersehen wird, scheint eine Rückbesinnung auf jene Universalität und Komplexität sowie auf die Offenheit des Geistes des Schumpeter'schen Systems ein fruchtbarer Ansatz auch für aktuelle Forschungsansätze sein. Nicht zuletzt auf diese Weise könnte die wissenschaftliche Politikberatung verlorenes Terrain wieder zurückgewinnen.



## **Pressechef in Nordrhein–Westfalen**

In seinen Lebenserinnerungen hat der frühere Ministerpräsident des Landes Nordrhein–Westfalen, Heinz Kühn, in schönem Understatement von sich behauptet, er „habe meist von der Peripherie auf den Gang der Dinge eingewirkt, nicht im Zentrum der Entscheidungen gestanden.“ Wenn ich von dieser Feststellung ausgehe, dann kann das, was ich von meiner Tätigkeit 1956 bis 1958 im Dienste der Landesregierung von Nordrhein–Westfalen zu vermelden habe, nur ein Bericht vom äußersten Rande der Peripherie sein.

Heinz Kühn hat für meine berufliche Entwicklung, auch für mich persönlich, eine bedeutende und für bestimmte Lebensabschnitte sogar entscheidende Rolle gespielt. Ich lernte ihn – es muß Ende 1950 gewesen sein – in Bonn kennen, wo ich mein Examen als Diplom–Volkswirt ablegte und nebenbei in der „Baracke“, dem SPD–Partei Vorstand, an so mancher Zukunftsdebatte teilnahm. Pläne wurden gewälzt, und wir alle waren der Meinung, daß bald ein theoretisches Organ gegründet und eine Partei–Akademie geschaffen werden müsse. Zu der Gründung einer Zeitschrift ist es dann mit der „Neuen Gesellschaft“ tatsächlich gekommen, während die Sache mit der Akademie schnell begraben wurde, weil – wie es damals unter uns aufmüpfigen jungen Leuten hieß – die Altvorderen im Parteivorstand keine anderen Götter neben sich dulden würden. Mit der Wiederbelebung der Friedrich–Ebert–Stiftung ist dann ein anderer Weg beschritten worden, der im Hinblick auf seine Breite und Ausstrahlungskraft sicher nicht minder wirksam war.

Zu denjenigen, die in dieser Zeit und in den kommenden Jahren immer gesprächsbereit und diskussionsfreudig waren, vor allem auch im Hinblick auf Programmatik und Theorie, gehörten in erster Linie Willy Eichler und Heinz Kühn. Beide hatten – aus der Emigration kommend – beim Aufbau der wiedererstandenen „Rheinischen Zeitung“ in Köln mitgewirkt, der erste als Chefredakteur und der zweite als sein Stellvertreter und außenpolitischer Redakteur. Kühn war auch Vorsitzender des Bezirks Mittelrhein der SPD, dessen Vorstand ich einige Zeit angehörte. Als nach damaligen Begriffen unverschämt junger Genosse konnte ich gerade mit knapper Not die erforderliche Stimmzahl erreichen.

Als ich 1953, nunmehr hauptberuflich beim Parlamentarisch-Politischen Pressedienst tätig, wieder nach Bonn kam, war Kühn gerade in den Bundestag eingezogen. Seine Leidenschaft gehörte der Außenpolitik, seine Fachgebiete waren Kultur, Presse, Publizistik. So hatten wir auch in der täglichen Arbeit oft miteinander zu tun, und in so mancher bunt gescheckten Diskussionsrunde im Bundeshaus-Restaurant wurden die Klängen gekreuzt. Kühn war nicht nur ein gebildeter und belesener Politiker, sondern auch ein geistsprühender Argumentierer, dem man gern zuhörte.

Als 1956 die sozial-liberalen „Jungtürken“ der F.D.P., Willy Weyer, Wolfgang Döring und Walter Scheel, in Nordrhein-Westfalen mobil machten und zur allgemeinen Überraschung die für damalige Verhältnisse ungewöhnliche SPD/FDP-Koalition auch tatsächlich zustande kam, wurde ein Journalist gesucht, der den neuen Ministerpräsidenten Fritz Steinhoff in der Öffentlichkeitsarbeit unterstützen sollte. So kam ich als Stellvertreter – und nach der Ablösung meines Amtsvorgängers Maier-Hultschin – als Pressechef in die Staatskanzlei nach Düsseldorf. Mokant machte die „Kölnische Rundschau“ darauf aufmerksam, daß ich erst 32 Jahre alt sei und daß „abzuwarten bleibe,“ in welchem Maße ich dieser Aufgabe, die neben großer Sachkunde politisches Fingerspitzengefühl und vor allem Objektivität verlange, gerecht werden könne. Daß ich damals tatsächlich der jüngste Pressechef weit und breit war, macht mir allerdings noch heute Spaß.

Die Düsseldorfer Koalition von 1956 führte in politisches Neuland. Sie machte, wie Kühn in seinen Erinnerungen unterstreicht, „die Vorahnung eines langfristigen Umsturzes der Machtverhältnisse, die Formierung einer neuen Mehrheit, die Umrisse einer neuen Parteien-Konstellation erstmals sichtbar.“ In den Kabinettsitzungen, an denen ich regelmäßig teilnahm, war diese Atmosphäre des grundsätzlichen Neubeginns durchaus zu spüren. In der relativ kurzen Zeit ihrer Tätigkeit hat die Regierung Steinhoff tatsächlich die meisten ihrer Ziele, die in der Regierungserklärung vom 29. Februar 1956 vor dem Landtag vorgetragen wurden, auch erreicht. Die unter meiner Federführung 1958 von den Ressorts ausgearbeitete Gegenüberstellung von 50 Punkten gibt hierüber Auskunft. So konnte zum Beispiel die Zahl der fertiggestellten Wohnungen von 173.000 im Jahre 1955 auf 181.000 im Jahre 1957 gesteigert werden, und das in einer Zeit, in der im übrigen Bundesgebiet, also ohne Nordrhein-Westfalen, die Fertigstellungszahlen um 9 Prozent sanken. Die stufenweise Einführung der Schulgeldfreiheit wurde systematisch vorangetrieben. Die Mittel für die Volkshochschulen wurden in zwei Jahren um 30

Prozent erhöht. Die Mittel für die Förderung von Forschung und Lehre wurde von 157 Millionen DM im Jahr 1955 auf 224 Millionen DM für das Haushaltsjahr 1958 heraufgesetzt. In der Zeit der SPD/FDP-Koalition wurde übrigens am 19. September 1956 auch der Vertrag mit dem Heiligen Stuhl über die Errichtung des Ruhr-Bistums Essen abgeschlossen, ein Vorgang, der nicht ohne Pikanterie war. In meine Amtszeit fällt auch die Herausgabe eines Handbuchs „Nordrhein-Westfalen“, das gute Aufnahme fand.

Der Umgang mit Ministerpräsident Steinhoff, von dem Heinz Kühn in seinen Erinnerungen sagt, „seine ungewöhnliche kommunale Erfahrung wurde von einer nur untergewöhnlichen rhetorischen Begabung begleitet“ war sicher nicht ganz einfach. In meiner Andenkenmappe bewahre ich so manchen – wie ich meine – von mir ausgearbeiteten ganz vernünftigen Vorschlag auf, der mit seinem dicken Blaustift durchgestrichen oder mit „Nein“ versehen worden war. Aber mit der erforderlichen Hartnäckigkeit und nach dem Per-Saldo-Prinzip der großen Zahl konnte ich doch viele meiner Vorstellungen zur Geltung bringen.

Der große Pluspunkt Steinhoffs – auch für die Öffentlichkeitswirkung – waren seine absolute charakterliche Integrität und die für jeden Spitzenpolitiker so wichtige Glaubwürdigkeit. Fehler und Schwächen konnte er zugestehen. Ich habe so manche Sitzung mit den Industrie- und Finanzkapitänen von Rhein und Ruhr mitgemacht, in der er sich gerade in seiner offenen Art Respekt verschaffte, und in der er am Ende, nachdem die anderen lange palavert hatten, seine Vorhaben doch noch durchsetzte.

Steinhoff stammte aus einer kinderreichen Bergarbeiterfamilie. Mit 18 Jahren war er selbst Bergmann. Seine Gewerkschaft schickte ihn an die Akademie der Arbeit. Dann kamen die Jahre der entsagungsvollen Arbeit als Parteisekretär und eine erfolgreiche Tätigkeit in der Kommunalpolitik. Von den Hitler-Schergen wurde er ins Konzentrationslager gebracht. Er blieb seiner Überzeugung treu und wurde nach dem Kriege schließlich Oberbürgermeister in Hagen. Ich habe seine Autorität immer voll anerkannt, und er konnte sich auf meine absolute Loyalität verlassen, bis in die letzte Stunde, als wir nach der Wahlniederlage im Jahr 1958 nach Mitternacht gemeinsam eine abschließende Erklärung formulierten.

Einmal allerdings hat er mich verletzt, obwohl ich gar nicht weiß, ob er selbst das bemerkte. Als ich ihm erzählte, daß ich dabei sei, ein Buch über den demokratischen Sozialismus zu schreiben, meinte er herablassend: „Und was hast Du davon?“ Ich war enttäuscht über die Geringschätzung geistiger und

wissenschaftlicher Arbeit gerade aus seinem Munde, eine Haltung, die ich auch bei anderen Politikern vorgefunden habe. Gerade diejenigen, die für die praktische Politik der theoretischen und wissenschaftlichen Fundierung am meisten bedürfen, wissen oft mit Intellektuellen nicht umzugehen.

In dieser Beziehung hatte ich in dem Chef der Staatskanzlei, Staatssekretär Otto Bleibtreu, einen großartigen Ausgleich. Der leider allzu früh Verstorbene war für mich immer zu sprechen. Oft waren wir in der Kritik am mangelnden Tiefgang so mancher politischen Äußerung einig. Bleibtreu war vorher Richter und dann Staatssekretär im Justizministerium, ab 1955 – ehemals selbst Offizier und Mitwirkender im Umkreis des 20. Juli 1944 – Mitglied des Personalgutachterausschusses für die Streitkräfte. 1933 hatten ihn die Nazis wegen seiner Mitgliedschaft in der SPD aus der Richterlaufbahn entfernt.

Mit den Mitgliedern des Kabinetts – Weyer (FDP), Biernath (SPD), Dr. Kohlhase (FDP), Dr. Efferts (FDP), Hemsath (SPD), Dr. Kaßmann (SPD), Professor Dr. Luchtenberg (FDP), Dr. Amelunxen (Zentrum) und Siemsen (SPD) – entwickelte sich von Anfang an eine gute Zusammenarbeit. Alle waren sich darüber im klaren, daß diese unter gewiß dramatischen Umständen zustande gekommene und in ihrer Zusammensetzung neuartige Regierung im ganzen Bundesgebiet kritisch beobachtet werden würde. Ein gab kein distanziertes Gestelze unter den Koalitionsparteien, vielmehr fand allenthalben der Versuch Unterstützung, zu einer echten Teamarbeit zu kommen.

Sobald heikle Angelegenheiten mit der FDP zu besprechen waren, wurde der agile Wolfgang Döring – Kühn nannte ihn „eine der großen Begabungen der jungen Bonner Republik“ – um Moderation gebeten. So manche Sitzung wurde, wenn sie allzu steif zu werden drohte, in die Düsseldorfer Altstadt verlegt. Wenn sich die Einigung abzeichnete, kam Stimmung auf und Döring griff schon mal zum Mikrophon, um sein Talent als Schlagersänger unter Beweis zu stellen.

Von großer Bedeutung für die nordrhein-westfälische Politik war der Staatssekretär Professor Leo Brandt, der sich unermüdlich für die Forschungsförderung stark machte. Er verstand etwas von Public Relations und war daher auch immer gern gesehener Gast in der Landespressestelle. Im Kabinett allerdings mußte gelegentlich, bei allzu hohen Millionensummen, eine finanzpolitische „Brandt-Wache“ installiert werden. Sein Lieblingsthema war die „zweite industrielle Revolution.“

Unvergessen bleibt mir auch Justizminister Dr. Rudolf Amelunxen, ein untadeliger Demokrat und Parlamentarier von altem Schrot und Korn, der große alte Mann des Zentrums. Wenn ich ihn besuchte, gab es keine Hektik und überstürzte Eile. Zunächst ging er – ganz Minister mit schwerer Uhrkette – an den altmodischen Barockschrank in seinem Dienstzimmer und holte die Kiste mit den dicken Zigarren heraus. Erst eine anstecken, dann kam das Gespräch unter Männern in Gang.



## **Rundfunkrat**

Am 1. März 1955 erreichte mich in Bonn ein Telegramm des Ministerpräsidenten Karl Arnold, in dem er mitteilte, daß ich vom Landtag von Nordrhein-Westfalen zum Mitglied des ersten Rundfunkrats des Westdeutschen Rundfunks (WDR) gewählt worden sei, und in dem er zur konstituierenden Sitzung am nächsten Tag einlud. Die fast zehnjährige Mitarbeit in diesem Gremium war – besonders in der ersten Zeit – deswegen interessant, weil rundfunkpolitisches Neuland betreten wurde.

Gegen die Aufteilung des Riesenunternehmens Nordwestdeutscher Rundfunk (NWDR) waren erhebliche Bedenken vorgebracht worden, verständlicherweise in erster Linie von den Hamburgern, die dort alle Zügel in der Hand hatten. Die Erfahrung hat dann aber doch gezeigt, daß es richtig war, zwei eigene Rundfunkanstalten im Norden und im Westen aufzubauen. Am Gesetz über den WDR und besonders an der Ausgestaltung der Organe der Anstalt, ist reichlich Kritik geübt worden. Im Scheinwerferlicht stand dabei vor allem die Tatsache, daß die Mitglieder des Rundfunkrates nach den Grundsätzen der Verhältniswahl vom Landtag gewählt werden. Von Zeit zu Zeit geht das Wort von der Polarisierung um. Aber diejenigen Stimmen, die zunächst lautstark dafür plädierten, die Aufsichtsgremien „unpolitisch“ mit Vertretern gesellschaftlicher Vereinigungen etc. zu besetzen, sind, nachdem einschlägige Erfahrungen gesammelt werden konnten, zurückhaltender geworden. Ich bin nach wie vor der Meinung, daß die Parlamente gut beraten sind, wenn sie Aufsichtsratsgremien so wählen, daß die sie tragenden Parteien nicht aus der Verantwortung entlassen werden und die Mitglieder der Aufsichtsgremien insoweit ausgewiesen und verankert sind. Transparenz und Legitimation bleiben auf diese Weise besser abgesichert.

Mit der Wahl des Duisburger Oberbürgermeisters August Seeling zum ersten Vorsitzenden und Frau Dr. h.c. Christine Teusch zur Stellvertreterin hatte der Rundfunkrat einen ausgesprochen guten Griff getan. Beide waren erfahrene Politiker und ausgereifte Persönlichkeiten, in denen sich alle Gruppen und gesellschaftlichen Richtungen vertreten sehen konnten. Seeling hatte die ausgesprochene Gabe, die Sitzungen in der Art eines englischen Chairman mit äußerster Gelassenheit zu leiten, bei jeder Meldung höflich das Wort zu erteilen, zuzuhören und eine anschließende ausgewogene Zusammenfassung zu

geben. Nie habe ich ihn in wichtigtuersicherer Pose erlebt. Wenn dann und wann ein Sturm im Wasserglas auszubrechen drohte, zwang er die potentiellen Kampfhähne lächelnd zur Selbstbeherrschung. Frau Teusch, schon erfahren im Umgang mit den Kollegen aus Zeiten des Reichstages, achtete ohnehin auf gute Sitten, ein wahrer Segen.

In dieser meiner Wertschätzung für Frau Teusch – sie war Kollegin meiner Großmutter Anna Nemitz im Reichstag – lasse ich auch nicht dadurch rütteln, daß sie sich in Bezug auf Sittenstrenge gelegentlich allzu konservativ gebärdete. So hatte sie prompt gegen eine nach ihrer Meinung allzu gewagte Fernsehsendung, es war „Lysistrata“, bei der für kurze Zeit ein unbedeckter Busen gezeigt wurde, erhebliche Einwendungen vorzubringen, worauf einige Kollegen hinter vorgehaltener Hand mit Augenaufschlag an den Spitznamen „Tristine Keusch“ erinnerten. Es blieb nichts anderes übrig: Der Fernsehfilm wurde dem Aufsichtsgremium vorgeführt und alle Herren konnten den Busen noch einmal sehen, nach heutigen Begriffen nicht der Rede wert. Aber auch damals ist die Sache dann im Sande verlaufen.

Als Mitglieder des Rundfunkrates sind mir von Seiten der SPD die Oberbürgermeisterin von Oberhausen, Frau Luise Alberts, der Vertreter der Gewerkschaften, Wilhelm Haferkamp, der spätere Vizepräsident der Kommission der Europäischen Gemeinschaften und Dr. Donnep, Leiter der Volkshochschule in Marl, und von Seiten der CDU Professor Dr. Johannes Overath sowie Dr. Hans Helmut Kuhnke, und von Seiten der FDP Willi Weyer in besonderer Erinnerung geblieben. Eine interessante Persönlichkeit war auch der Fraktionsvorsitzende des Zentrums, Johannes Brockmann; ein Parlamentarier alter Schule, der so manchen jüngeren Hitzkopf an Eloquenz weit übertraf.

Zu den ersten Aufgaben des Rundfunkrates gehörte es, eine Satzung für den WDR zu beschließen. Bei der Vorbereitung habe ich, gemeinsam mit Rechtsanwalt Karl Siemsen (Mitglied des Verwaltungsrates), aktiv mitgewirkt. Das gleiche gilt für die Geschäftsordnung, für deren Beratung der Rundfunkrat einen Unterausschuß eingesetzt hatte. Damals habe ich mich auch mehrfach mit den Gefahren beschäftigt, die Rundfunk und Fernsehen aus einer möglichen Kommerzialisierung drohen. Als 1959 die Bundesregierung einen Entwurf für ein Gesetz über den Rundfunk vorlegte, gingen gerade in diesem Punkt die Wogen besonders hoch. Nicht nur die Gremien der evangelischen Rundfunk- und Fernseharbeit machten gegen die geplante Übertragung des Zweiten Deutschen Fernsehprogramms (ZDF) an private Programmgesellschaften schwerste Bedenken geltend. Auch die deutschen Bischöfe machten

darauf aufmerksam, daß sich die katholische Rundfunk- und Fernseharbeit in Deutschland des öfteren deutlich gegen die Einführung eines rein kommerziellen Fernsehsystems ausgesprochen habe. „Wir beobachten heute,“ so betonten damals die Bischöfe, „in der wirtschaftlichen Werbung eine immer stärker werdende Hemmungslosigkeit. Die Produktion richtet sich vielfach nicht nach dem vom Menschen her bestimmten Bedarf, sondern ruft im Interesse einer nicht vertretbaren Vorstellung von Wirtschaftsdynamik unbegrenzt neue Bedürfnisse künstlich hervor.“ Die Jusos würden es nicht anders formulieren.

Unter den vielen Themen, die behandelt wurden, befand sich auch die Frage der Form und des Umfangs der Heilmittelwerbung. Ich hatte im Aufsichtsrat der Westdeutschen Werbefernsehen GmbH, dem ich angehörte, den Vorschlag gemacht, für die Zulassung zur Werbung im Fernsehen eine amtliche Bescheinigung über die Unschädlichkeit der Heilmittel zu verlangen und fand damit die Zustimmung der Kollegen. Unsere Haltung wurde dem Bundesminister für Gesundheitswesen zur Kenntnis gebracht.

Während der ganzen Zeit meiner Tätigkeit im Rundfunkrat waren meine Frau und ich regelmäßige Besucher der Konzerte des großartigen WDR-Symphonie-Orchesters. Die Konzerte unter Leitung von Otto Klemperer, Erich Kleiber, Dimitri Mitropoulos, Sergio Celibidache, besonders aber Sir Georg Solti, bleiben unvergessen. Neben den Klassikern hörten wir besonders gern auch neuere Werke aus den vergangenen Jahrzehnten, etwa von Bartok, Prokofiew oder Strawinsky. Spektakulär war die Aufführung des Konzertes für Symphonieorchester und Jazzband von Honegger. Kurt Edelhagen mit seinen Mannen zeigte sich in Hochform, und selbst ergraute Klassikliebhaber zollten – wenn auch leicht verschämt – dem Jazz ihren Tribut. Bei solchen Konzertbesuchen habe ich mich oft darüber unterhalten, warum Politiker eigentlich nur allzu selten Konzertbesucher sind. Die Anspannung in der Tagesarbeit und die Verpflichtungen auch am Abend mögen ein Grund hierfür sein. Es gibt nun einmal viele amüsische Menschen. Allerdings möchte ich nicht verallgemeinern, das ist ein weites Feld.

Die Mitglieder des Rundfunkrates und des Verwaltungsrates wußten auch Karneval zu feiern. In den ersten Jahren hatten wir einen gemeinsamen Tisch, den Intendant Hanns Hartmann gut arrangiert hatte. Er verlieh bei dieser Gelegenheit auch reichlich die üblichen Kölner Karnevalsorden, die von den nicht ganz sattelfesten Neu-Rheinländern entweder leicht geniert getragen oder in der Hosentasche verstaut wurden.



## Einmal Bangkok und zurück

Anfang 1959 hatte ich an der Bonner Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät die mündliche Doktorprüfung bestanden. Ich war jetzt „Dr. des.“ (Designatus), durfte aber den Titel noch nicht führen, da die erforderlichen 150 Exemplare der Dissertation noch nicht abgeliefert waren. Nachdem das Manuskript und die Druckaufträge bei der Universitäts-Druckerei abgeliefert waren, war für uns junge Eheleute nun endlich genügend Zeit, um die weitere Weichenstellung ausführlich zu besprechen. Rosmarie war nach wie vor vollbeschäftigte Mitarbeiterin des Bundespresseamtes – im Wirtschaftsreferat verantwortlich für die tägliche Presseschau. Sie hatte mit ihrem Gehalt dazu beigetragen, daß ich mich auf die Promotion konzentrieren konnte. Sollte ich mich wieder in die Pressearbeit begeben oder vielleicht die akademische Laufbahn einschlagen? Oder wohlmöglich in die Politik gehen? In so mancher Freundesrunde im Schaumburger Hof, bei der Lindewirtin im Ännchen oder in Rolandseck wurden mögliche Strategien nach allen Regeln der Kunst besprochen.

Dann kam, wie so oft im Leben, der Zufall – der sich nach einem Wort von Theodor Heuß im Hinblick auf konservative „Seilschaften“ in der Personalpolitik bei den Burschenschaftlern mit „CV“ schreiben soll – ins Spiel. Nach einer der Außenministerkonferenzen zum Thema Wiedervereinigung hatte die Bundesregierung, um auch wichtige Partnerländer in Asien und Afrika über die Richtung der Deutschlandpolitik zu informieren, im überparteilichen Konsens die Entsendung von „Berlin-Beauftragten“ an einige der dortigen Botschaften beschlossen. Alles sollte sehr schnell gehen. Innerhalb weniger Tage sollten über die zuständigen Gremien geeignete Personalvorschläge eingereicht werden. Natürlich war das Bonner journalistische und „jungakademische“ Umfeld im Visier, selbstverständlich mit Berlin-Kenntnissen, englische Sprache, klar, politische Erfahrung und so weiter. Es ging hektisch zu. Das Telephon klingelte, ich war auf einer der Listen der interfraktionellen Headhunter, kurze Anfrage, Bitte um schnelle Entscheidung und Rückruf bis morgen, möglichst schon heute, ach ja, es handelt sich um die Botschaft in Bangkok, Einweisung im Auswärtigen Amt ist vorgesehen, gleich Tropenimpfungen vornehmen lassen. Besoldung weiß ich nicht (danach fragt man doch nicht?), Ende. Kurzer Familienrat, die liebe Rosmarie blieb natürlich in

ihrer regulären Anstellung im Presseamt, bei der befristeten AA-Tätigkeit meinerseits ein Gebot der Vernunft. Ich aber machte mich, nach der Zusage, auf den Weg zum Gesundheitsamt, um die Impfungen abzuholen.

Die Einweisung im Auswärtigen Amt war dann ein besonderes Erlebnis. Mit dieser Aufgabe war vernünftigerweise nicht ein aalglatter Bürokrat, sondern Axel von dem Busche beauftragt worden, jener mutige Mann, der seinerzeit an den Plänen zur Beseitigung des braunen Diktators beteiligt war, und der so gar nichts von dem gestelzten Getue so mancher Kollegen des AA an sich hatte. Um so direkter war seine Gesprächsführung: „So, Sie wollen also mitmachen? Gut so, immer los! Zunächst zeige ich Ihnen mal, was Sie vom Auswärtigen Amt wissen müssen.“ Er nahm einen Organisationsplan zur Hand und zog einen dicken roten Strich unter die Leiste mit den Ministerialdirektoren: „Die oben sind wichtig! Alles, was darunter liegt, können Sie vergessen! Und jetzt zur Sache!“ Dann kam die Einweisung in die Problemlage. „Wenn Sie noch Fragen haben, kommen Sie in den nächsten Tagen vorbei. Viel Erfolg.“ Ich war informiert und wußte nun Bescheid. Dann noch die Formalien in der Personalabteilung. Da war es umgekehrt. Der Amtsrat in der Konsular- und Paßabteilung stellte den Dienstausweis aus, das war wichtig. Beim Abteilungsleiter war der Antrittsbesuch durch die Abgabe der Visitenkarte abgegolten, das war Routine. Auf dem Weg nach Bangkok machte ich einen einwöchigen Zwischenstop in New Delhi, wo mir Carl Weiß, der frühere Kollege von der „Neuen Zeitung“ in Frankfurt, inzwischen ebenfalls an einer Botschaft, die Praxis vor Ort zeigte.

Die Monate in der Botschaft in Bangkok waren interessant, aufschlußreich und voll von intensiver Arbeit. Innerhalb weniger Wochen lag eine umfangreiche, mit englischen und thailändischen Texten versehene, bebilderte Broschüre über Berlin auf dem Tisch, die sofort verteilt werden konnte. Bonn war von der Schnelligkeit angenehm berührt, „Schwierigkeiten“ zeigten sich allerdings auf dem bürokratischen Dienstweg. Dürfen die Berichte, die ich zu schreiben hatte, im Durchschlag *direkt* an den Regierenden Bürgermeister in Berlin gehen (offenbar ein revolutionäres Verfahren!) oder müssen sie (was man bei anständiger Ausbildung hätte wissen müssen) über die Zentrale des AA in Bonn laufen? Da kann ja jeder kommen...

Interessanter waren die regelmäßigen „Stammtische“ mit den zuständigen Kollegen der anderen Botschaften. Unumstrittener Star blieb der allseits geschätzte Kollege aus Großbritannien, ein Old Hand reinsten Wassers, der nach mehrjährigem Aufenthalt die besten Ortskenntnisse aufweisen konnte.

Mit der Deutschen Gemeinde wurde ein Diskussionsabend veranstaltet, auf dem ich über den neuesten Stand der Deutschland-Verhandlungen berichten konnte. Der Besuch war gut, unter anderem wohl auch deswegen, weil man den plötzlich aus der Heimat angereisten jugendlichen Neuling in Augenschein nehmen wollte.

Als sich diese Mission in Bangkok dem Ende zuneigte, wollte ich natürlich wissen, welche weiteren Pläne man mit mir in Bonn hatte. Alle Fragen blieben wochenlang unbeantwortet, so daß ich den Rückflug für die ersten Augusttage buchte. Buchstäblich am letzten Arbeitstag, dem 30. Juli, rauschte ein Telegramm über den Ticker, daß ich nach Singapur versetzt sei, mit sofortigem Dienstantritt. Echt Bonn, meinte ein Kollege. Ich dachte aber nicht daran, zu „spuren“, dankte höflich für das „Angebot“ und präparierte mich für den Rückflug, den ich für einige Tage zu einem Besuch beim israelischen Teil der Familie in Tel Aviv unterbrach. Erwin mit seinen Söhnen Gad und Gil war am Flugplatz. Es gab ein herzliches Wiedersehen. 25 Jahre waren seit dem Abschied aus Berlin vergangen.

Im Zeugnis des Auswärtigen Amtes für meine Tätigkeit in Bangkok vom 4. September 1959 heißt es, im Rahmen seines Aufgabengebietes habe Herr Dr. Nemitz „mit Fleiß und gutem Erfolg gearbeitet. Seine Vorträge über außenpolitische Fragen und innenpolitische deutsche Vorgänge entsprachen nach Inhalt und Form den zu stellenden Anforderungen. In der politischen Debatte zeigte er sich gewandt und schlagfertig. Im dienstlichen Verkehr war er sachlich, freundlich und von angenehmen Umgangsformen.“ Was will man mehr?

Die Erfahrungen im schönen Thailand, mit den freundlichen Menschen dort, die oft mit so sanfter Stimme sprechen, daß einem die eigene Stimmlage als viel zu laut vorkommt, möchte ich nicht missen. Gleich bei meiner Ankunft hatte mich der Botschafter darauf aufmerksam gemacht, daß deutschen Ankömmlingen, wenn sie bei Verhandlungen voran kommen wollen, dringend geraten werden müsse, die preußische Lautstärke merklich zurückzunehmen. Ein guter Rat!



## Der Kandidat

Jede neue Generation, die mit jugendlichem Elan in den demokratischen Prozeß drängt, hat ihre eigenen Probleme mit den Altvorderen. Das ist selbstverständlich und völlig normal. Immer wieder kommt es zu jenen Auseinandersetzungen, die Robert Michels in seiner 1911 erschienenen, aber auch heute noch lesenswerten „Soziologie des Parteiwesens in der modernen Demokratie“ als das „grausame Spiel zwischen dem unheilbaren Idealismus der Jungen und der unheilbaren Herrschsucht der Alten“ recht plastisch charakterisiert hat.

Als ich im Herbst 1945 in die wieder gegründete SPD eintrat, gab es für uns Junge solche Probleme noch nicht. Wir begegneten den alten Kämpfern, die oft unter Einsatz ihres Lebens für die Freiheit gekämpft und gerade aus den Konzentrationslagern und aus der Emigration heimgekehrt waren, mit Respekt und Dankbarkeit. Ein Autoritätsproblem stellte sich nicht. Wir waren froh, am Wiederaufbau unseres Landes mitarbeiten zu dürfen. Aber in dem Maße, in dem sich die Alltagsarbeit normalisierte, stellten sich auch die Alltagsprobleme ein, mit denen sich jede demokratische Organisation auseinandersetzen muß. Gibt es aber im demokratischen Gruppenleben tatsächlich jenes „eiserne Gesetz der Oligarchie“, von der Michels einst sprach?

Als ich mich 1955 an einer Diskussion mit Willy Birkelbach in Frankfurt beteiligte, machte ich auf die permanenten Gefahren einer organisatorischen Erstarrung aufmerksam. Um die Parteiorganisation lebendig zu erhalten, so äußerte ich mich in der von Birkelbach 1956 herausgegebenen Druckfassung „Die große Chance“, müsse der Prozeß der demokratischen Willensbildung ständig angeregt und gefördert werden. „In dem Maße, in dem der demokratische Prozeß zur bloßen Form versteinert, wird die Organisation geschwächt.“ Eine Parteiorganisation werde von den Menschen getragen, die in dieser Partei Funktionen ausüben. Die Bedeutung der Auswahl der Funktionäre kann deshalb nicht hoch genug eingeschätzt werden. „Was die Bewegung braucht, sind starke Charaktere.“ Die Partei sollte keine Gelegenheit ungenutzt lassen, auch eigenwillige und manchmal vielleicht schwierige Persönlichkeiten in die Verantwortung zu stellen. „Die Jugend läßt sich am ehesten durch vorbildliche Charaktere überzeugen.“

Gleichzeitig war mir aber klar, daß im Getriebe der täglichen Routinearbeit der Besinnung auf programmatische Gesamtvorstellungen oft zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt werde. Gerade die Sozialdemokratie könne sich nicht auf „die bloße Addierung der zahlreichen Einzelbestrebungen auf den vielen Teilgebieten“ beschränken, sie müsse vielmehr „eine möglichst tief verwurzelte Vorstellung“ von ihrer programmatischen Gesamtkonzeption haben. Gesprächsthemen damals, Gesprächsthemen heute.

Nach fleißiger Kleinarbeit, ohne die es nun einmal nicht geht, habe ich auf verschiedenen Ebenen – Ortsverein, Kreis, Bezirk – in Vorständen oder als Delegierter mitarbeiten können. Um hier voranzukommen, muß man in der Lage sein, auch gelegentlich Abstimmungsniederlagen hinzunehmen, und zwar ohne Zorn. Ich habe es immer wieder erlebt und bedauert, daß geistvolle und fähige junge Menschen, die ich zu politischer Arbeit im Sinne der Demokratie und des Gemeinwohls ermuntert hatte, nach der ersten Wahlniederlage beleidigt die Fahne einholten und die Flügel streckten. Leider fehlt oft gerade sensiblen und gebildeten Menschen die erforderliche Portion Durchstehvermögen, was die innerparteilichen Gegner, die Freunde mit den hartbandagierten Ellbogen, nicht ungern sehen. Sie stoßen mit der Empfindsamkeit eines Fleischerhundes in jenes Vakuum vor, das die Mimosen herbeiführen: Ein immer wieder schwieriges Problem in der Personalpolitik.

Im Jahr 1954 war ich Delegierter des Bundesparteitages in Berlin. Dieser Parteitag war von erheblicher Bedeutung, weil auf ihm wichtige Ergänzungen des Dortmunder Aktionsprogramms beschlossen wurden. Ebenfalls 1954 wurde ich vom Landtag von Nordrhein-Westfalen auch zum Mitglied der Bundesversammlung gewählt, die in Berlin tagte. Theodor Heuss erhielt damals 871 von 987 abgegebenen Stimmen. Bei der Verlesung von weiteren Namen, die auf Stimmzetteln vermerkt waren, kam es – wie das Protokoll ausweist – mehrfach zu „Heiterkeit“. Unter anderem war Ernst August Herzog von Braunschweig genannt worden. „Große Heiterkeit“ gab es schließlich, als der Name „Würmeling“ (einst Bundesminister) verlesen wurde. Ich erkläre hiermit ausdrücklich, daß dieser Vorschlag nicht von mir kam.

Als sich in meinem SPD-Ortsverein Bad Godesberg die Frage stellte, wer bereit sein würde, bei der Kommunalwahl im Jahr 1961 aktiv mitzuarbeiten und zu kandidieren, konnte und wollte ich nicht abseits stehen. Ließ sich ein Generationenkonflikt bei der Kandidatenaufstellung vermeiden? Natürlich wurden Gespräche geführt am alten Stammtisch und an dem unvermeidlich neuen Stammtisch. Die zwangsläufigen Auseinandersetzungen waren aber – an

heutigen Maßstäben gemessen – ausgesprochen milde. Schließlich kam ich nicht darum herum, deutlich zu erklären, ob ich bereit sein würde, gegen den altbewährten und verdienten Stellvertretenden Bürgermeister Hubert Peter als Gegenkandidat anzutreten. Nach Altvätersitte (und so hat es Robert Michels in seiner Studie über die sozialdemokratischen Parteipraktiken vor dem Ersten Weltkrieg festgestellt) hätte ich meine Kandidatur zurückziehen müssen. Daß ich das schließlich nicht tat, brachte mir den unvermeidlichen Ärger auf der einen und den befreienden Beifall auf der anderen Seite ein. Dann war die Mitgliederversammlung aufgerufen, die Entscheidung mit dem Stimmzettel herbeizuführen. Das Ergebnis war knapp, aber eindeutig: Ich war Spitzenkandidat geworden.

In seiner instruktiven Geschichte der Sozialdemokratie in Bad Godesberg hat Hans Boulboulé salomonisch festgestellt, mit mir habe an der Spitze der Kandidatenliste „zwar kein Jungsozialist, aber doch ein jüngerer, ein Neuer“ gestanden, und er fährt dann fort, sowohl Bürgermeister Peter wie auch der spätere Landtagskandidat und Regierungs-Vizepräsident Alfred Gärtner hätten bestätigt, „daß der Übergang von den Älteren zu den Jüngeren verhältnismäßig kontinuierlich und ohne politische Richtungskämpfe verlief.“

An dieser Stelle muß vor allem noch der Dritte im Bunde und auf der Kandidatenliste genannt werden, Rechtsanwalt Dr. Heinz Lüttger, den ich besonders geschätzt habe. Mit beiden an Jahren wesentlich älteren und an Erfahrung reicheren Genossen habe ich im Stadtrat eng und freundschaftlich zusammengearbeitet. Auf der damaligen Liste stand auch Peter Pollmann, seinerzeit Jungsozialist, später Stadtkämmerer in Bonn.

Mir aber widmete die Lokalzeitung den schmeichelhaften Satz, ich sei „einer jener vitalen und aktiven jungen Männer, die die Politik von klein auf kennen.“ In einem anderen Zeitungsbeitrag heißt es: „Trotz seiner Jugend besticht sein ausgleichendes Wesen; echte Argumente weiß er stets zu würdigen.“ Das Wahlergebnis war nachher weniger schmeichelhaft. Die CDU erhielt 51 % und die SPD nur 27 % der Stimmen. Ein wesentlich anderes Ergebnis war allerdings in dieser Hochburg der CDU ohnehin nicht erwartet worden.

Meine kommunalpolitische Tätigkeit fällt in eine Zeit, in der Bad Godesberg als Stadt noch selbständig war. Oft saß ich mit meinen Freunden bei Ännchen, im Hause der legendären Lindenküsterin, unterhalb der Godesburg, so auch nach der Konstituierung unserer neuen Fraktion. Jahre später, nach mei-

nem Wegzug, wurde Bad Godesberg in den größeren Verbund der Bundeshauptstadt Bonn übernommen.

Für meine weitere Entwicklung war die aktive Mitwirkung in der Kommunalpolitik von großer Bedeutung. Die Bürgernähe und der Zwang zur Konkretisierung sind für jugendliche Diskutierer äußerst heilsam. Sie zwingen dazu, den ideologischen Höhenflug wenigstens für einige Stunden zu unterbrechen und dort zu einer genaueren Durchdringung der Sachprobleme zu kommen, wo der Bürger konkret betroffen ist. Jede Generation von Jungpolitikern macht hier die gleichen Erfahrungen: Wenn es darum geht, bei der Festsetzung von Tarifen bei den Stadtwerken oder im Nahverkehr konkrete Entscheidungen zu treffen, die nicht nur die Lage der zahlenden Bürger, sondern auch die Deckungslücke im städtischen Haushalt mitberücksichtigen soll, sind harte Diskussionen unausbleiblich, an deren Ende ein Kompromiß stehen wird. Das ernüchtert und schärft den Blick für das Machbare. Und das ist gut.

## Ludwig Rosenberg

Von Alfred Weber stammt der Hinweis, daß die freie Intelligenz blind sein würde, wenn sie nicht in der Arbeiterschaft und in den Gewerkschaften „den stärksten Bundesgenossen im Kampf für unvoreingenommen neu verstandenes Menschentum“ sieht, aber, so fügte er einmal in direkter Aussprache hinzu: „Einen unfruchtbaren Begriffstanz könnt Ihr allerdings vor den Arbeitern nicht aufführen, aber wenn Ihr etwas Echtes und Ursprüngliches zu sagen habt, so habt Ihr hier eine große Chance, verstanden zu werden und fruchtbar zu wirken!“

Als ich 1960 mit Ludwig Rosenberg über die Einstellung als Grundsatzreferent in der von ihm geleiteten Abteilung „Wirtschaftspolitik“ des Bundesvorstandes des Deutschen Gewerkschaftsbundes verhandelte, kreiste unser Gespräch im wesentlichen um diese Chance, natürlich aber auch um die Risiken und Probleme einer Tätigkeit in der „Stromstraße“, dem damaligen Düsseldorfer Sitz der Gewerkschaftszentrale. Würde ich, als nicht über die „Ochsentour“ Aufgestiegener, von diesem Apparat akzeptiert werden? Boten sich tatsächlich interessante Arbeitsmöglichkeiten?

Ausschlaggebend für mich war letzten Endes die Faszination, die Rosenberg im Gespräch ausstrahlen konnte. Er war Weltmann im besten Sinne des Wortes, mehrsprachig, von scharfer Intelligenz, oft sarkastisch. Ein unübertroffener Erzähler jüdischer Witze aus dem Berliner Textil-Milieu am Moritzplatz. In der Emigration politisch gereift, hatte er von Anfang an beim Wiederaufbau der deutschen Einheitsgewerkschaften mitgewirkt. Seine große Leistung in den ersten Jahren seiner Tätigkeit lag darin, daß er wesentlich dazu beitrug, die internationalen Kontakte wieder zu festigen und dem DGB weltweit, so zum Beispiel im Internationalen Bund Freier Gewerkschaften, Ansehen zu verschaffen. Als ich dem Bundesvorstand vorgestellt werden sollte, raunte er mir als gut gemeinte Anregung auf dem Weg zum Sitzungssaal augenzwinkernd zu: „Jedem einzeln die Hand geben, das macht immer einen guten Eindruck.“ Ein gewiefter Taktiker war er natürlich auch.

Gewerkschaften sind ihrem Wesen nach, so hat es Max Horkheimer anlässlich der 40-Jahr-Feier der „Akademie der Arbeit“ in Frankfurt einmal gesagt, „geschworene Feinde der totalitären Diktatur.“ Über die Konsequenzen und

Notwendigkeiten, die sich hieraus ergeben, wurde oft stunden-, ja, tagelang im Kreise der Kollegen diskutiert. Nachdem Rosenberg zum Vorsitzenden des DGB gewählt worden war, stand dieses Thema naturgemäß oft im Mittelpunkt der Debatte. Ich war mit ihm als Referent für Grundsatzfragen in die Abteilung „Vorsitzender“ übergewechselt, wo die Vorbereitung des neuen DGB-Grundsatzprogramms bald zu meinen wichtigsten Aufgaben gehörte, eine Tätigkeit, von der ein Freund behauptete, daß sie mir auf den Leib geschrieben war.

Die Programmdebatte, so schrieb der Gewerkschaftshistoriker Gerhard Beier zwanzig Jahre später, habe schon 1959 unter dem Vorsitz Willy Richters begonnen. Er fährt dann fort: „Aber der Text trägt vor allem die Handschrift Ludwig Rosenbergs und seiner Mitarbeiter, unter ihnen Kurt Nemitz und Richard Becker... Es handelte sich endlich um ein voll ausgereiftes Programm, das in abgerundeter Form mit einer feierlichen Präambel dem hohen Anspruch der Gewerkschaftsbewegung gerecht wurde ... Nur selten hat ein Grundsatzprogramm für bald zwei Jahrzehnte so exakt in die politische Landschaft gepaßt wie der Düsseldorfer Text von 1963.“ Er kommt dann zu dem Resümee, daß das neue Grundsatzprogramm von 1981 „im wesentlichen eine Fortschreibung und Ergänzung des Textes von 1963“ sei.

Es wäre sicher unredlich, wenn ich behaupten würde, daß ich diese Bewertung durch einen exzellenten Fachkenner nicht gern gelesen hätte. Richard Becker wurde übrigens Chefredakteur der „Welt der Arbeit“ und später Intendant des Deutschlandfunks.

Was die vorbereitenden Arbeiten zum Entwurf des Grundsatzprogramms anbetrifft, so sind sie tatsächlich seinerzeit sehr breit angelegt worden. Die Quellensammlung und Bibliographie – von Briefs bis Dirks, von Kogon bis Heimann, von Abendroth bis Nell-Breuning, von Pirker bis Rüstow, von Dahrendorf bis Weber – umfaßte fast 100 Seiten. Zu jedem Einzelabschnitt fanden mit den Industrie-Gewerkschaften intensive Gespräche statt. Böckler wurde interpretiert und die Aktionsprogramme auf ihren grundsätzlichen Kern hin untersucht. Nicht nur die Aufgaben im engeren Sinne, sondern auch Stellung und Funktion der Gewerkschaften im demokratischen Rechtsstaat waren zu umreißen. So ging es um die Definition der Gewerkschaften als „Integrationsfaktor der Demokratie.“ Rosenberg brachte immer wieder zum Ausdruck, daß für ihn die Gewerkschaften nicht nur Interessensverband, sondern vielmehr fundamentale Grundpfeiler unseres demokratischen Staates seien.

Als es schließlich um die sprachliche Überarbeitung ging, setzte ich mich dafür ein, von der „08/15Referenten–Sprache“ abzukommen und den Versuch zu unternehmen, nach bewährten Vorbildern auch von der Sprache her zu bewegenden Formulierungen zu kommen. Unvergesslich bleibt mir die Diskussion, die ausbrach, als ich die ersten Worte der Präambel auf die Hörner nahm. Ganz solide sollte nämlich das Programm mit den Worten „Der Deutsche Gewerkschaftsbund...“ beginnen. Dagegen war nichts einzuwenden. Zunächst sagte ich etwas über die Sprache des Kommunistischen Manifests und ging dann zu den Päpstlichen Enzykliken über, die ihre Überschriften aus den ersten Worten entnehmen. „Quadragesimo anno“ war uns allen ein Begriff. Dann schlug ich für den ersten Satz der Präambel die Formulierung „Durchdrungen von der Verantwortung gegenüber ihren Mitgliedern und dem ganzen Volk...“ vor, so daß, wie ein aufmerksamer Kollege zu Recht bemerkte, das Programm „Durchdrungen“ hätte genannt werden müssen. Natürlich ist dieses erste Wort im Laufe der weiteren Beratungen immer wieder wegen Exaltiertheit auf scharfe Kritik gestoßen. Aber siehe da: Letzten Endes wurde es von allen Beschlußgremien akzeptiert. Es wurde dann 1963 aufgenommen und ist auch im Grundsatzprogramm von 1981 erhalten geblieben. Hartnäckigkeit kann also unter Umständen zum Erfolg führen.

Auf die Einzelheiten des Grundsatzprogramms einzugehen, würde hier zu weit führen. Ich habe das an anderer Stelle getan. Mein Aufsatz „Der Entwurf des Grundsatzprogramms“ ist noch rechtzeitig vor dem entscheidenden Bundeskongreß in der September-Ausgabe 1963 der „Gewerkschaftlichen Monatshefte“ erschienen.

Aufschlußreich waren die ersten Kommentare, die nach der Veröffentlichung des Entwurfs erschienen. Die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ hatte zunächst einen in seinem Grundtenor durchaus abgewogenen und als positiv zu bezeichnenden Kommentar veröffentlicht. Acht Tage später korrigierte sich das Blatt durch einen zweiten, nunmehr scharf ablehnenden Kommentar und rief sich damit selbst zur Ordnung.

Von den Parteien meldete sich überraschenderweise als erste die FDP zu Wort. In der „Freien Demokratischen Korrespondenz“ hieß es unter der Überschrift „Der Monolith bewegt sich“, daß das, „was sich nun abzeichnet, bei einem ersten summarischen Betrachten nur positiv bewertet werden kann.“ Der „Bayrische Rundfunk“ meinte dazu, die FDP lasse es sich etwas kosten, von dem Ruf befreit zu werden, eine Unternehmerpartei zu sein. Während der „SPD–Pressedienst“ den Entwurf unter der Überschrift „Neuen

Ufern entgegen“ würdigte, stellte der „Deutschland-Uniondienst“ der CDU/CSU seinen Beitrag unter den Titel „Programm mit sozialistischen Forderungen“ und glaubte, besonders vor den wirtschaftspolitischen Grundsätzen warnen zu müssen. In der gleichen Richtung argumentierte das Deutsche Industrie Institut, das in dem Entwurf pflichtgemäß einen Beweis für den „Sieg der traditionalistisch-sozialistischen Kräfte innerhalb der Gewerkschaft über die Kräfte der Reform sieht“, sowie „Der Arbeitgeber“, der in entscheidenden Formulierungen „die Handschrift der Linken“ entdeckte. Hier also: Im Westen nichts Neues.

Die ausführlichste Stellungnahme, wie immer gut fundiert, stammte aus der Feder von Professor von Nell-Breuning. Im Anschluß an seine bereits früher vorgelegte Stellungnahme zu den Münchener Grundsätzen von 1949 rügte der Autor die seiner Meinung nach an einzelnen Stellen der Vorlage auftretenden Mängel, kommt aber insgesamt zu einem positiven Ergebnis. Zum wirtschaftspolitischen Teil des Entwurfs heißt es, daß die vorgelegten Forderungen „ein im wesentlichen geschlossenes, dem heutigen Stand der Dinge und Erkenntnis angemessenes wirtschaftspolitisches Programm“ bilden. Der kulturpolitische Teil wird als ein kühner und wohlgelungener Wurf bezeichnet. Diese Beurteilung des kulturpolitischen Teils war für mich deswegen von besonderer Bedeutung, weil ich vorher alle Einzelheiten mit dem dafür zuständigen Stellvertretenden Vorsitzenden des DGB, Bernhard Tacke, traditionell eng verzahnt mit der katholischen Arbeiterbewegung und der Christlich-Demokratischen Arbeiterschaft, durchgesprochen hatte.

In diesem Zusammenhang kam es zu einer für mich überraschenden Episode, die mir in den späteren Jahren immer wieder zu denken gab. Eines Tages bat mich Bernhard Tacke in sein Büro. Rundheraus legte er mir die Frage vor, ob ich als sein engster Mitarbeiter Leiter der Abteilung Kulturpolitik werden wolle, ein Bereich, der zum Beispiel die Verantwortung für die Ruhrfestspiele in Recklinghausen und den Kontakt mit den wissenschaftlichen Hochschulen und Institutionen, zum Beispiel der Max-Planck-Gesellschaft, mit umfassen würde. Ich muß gestehen, daß mich diese Aufgabe gereizt hätte, zumal ich vorher bei internen Diskussionen unter anderem das Fehlen einer gewerkschaftlichen Hochschulkonzeption und den mangelnden Kontakt zu jungen Hochschullehrern kritisiert hatte, ein Gebiet, auf dem bei den Gewerkschaften traditionell Brachland vorhanden war. Aber noch aus einem anderen Grund empfand ich dieses Angebot als interessant und bemerkenswert: hier hätte sich eine enge Zusammenarbeit zwischen dem fest in christlich--

demokratischen Anschauungen verankerten Vorstandsmitglied und einem ebenso fest in sozialdemokratischen Grundüberzeugungen fundierten Mitarbeiter ergeben, die sich auf solide gewerkschaftliche Solidarität im Rahmen der für die Demokratie in Deutschland so wichtigen Einheitsgewerkschaft gestützt hätte. Natürlich hatten vorher Gespräche zwischen Tacke und Rosenberg stattgefunden. Wenn ich mich letzten Endes für ein Verbleiben bei Rosenberg entschied, dann vor allem wegen meiner überwiegend wirtschaftspolitischen Interessen.

Zu einem guten Teil war meine Tätigkeit im Dienste des DGB auch internationaler Natur. Ich nahm an zahlreichen Sitzungen der verschiedenen Gremien des Internationalen Bundes Freier Gewerkschaften in Brüssel sowie regelmäßig an den Sitzungen des Gewerkschaftlichen Beratungs-Komitees bei der OECD in Paris teil. Diese internationale Aufgabenstellung erweiterte sich noch, als Rosenberg Präsident des Arbeits- und Sozialrates der Europäischen Gemeinschaften in Brüssel geworden war. Bei so mancher Brüsseler Verhandlungsrunde, an der sich auch zwei erfolgreiche Gewerkschaftlerinnen, die Stellvertretende DGB-Vorsitzende, Maria Weber, und die Stellvertretende DAG-Vorsitzende, Gerda Hesse, beteiligten, konnte ich anwesend sein.

Aber auch andere wichtige Aufgaben – außerhalb der Routine – waren mir übertragen worden. So arrangierte ich einmal ein Treffen des Geschäftsführenden Bundesvorstandes des DGB mit den Mitgliedern der „Gruppe 47“, das in Oberursel stattfand. Mit Günter Grass, Martin Walser und Alexander Kluge gab es interessante Diskussionen. Später bin ich auch bei einem Treffen mit Hans Werner Richter und der „Gruppe 47“ in Saulgau dabei gewesen.

Unter anderem habe ich auch mit Fritz von Unruh die Kontakte aufrechterhalten. Ich besuchte ihn damals gemeinsam mit dem dortigen Bundestagsabgeordneten Peiter auf Hof Oranien in Diez an der Lahn. Meines Erachtens ist das Lebenswerk des Dichters Fritz von Unruh bisher zu wenig gewürdigt worden. Er war eigenwillig und mutig, vor allem hatte er etwas zu sagen. In seinen letzten Jahren hatte er noch eine starke Schaffensperiode als Maler. Als wir ihn in Diez besuchten, führte er uns seine neuesten Werke vor.

Rosenberg hatte eine Schwäche für literarische und künstlerische Außenseiter; er hat auch persönlich geholfen, wo er konnte, was mir immer wieder Hochachtung abverlangte. Eines Tages schickte er mir ein hektographiertes Bündel Papier, das ihm Kurt Hiller zugestellt hatte. Auf dem beigefügten Zettel stand: „In diesem Blättchen muß Kurt Hiller schreiben, schade.“

Als ich den DGB verließ, um andere Aufgaben zu übernehmen, schenkte mir Rosenberg zum Abschied Tucholskys „Gesammelte Werke“ mit einer schönen Widmung. Wir sind freundschaftlich verbunden geblieben.

Viele Jahre später ist dann dem Preußen Ludwig Rosenberg durch die Verleihung des Freiherr-vom-Stein-Preises eine Ehrung zuteil geworden, die er verdient hat und an der ich mitwirken konnte. Die feierliche Übergabe am 17. Oktober 1977 fand in der Eichengalerie des Charlottenburger Schlosses in Berlin statt. Als Laudator war Ministerpräsident Heinz Kühn vorgesehen. Als er in letzter Minute infolge einer kurzfristig anberaumten Sitzung beim Bundeskanzler in Bonn verhindert war, kam die Aufgabe, die Laudatio auf den Preisträger vorzutragen, plötzlich auf mich zu, und zwar in meiner Eigenschaft als Mitglied des Kuratoriums des Freiherr-vom-Stein-Preises. Es war etwa 14 Uhr, und um 16 Uhr desselben Tages sollte die Feierstunde in Charlottenburg stattfinden. Kühns Manuskript war noch in Bonn. So ging ich – was blieb mir anderes übrig? – in mein Hotelzimmer, um noch einige Stichworte für die Rede zu entwerfen. Als wir um 15.45 Uhr vor dem Schloß waren, traf – buchstäblich in letzter Minute – der reitende Bote mit dem Manuskript, das auf dem Luftwege versandt worden war, ein.

In meinen einleitenden Bemerkungen sagte ich: „Besonders beeindruckt hat mich immer das persönliche Engagement, mit dem der Preisträger im öffentlichen Leben tätig war. Eine Sache, die er für gut befand, wurde von ihm mit dem Einsatz seiner ganzen Person vertreten. Dabei war er unermüdlich in der Diskussion und hatte immer auch ein besonders starkes Gefühl für die Redlichkeit und Schlüssigkeit einer Argumentationskette. Seine Bereitschaft, den Diskussionspartnern geduldig zuzuhören, zeichnete ihn vor denjenigen aus, die ein Gespräch als das Vortragen von Monologen mißverstanden haben. Mit diesem persönlichen Engagement hat es der Preisträger verstanden, besonders junge Menschen für die aktive Arbeit in Staat und Gesellschaft zu begeistern. Ich schrecke vor diesem Ausdruck nicht zurück, obwohl man heute wohl von ‚motivieren‘ spricht. Sicher liegt es im Sinne des Freiherr-vom-Stein-Preises, wenn diese Eigenschaft des Preisträgers besonders hervorgehoben wird.“

Die Laudatio Kühns, die ich dann vorgetragen habe, wird hoffentlich einmal in einer Biographie von Rosenberg den gebührenden Platz erhalten. Kühn sagte unter anderem: „Rosenberg hat keine organisatorische Hausmacht – seine Hausmacht ist seine redliche Offenheit, seine illusions-abgeneigte, hellwache, skeptische Intellektualität, sein Engagement für die freiheitliche

Arbeiterbewegung. Sein Kampfinstrument ist das Florett und nicht der schwere Säbel. Seine Durchsetzungskraft beruht auf dem Gewicht der Überzeugung und nicht auf der Macht der Organisation. Ferdinand Lassalle, dessen Gedanken Ludwig Rosenberg gewiß näher liegen als die von Karl Marx, hat in seiner ‚Rheinischen Agitationsreise‘ das großartige Bild gezeichnet von den Folgen einer allgemein umfassenden Volksbildung, wenn abends auch im letzten Dorf die Menschen unter der Dorflinde über die Probleme des Gemeinwohls ihre Gedanken tauschen. Demokratisierung der Bildung! Auch die paritätische Mitbestimmung, das Gleichgewicht von Kapital und Arbeit, hat Rosenberg nie als ein Herrschaftsproblem, so sehr es auch ein Problem der Machtbildung ist, sondern mehr als Herausforderung an die Bildungsarbeit der Gewerkschaften verstanden, denn jede Forderung nach mehr Verantwortung ist erst dann moralisch-historisch wirklich legitimiert, wenn sie durch Wissen und Fähigkeit verantwortlich erfüllt werden kann.“

Als wir am Abend, nach einem fröhlichen Zusammensein, in Berlin auseinander gingen, konnten wir nicht ahnen, daß Ludwig Rosenberg nur wenige Tage später, am 23. Oktober 1977, vom Tode ereilt werden würde.

Nach der offiziellen Trauerfeier, auf der unter anderem Willy Brandt für die SPD und Herbert Ehrenberg für die Bundesregierung sprachen, habe ich bei der Urnenbeisetzung auf dem Friedhof in Hösel bei Düsseldorf, letzte ehrende Worte sprechen können: „Mit dem Heimgang dieses aufrechten Kämpfers für Menschenwürde und soziale Gerechtigkeit ist unser Leben ärmer geworden. Wir haben einen Freund verloren, Wegweiser in vielen Jahren gemeinsamer Arbeit, eine Autorität, an die wir uns oft mit der Bitte um Rat gewandt haben. Mit seiner Begeisterungsfähigkeit, mit Humor und menschlichem Verständnis hat er uns manche Aufmunterung zukommen lassen. Hierfür danken wir ihm. Die Nachrufe, die dem Verstorbenen gewidmet wurden, werden in unserer Erinnerung verbleiben. In der Geschichte des Deutschen Gewerkschaftsbundes und darüber hinaus der Bundesrepublik Deutschland hat Ludwig Rosenberg seinen festen Platz gefunden.“



## Wilhelm Kaisen

Daß meine Berufungsurkunden von 1964 und 1965 in den Dienst der Freien Hansestadt Bremen, zunächst als Leitender Regierungsdirektor (selbstverständlich zuerst, wie es sich gehört, als „Beamter auf Probe“), dann als regulärer Senatsdirektor [heute: Staatsrat] die Unterschrift des Senatspräsidenten und Bürgermeisters Wilhelm Kaisen trägt, hat für mich nicht nur dokumentarische Bedeutung. Sein Name steht für eine durch natürliche Autorität, Pflichtbewußtsein und Glaubwürdigkeit untermauerte staatspolitische Haltung, die sozialdemokratische Grundwerte und zupackendes politisches Handeln im Gemeinwohlinteresse verbindet. Kaisen war Staatsmann, eine jener Persönlichkeiten, denen die Bundesrepublik Deutschland viel zu verdanken hat. Seine Idee eines breiten Bündnisses zwischen Arbeitnehmern und Kaufmannschaft übte eine große Attraktivität aus... und war erfolgreich. Die Gegner des Konsensgedankens sollten den Gründen dieses Erfolges nachspüren.

Als ich zu früher Morgenstunde zum Antrittsbesuch im Rathaus erschien, wurde mir in demonstrativer Weise Volksnähe vorgeführt. Keine Eingangskontrollen am Rathausportal, keine Laufzettel, fast enttäuschend. Ich war darauf gefasst, zunächst in einem Besucherzimmer abgestellt zu werden. Längere Wartezeiten rücken schließlich die Rangordnung zurecht, und Spießrutenlaufen im Vorzimmerbereich erhöht die Wirkung. Nichts von alledem geschah. Stattdessen sagte mir der auf dem Flur postierte grauhaarige Amtsdienner mit einer vielsagenden Handbewegung: „Gehen Sie man rein!“

Tatsächlich hatte der Bürgermeister kein Vorzimmer, beabsichtigte „Basisnähe“. Noch die Klinke in der Hand fiel der Blick auf den mächtigen Schreibtisch, hinter dem, unverkennbar der Mittelpunkt, Kaisen saß. Von Akten keine Spur, auch das fast demonstrativ. Stattdessen residierte im gleichen Raum achtungsgebietend ein respektables Faktotum, als „Sekretärin“ wohl nur unzureichend bezeichnet. „Komm nur rein, Jung!“ tönte es hinter dem Schreibtisch hervor. Der Kontakt war hergestellt.



Besuch des Bundespräsidenten Karl Carstens am 2. April 1981 in der Deutschen Bundesbank. Neben Carstens Bundesbankpräsident Karl Otto Pöhl. Rechts das Mitglied des Zentralbankrates Dr. Kurt Nemitz. In der Mitte Dr. Gleske und Dr. Schütz. (Photo: Deutsche Bundesbank)



Sitzung des Zentralbankrates am 15. August 1991 unter Vorsitz von Bundesbankpräsident Prof. Dr. Schlesinger. Rechts Prof. Dr. Kurt Nemitz, links Vizepräsident Prof. Dr. Hans Tietmeyer. (Photo: Deutsche Bundesbank)

Die Bedeutung Kaisens für den Wiederaufbau nach dem Kriege, aber auch die Einzigartigkeiten seiner Persönlichkeit und die Wirkung auf seine Umgebung sind vielfach gewürdigt worden. Hans Koschnick, einer der Nachfolger auf seinen Spuren, schildert ihn anlässlich seines 100. Geburtstages am 22. Mai 1987: „So wie er war, nachdenklich engagiert, im Gespräch monologisiert, die Erfahrungen von gestern mit den Vorstellungen von heute und morgen verknüpfend, und immer vor Augen: Das Los der kleinen Leute' und die Sorge um die beständige Friedenssicherung.“ Und Bürgermeister Klaus Wedemeier würdigte „sein hohes menschliches und soziales Engagement, seine stete Bereitschaft zum konstruktiv-positiven, pragmatisch-praktischen Handeln ohne Fixierung auf Ideologie und Dogma, sein zähes Beharrungsvermögen, seine natürliche Würde und nüchterne Autorität, oft verblüffende Überzeugungskraft und nicht zuletzt sein unablässiges Bemühen, im Interesse der Sache Gegensätze auszugleichen und Kompromisse zu suchen.“

Daß zähes Beharrungsvermögen und eigenwillige Politikinterpretation auch zu Widerspruch und politischen Gegnerschaften, selbst im Freundeskreis, aufreizen kann, liegt auf der Hand. Seine frühen Kontroversen mit Kurt Schumacher und der Parteizentrale bescherten ihm prompt Niederlagen bei den Wahlen zu Führungsgremien, was er knurrend „wegsteckte“.

Wie sehr Kaisen auch die Kunst eigenwilliger Selbstinszenierung beherrschte, erlebte ich anlässlich eines im großen Saal des Hamburger Altatlantic-Hotels protokollarisch steif ablaufenden Festessens, auf dem er als Ehrengast auftrat. Die mit Smoking eingekleideten hanseatischen Kaufleute waren nicht schlecht erstaunt, als der Festredner plötzlich den roten Faden seiner Ausführungen verließ und sich der Architektur des Saales und besonders der klassischen Deckenverzierung widmete. Er kenne diesen Saal und seine Atmosphäre sehr gut, so Kaisen, denn er habe früher einmal – es folgte eine wohlgesetzte Pause – als Stukkateur dort oben mitgearbeitet. Man hätte eine Stecknadel fallen hören können. Dann brach ein befreiender Beifall los, den der Redner mit Genugtuung und schmunzelnd zur Kenntnis nahm.

Einige Jahre nach meiner Übersiedlung nach Bremen hatte ich Gelegenheit, bei einer Ehrung Kaisens mitzuwirken, die seinem Wesen wohl besonders entsprach. Ich war damals Mitglied des Kuratoriums des Hamburger Freiherr-vom-Stein-Preises, einer jener bedeutenden Stiftungen, mit der der hanseatische Kaufmann und Hamburger Ehrenbürger Alfred Töpfer Gemeinwohlverpflichtung demonstrierte. Dem Kuratorium gehörten außerdem Landesbischof Hans Lilje als Vorsitzender, sowie unter anderem Professor Dr.

Karl Schiller, Professor Dr. Alfred Müller-Armack, Otto A. Friedrich und Dr. Hans-Helmut Kuhnke an. Der Vorschlag Kaisens fand sofort einhellige Zustimmung, so daß der Preis am 24. Februar 1966 im Auditorium Maximum der Hamburger Universität an den 78jährigen Bürgermeister a.D. Wilhelm Kaisen übergeben werden konnte.

Viele der Anwesenden warteten gespannt darauf, was die Redner zum Thema „Kaisens und Freiherr vom Stein“, also über den „roten Preußen“ oder besser, über den „preußischen Hanseaten“ sagen würden. Denn es war natürlich bekannt, daß er von wohlverstandenen preußischen Tugenden und dem alten Beamtenethos viel hielt. Als Präsident des Bundesrates hatte er 1959 in einer Rede im Schöneberger Rathaus in Berlin einmal gesagt: „Was uns mit Preußen verbindet, sind Arbeitsamkeit, Regsamkeit, Sich-nach-der-Decke-strecken, Sparsamkeit. Es lebe das alte Preußen!“ Der Rektor der Universität, Professor Dr. Schäfer, stellte dieses Zitat in den Mittelpunkt seiner Ausführungen.

Natürlich ließ Kaisen es sich in seiner Dankesrede nicht nehmen, hierauf ausführlich einzugehen. „Ich habe schon als junger Arbeiter empfunden, was das doch für ein Mann mit großer Willensstärke gewesen sein muß, der sich aus seinem Stand heraus zu einer Reform veranlaßt sah, die eigentlich für ihn – seinem Herkommen gemäß – kaum verständlich ist.“ Mit Willensstärke und Selbstdisziplin eine soziale Reform vorantreiben, das war das Stichwort, das die Verbindung herstellte. Und dann die Steinsche Stadtverfassung, die durch Selbstverwaltung zum ersten Male aus „Untertanen Staatsbürger“ schuf. Und warum konnte Stein so handeln? Weil er unabhängig war, und „weil er der Mann war, der in einer geschichtlichen Stunde zur Stelle war und zu handeln verstand!“ Der Geehrte konnte des Beifalls sicher sein.

Auch bei „Kleinigkeiten“, den zu Unrecht geschmähten „Sekundärtugenden“, konnte der Bürgermeister seine müde Umgebung zur Raison bringen. Meine heimliche Sympathie genoß er in Fragen der Pünktlichkeit. Er war notorischer Frühaufsteher, der zunächst in frühester Morgenstunde – man sprach von fünf oder sechs Uhr – zunächst im Kuhstall sein Vieh mit Futter versorgte, ehe er, unterstützt von seiner Frau Helene (die er einst auf der Berliner Parteischule kennengelernt hatte), in den obligaten dunklen Bürgermeisteranzug stieg, und sich, buchstäblich *vor* Dienstbeginn, in das Rathaus fahren ließ.

In Erinnerung geblieben ist mir eine Sitzung morgens um acht Uhr – oder war es früher? – die er, mit Blick auf die vor sich auf den Tisch gelegte Ta-

schenuhr, auf die Minute genau eröffnete. Jeder, der etwas später eintraf – und das waren viele – wurde mit einem breiten und lautstarken „Moorjen!“ begrüßt. Ob die pädagogische Wirkung allerdings nachhaltig war, möchte ich bezweifeln. Frühaufsteher, zu denen ich gehöre, bleiben wohl immer in der Minderheit!

Besonders imponierend war der Redner Kaisen immer dann, wenn er vor Bürgerversammlungen sprach. Er verstand es meisterhaft, in klarer und allgemeinverständlicher Rede auch dem sogenannten „kleinen Mann“ die Zusammenhänge der großen Politik plastisch zu erklären. Wer ihn erlebte, wie er – gelegentlich eine Hand in der Hosentasche – aufrecht stehend, in einstündiger freier Rede dem Publikum auch die kompliziertesten Problemlagen in einfachen Worten erklärte und daraus die zwingende Notwendigkeit des Handelns ableitete, wie er durch Kunstpausen die Aufmerksamkeit auf sich zog, und zum Schluß den prasselnden Applaus mit abwehrender Handbewegung von sich wies, der konnte nur staunen. Wo sind die Redner „alter Schule“ geblieben?

## Der Vorzug des Alters

Von Wilhelm von Humboldt stammt der Hinweis, daß es „ein sichtbarer Vorzug des Alters“ sei, „den Dingen der Welt ihre materielle Schärfe und Schwere zu nehmen und sie mehr in das innere Licht der Gedanken zu stellen, wo man sie in größerer, immer beruhigender Allgemeinheit übersieht.“ Ein schönes Wort, das zum Nachdenken anregt. Im Kosmos der Familie liegt der Angelpunkt, der Gedanke an Frau und Sohn steht an erster Stelle.

Aber wie steht es um die Welt um uns herum? Die Zeiten haben sich geändert. Und es erscheint uns heutigen nicht so einfach, den Dingen der Welt ihre Schwere zu nehmen. Auch von Tendenzen der Beruhigung mag man nicht so leicht sprechen. Gleichwohl dürfte es auch heute die Aufgabe des Alters sein, die Dinge der Welt in größerem Zusammenhang zu sehen, sie zu analysieren und sie daraufhin zu prüfen, ob sich daraus Erfahrungen ableiten lassen. Hat nicht jede Generation eine Verpflichtung, Erfahrungen und Lehren an die Nachkommen zu übermitteln?

Wenn man die Ereignisse unseres Jahrhunderts überschaut, die den Menschen in Europa zwei Weltkriege und mehrere Diktaturen mit schrecklichen Folgen für ganze Völker aufbürdeten, dann dürfte sich für die ältere Generation und die Zeitzeugen eigentlich eine solche Frage nicht stellen. Ich habe es immer als selbstverständliche Pflicht angesehen, auch und gerade bei aktuellen Debatten auf den historischen Zusammenhang zu verweisen. Manche kleinkarierte politische Diskussion ergibt sich schlicht aus dem Mangel an historischen Kenntnissen.

Daß meine eigene Motivation natürlich in erster Linie aus dem persönlichen Erleben und der nun schon über Jahrzehnte andauernden Bearbeitung des Nachlasses meines Vaters herrührt, liegt auf der Hand. Je größer der Abstand zum aktiven Berufsleben wird, desto mehr empfinde ich die hier liegenden Aufgaben als Verpflichtung. Aber auch unabhängig hiervon meine ich, daß in einer Zeit größter kultureller, geistiger und technologischer Umbrüche die Weitergabe von Lebenserfahrungen und Erkenntnissen an die nächste Generation von Nutzen sein kann. Erste Ergebnisse – zum Beispiel durch die Mitarbeit pensionierter Lehrer, Werkleiter und Unternehmer in Projekten der Entwicklungshilfe – ermuntern zu weiteren Experimenten. Auch die ehren-

amtliche Mitarbeit älterer Menschen in Institutionen und Organisationen der Wohlfahrtspflege wären hier zu nennen, wenn auch der materialistische Zeitgeist mit dem Ideal persönlichen Reichtums und individualistischer Vorteilsnahme, und der im Zuge eines mißverstandenen Liberalismus immer weiter um sich greifende Mangel an Gemeinsinn, solche Bestrebungen oft genug mühselig erscheinen läßt.

Auch auf dem Gebiet des geistigen und kulturellen Lebens werden die bisher brachliegenden Potentiale kooperationsbereiter und befähigter älterer Menschen oft nur unzureichend genutzt. Hier kommen auch die wieder einmal als Neuerung propagierten Möglichkeiten einer gemeinwohlorientierten „Bürgerarbeit“ ins Spiel. Als ob es die selbstverständliche Bürgerarbeit nicht auch schon früher gegeben hätte. Schließlich müssen auch die Hochschulen und Universitäten angesprochen werden. Im Gegensatz zu den Vereinigten Staaten, in denen der „Ein-Dollar-Mann“ in Regierungen und Universitäten durchaus üblich ist, scheint die deutsche Beamten-Universität nur selten in der Lage zu sein, lebenserfahrene Praktiker und nicht-universitäre Wissenschaftler, die sich gerne zu freiwilliger Mitarbeit in ihren Spezialgebieten zur Verfügung stellen würden, für Lehre und Forschung nutzbar zu machen. Auch die hier brachliegenden Potentiale, die allein wegen der anwachsenden Lebenserwartung in den letzten Jahrzehnten immer größer geworden sind, werden nur unzureichend genutzt.

Der „Vorzug des Alters“ im Sinne des Wortes von Wilhelm von Humboldt, der dazu befähigt, die Dinge der Welt „mehr in das innere Licht der Gedanken zu stellen,“ unterliegt ganz gewiß, was den Gegenstand der Betrachtung anbetrifft, der subjektiven Entscheidung jedes Einzelnen. Der eine wird sich in die Isolierung oder auf Reisen begeben, der andere alte Sprachen lernen, Kunstgeschichte studieren oder der Familiengeschichte nachforschen.

Aber es wird immer auch Mitmenschen geben, die im Alter befähigt und in der Lage sind – und die daran Freude haben – ihre eigenen Kräfte in freiwillige Mitarbeit an gesellschaftlich wichtigen Aufgaben einzubringen. Die hier liegenden Potentiale stärker zu nutzen als bisher, und die möglichen Formen einer solchen Nutzung im einzelnen zu definieren und sie auf Praktikabilität zu überprüfen, bleibt eine sinnvolle Aufgabe.

## **Anhang**

### **Von „judenfeindlicher Gesinnung“ war nie etwas zu spüren**

Zum 100jährigen Greifswalder Doktorjubiläum  
des Abgeordneten Dr. med. Julius Moses

*Vortrag von Prof. Dr. Kurt Nemitz am 21.Juni  
1994 im Institut für Geschichte der Medizin der  
Ernst Moritz-Arndt-Universität Greifswald (Direk-  
tor: Prof.Dr.med. Heinz-Peter Schmiedeback).*

Als vor einiger Zeit angefragt wurde, ob ich bereit sei, anlässlich des 100jährigen Greifswalder Doktorjubiläums über Leben und Werk meines Vaters, des Arztes und Reichstagsabgeordneten Dr. med. Julius Moses, zu sprechen, habe ich sofort und gerne zugesagt. Nicht zuletzt möchte ich auch auf diese Weise allen denjenigen meinen Dank abstaten, die mir bereitwillig geholfen haben, etwas mehr über seine hiesigen Studienjahre und das intellektuelle und gesellschaftliche Klima jener Zeit zu erfahren.

## I.

Über den Anteil jüdischer Wissenschaftler an der Entwicklung der Medizin und der Ausgestaltung des Gesundheitswesens in Deutschland ist viel geschrieben worden. Vor einem Jahrhundert wies z.B. Rudolf Virchow bewundernd darauf hin, „mit welchem Eifer und welcher Gelehrsamkeit jüdische Ärzte des frühen Mittelalters für die Erhaltung und Förderung der Medicin tätig gewesen sind.“ Als er auf dem internationalen medizinischen Kongreß in Rom 1893 seiner Zuhörerschaft diesen Hinweis vortrug, gab es schon die vielfältigsten Formen antisemitischer Polemik – nicht zuletzt gefördert durch die Kampagnen des Berliner Hofpredigers Adolf Stoecker und des Historikers Heinrich von Treitschke, dessen Parole „Die Juden sind unser Unglück“ später von den Nationalsozialisten aufgegriffen und instrumentalisiert wurde. Heute wissen wir, wie groß die Akzeptanz dieser Hetze bei den Konservativen und in der deutschen Universitätslandschaft war, und wie sehr diese Haltung dazu beitrug, später den intellektuellen Boden für die mörderische Judenpolitik der Nationalsozialisten zu bereiten.

Wenn wir uns heute aus Anlaß des 100jährigen Greifswalder Doktorjubiläums des Arztes und Parlamentariers Julius Moses zusammengefunden haben, dann wollen wir nicht nur in guter akademischer Tradition an die wechselvolle Geschichte dieser ehrwürdigen Universität erinnern, sondern auch einen Beitrag zu jenem Prozeß der historischen Nachdenklichkeit über das Schicksal deutscher Juden leisten, den wir – nicht nur in der Bundesrepublik, sondern vor allem auch in der früheren DDR – oft genug vermißt haben.

Können wir hoffen, daß nun in der wiedervereinigten Bundesrepublik – und wir freuen uns darüber, daß wir z.B. hier in Greifswald wieder ohne Bespitzelung frei diskutieren können – eine neue Generation die Aufarbeitung der Vergangenheit in eigene Hände nimmt? Ich bin optimistisch. Denn an vielen Orten rührt sich ein entschlossener Wille, die noch vorhandenen Quellen zu sichern und zu bewerten. Erfreulicherweise ist in den letzten Jahren die Zahl von Veröffentlichungen, Ausstellungen, lokalen Initiativen und Vortragsveranstaltungen angewachsen, in denen auf jene Periode der deutschen Geschichte verwiesen wird, in der jüdische Wissenschaftler, Ärzte, Künstler, Abgeordnete und Wirtschaftler mit bedeutenden Leistungen mithalfen, dem deutschen Namen Geltung und Ansehen zu verschaffen.

Leider sind in den Wirren der Kriegszeit sowie durch Verfolgung, Flucht und Emigration viele historisch wichtige Quellensammlungen verloren gegangen. Umso dankbarer kann man dafür sein, daß es gleichwohl gelang, einige

Nachlässe durch die NS-Zeit hindurch zu retten. Hierzu gehören auch die Papiere von Julius Moses, die er – in 69 Akten geordnet – zwischen 1933 und 1940 zusammengestellt hat, und die von meiner Großmutter der Reichstagsabgeordneten Anna Nemitz, obwohl ebenfalls gefährdet, in ihrem Haus in Berlin – Köpenick verwahrt wurden.

## II.

In diesen Papieren finden sich auch Erinnerungen von Moses an seine Schul- und Universitätszeit zwischen 1880 und 1893 in Greifswald. Es sind dies Erinnerungen eines 70jährigen an eine „Besonnte Vergangenheit“ (durchaus im Sinne des berühmten Buches des Mediziners Carl Ludwig Schleich, das er so sehr geschätzt hat). Lassen wir ihn zu Wort kommen! Ich zitiere aus einem Text, den Julius Moses im Jahre 1938 – also während der Nazi-Zeit – niedergeschrieben hat:

„In diesem Alter von 12 Jahren trat der große Umschwung in meinem Leben ein: mein Onkel Moritz in Greifswald, also der Zwillingenbruder meines Vaters, selbst kinderlos, hatte sich bereit erklärt, mich zur weiteren Ausbildung und zum Besuch eines Gymnasiums zu sich nach Greifswald zu nehmen. Die Eltern waren beglückt, ich selbst hocherfreut, und so ging es denn am 1. Okt. 1880 auf die Reise von Posen nach Greifswald. Die Fahrt ging über Stettin.

Dort wohnte ein Neffe meiner Eltern: bei ihm machten wir Station. Dort in Stettin der erste Besuch eines großstädtischen Theaters. Die grandiose Aufführung von Julius Caesar durch die damals so berühmte Meininger Schauspielertruppe machte auf mich einen tiefen und nachhaltigen Eindruck. In Greifswald galt es zunächst einige Schwierigkeiten bei dem Besuch des Gymnasiums zu überwinden. Ich hatte in Arnswalde auf der Volksschule selbstverständlich ebensowenig die Anfangsgründe von Latein wie Griechisch erlernt.

Greifswald, an der vorpommerschen Ostseeküste gelegen, davor gelagert die herrliche Insel Rügen, mit der Greifswald schon damals eine eigene Dampferverbindung unterhielt, dieses wunderbare Eiland, das ich dann in der Gymnasial- wie noch mehr in meiner Studentenzeit so oft in Gemeinschaft mit Kameraden durchstreifen und durchqueren durfte. In den Ferien meiner

Schülerzeit war ich meist zu Gast bei meinem Onkel in Stralsund. Nur die großen Ferien durfte ich bei meinen Eltern in Arnswalde zubringen, also nur einmal im Jahre nach Hause fahren.

An meine Schülerzeit zu Greifswald knüpfen sich viele schöne Erinnerungen. Ich habe während dieser Zeit nie etwas von judenfeindlicher Gesinnung meiner Kameraden mir gegenüber zu spüren bekommen, *Nie!* Vielleicht kam es auch daher, daß dieses kleine Vorpommern mit seiner Universität, der ältesten Preußens, gegründet i. J. 1415, nach dem 30jährigen Kriege, also i. J. 1648 an Schweden gefallen war und erst i. J. 1815 wieder ein Landesteil von Preußen wurde. Noch zu meiner Zeit wurde nicht, wie in fast allen Städten Preußens, traditionell ein Schützenfest, sondern das Schwedenfest gefeiert. Greifswald hatte immer eine freigesinnte Bürgerschaft, und auch zu meiner Zeit dokumentierte es sich darin, daß es im Reichstag stets durch liberale Abgeordnete – vielfach bekannte Professoren der Universität – vertreten war. Juden gab es dort außerordentlich wenig. Unter den 27000 Einwohnern nur 60 jüdische Seelen. Heute werden es, wie in allen kleinen Städten Deutschlands, wahrscheinlich noch viel weniger sein. (1938 überhaupt kein Jude mehr!) Unter den Professoren der dortigen Universität einige getaufte Juden: so der bekannte Rechtslehrer Behrend und der Historiker Bernheim. Eine interessante Erscheinung der dortigen Universität war der Oberbibliothekar Professor Babad, ein frommer gallicischer Jude, der mich in sein Herz geschlossen und mir, dem Medicinstudierenden, während meiner Studienzeit Unterricht im Hebräischen, selbst im Talmud, gegeben, und der mich, neben meinem Vater und meinem Onkel, besonders für die jüdische Geschichte, überhaupt das Judentum, zu begeistern gewußt hat. Einen Tempel gab es in Greifswald nicht.

Mein intimster Schulfreund war Louis Gube, der Sohn eines reichen Fabrikbesitzers in Ueckermünde. Mit ihm verband mich während der Schulzeit das innigste freundschaftliche Verhältnis. Wir waren als Jungens unzertrennlich, hockten immer zusammen. Und dieses innige freundschaftliche Verhältnis blieb mit wechselnder Intensität bis zu seinem Tode. Er starb an den Folgen des Weltkrieges, den er als Kommandeur einer Maschinengewehrabt. mitgemacht. Während der Studienzeit kamen wir weniger zusammen, da er nie in Greifswald studiert hat. Nach dem Kriege war er nach Berlin gezogen, und hier nahmen wir die alten freundschaftlichen Beziehungen wieder auf. Noch kurz vor seinem Tode konnte ich ihm in meiner Eigenschaft als Mitglied des Reichstages und alter Freund einen wirklichen Freundschaftsdienst leisten.

Von unseren Lehrern am Gymnasium könnte ich hier vieles und überaus Interessantes berichten. Das aber würde zu weit führen. Daß auch wir zu der damaligen Zeit – es waren die Jahre 1880 – 1888 – mit stumpfsinnigem Auswendiglernen von Namen und Zahlen gequält und gepeinigt wurden – leerer Gedächtniskram – braucht niemand Wunder zu nehmen, der einige Schilderungen der damaligen Lehrertypen aus Ecksteins später berühmt gewordenen „Schulhumoresken“ mit hämischem Vergnügen gelesen. Grammatische Turnerei wurde bis zum Ekel getrieben. Als Gegenmittel wurden Mogelei und Lehrerverspottung neben weniger anständiger Auskundschaftung und Spionage des privaten Lebens unserer Pauker mit Wollust getrieben. Nicht nur mit Wollust, sondern auch mit einem Raffinement, ja man könnte schon sagen unglaublicher Rohheit und Rücksichtslosigkeit. Es gab übrigens unter uns einige Mitschüler, die es in der Kunst des Mogelns zu geradezu erstaunlichen Leistungen gebracht hatten. – Gewiß hat sich heute manches geändert und gebessert. Solche Typen von Lehrern, wie wir sie damals in Greifswald in nicht geringem Umfang aufzuweisen hatten, dürfte es heute wohl kaum noch geben.

Meine Lieblingsfächer auf dem Gymnasium waren deutsche Literatur und deutsche Geschichte. Meine Aufsätze hatten zumeist eine gute Censur. Mathematik dagegen war meine besondere Schwäche. Ich habe während meiner Gymnasialzeit viele Bücher und in den oberen Klassen besonders viel Literatur und deutsche Geschichte des 19. Jahrhunderts gelesen, ja geradezu durchstudiert.

Und dieses Studium habe ich nicht nur als Student, – wohlgerne als Student der Medicin – fortgesetzt und ständig Vorlesungen geschichtlicher und literaturgeschichtlicher Natur auf der Universität gehört: ich bin dieser Vorliebe und diesen Studien während meines ganzen Lebens treu geblieben und hatte mir eine solche Kenntnis auf diesen beiden Gebieten angeeignet, daß ich schon als ganz junger Mensch in Vereinen, in Logen, in politischen Parteien selber solche Vorlesungen und Kurse über deutsche Literatur und deutsche Geschichte des 19. Jahrhunderts abgehalten habe und abhalten konnte.

Mit besonderem Vergnügen erinnere ich mich der folgenden Tatsachen: mein früherer Rektor der Volksschule zu Arnswalde, Dr. Horn, hatte mich beim Abschied von unserer Schule aufgefordert, ihn, wenn ich in den Ferien zu Hause bin, stets zu besuchen. Er ließ sich dann immer ganz ausführlich von meinem Werdegang unterrichten und besonders mußte ich ihm erzählen, welche Fächer mich am meisten interessierten. Mit großer Freude hörte er

von meinen Studien der Literatur und Geschichte. Nun existierte auch in Arnswalde, wie in den meisten kleinen Städten Deutschlands, ein sogenannter Bürgerverein, der es sich zur Aufgabe gestellt, in Vorträgen aus den verschiedensten Kulturgebieten Bildung und Aufklärung unter den Bürgern zu verbreiten. Als ich wieder einmal so im Jahre 1889 meinem früheren Rektor Dr. Horn meinen Besuch gemacht hatte, forderte er mich auf, da er meine Vorliebe für deutsche Literatur kannte, doch auch einen Vortrag im Bürgerverein über das Leben und Wirken eines deutschen Dichters zu halten. Der Vortrag sollte dann am Ende des vierten Semesters vor sich gehn und ich hätte ja noch einige Monate Zeit, die Ausarbeitung vorzunehmen. Ich fühlte mich natürlich hoch geehrt durch einen solchen Antrag und nahm dankend an. Ich schlug ihm vor, über Josef Viktor von Scheffel sprechen zu dürfen. Wir waren bald einig, er gab mir noch einige Ratschläge und so beschäftigte ich mich während des dritten Semesters meiner Studentenzeit mindestens ebenso sehr mit dem Studium von Scheffels Leben und Werken, als mit der Anatomie und Physiologie des menschlichen Körpers. Dann stieg in Arnswalde mein Vortrag vor vollbesetztem Hause, und im Arnswalder Kreisblatt erschien ein ganz ausführlicher und langer Bericht über meinen Vortrag, der allerseits großen Anklang gefunden hätte etc. etc. –

Man kann sich denken, wie stolz meine Eltern auf ihren Sohn, den Studenten, waren, obwohl weder Vater noch Mutter, noch ein anderer großer Teil der Zuhörer jemals irgend etwas von dem J. V. von Scheffel, dem Dichter, und seinen Werken gehört hatten.

Viele Jahre hindurch hatte ich mir diese Nummer des Arnswalder Kreisblattes mit dem Bericht über meinen ersten Vortrag aufbewahrt. Sie ist aber leider, wie so vieles, was meine Nachkommen interessieren könnte, weil man es selbst nicht für so wertvoll gehalten, um es sorgfältiger aufzubewahren, verloren gegangen. Heute würde auch mich die Lektüre dieses Berichtes noch außerordentlich interessieren. Jedenfalls, um das nochmals zu betonen, war meine Jungferrede ein großer Erfolg, das hat auch der Vorsitzende des Bürgervereins, mein früherer Rektor, in der Versammlung selbst mit großem Nachdruck betont.

Daß es übrigens auch unter unseren Greifswalder Lehrern in den oberen Klassen einige, wenn auch leider nur ganz wenige gegeben, die trotz aller Eigenarten, stark auf uns eingewirkt haben, dafür soll das folgende, im Greifswalder Tageblatt erschienene Gedicht, Kenntnis geben. Professor Lademann, genannt X – warum so, weiß ich nicht, – war in der Prima unser Lehrer für

deutsche Literatur. Auf Stunden bei ihm freute ich mich immer ganz besonders. Er war ein geistvoller und wissensreicher Lehrer. Und wie wußte er uns zu begeistern für die herrlichen Schöpfungen unserer großen Dichter! Ja, und das war charakteristisch für ihn; wie war er selbst begeistert, wenn er, – übrigens öfter als nur einmal, – von dem hohen dichterischen Wert der Psalmen sprach und sie zitierte und rezitierte!

Das Gedicht sollte Zeugnis für ihn und uns ablegen:

*Am Grabe des Professor Lademann.*

Der Mann, an dem wir alle hingen,  
 Der uns ein Freund und Lehrer war –  
 Nun klang wie müdes Glockenklingen  
 Sein Leben aus für immerdar;  
 Er, der aus goldenem Gemüthe  
 Manch herzerfreuend Wort uns bot  
 Und manche reiche Geistesblüthe –  
 Nun ist er todt.

Lang war die Welt in Schnee begraben:  
 Wie mag ihn in des Zimmers Gruft  
 Die Sehnsucht überkommen haben  
 Nach Maiengrün und Veilchendurft;  
 Und nun die weichen Lüfte wehen  
 Und sonn'ger Tage Morgenroth  
 Aufleuchtet über Wald und Höhen –  
 Nun ist er todt.

Ein Geist, so reich: in tausend Bildern  
 Das Leben spiegelnd wunderbar,  
 Der Mund ihm, so beredt zu schildern,  
 Das Wort so tief, der Blick so klar;  
 Daß schon die Schauer ihn umwandten  
 Von seines Leidens bitt'rer Noth,  
 Ihr habt es nie genug verstanden –  
 Nun ist er todt.

Und es gedieh, was er erfaßte;  
 Nicht fragt' er lang, warum und wie;  
 Ein Greuel war ihm die verhaßte  
 Staubschluckende Pedanterie,  
 Nie ließ er sein Gewaffen rosten,  
 Der Erste nach der Pflicht Gebot;  
 Er war ein Mann auf seinem Posten –  
 Nun ist er todt.

Wir waren jung und träumten lieber  
 Uns in den blauen Sommertag,  
 Der hinterm Fenster leuchtend über  
 Den Dächern und den Feldern lag;  
 Da weckte, wie Brillantgefunkel,  
 Sein Witz uns, der so heiter loht,  
 Ein Sonnenblitz aus Regendunkel –  
 Nun ist er todt.

Zum Friedhof trug man Dich hinüber  
 Dort schläfst Du in der engen Gruft;  
 Der Himmel spannt sich leuchtend drüber  
 Und Lerchen jubeln in der Luft –  
 Vergessenheit wächst mit den Jahren  
 Und überwuchert Lust und Leid –  
 Wir werden treu Dein Bild bewahren  
 Für alle Zeit.

Im allgemeinen kann ich von mir sagen, daß ich weder während der Schulzeit noch auf der Universität ein Philister, ein Banause oder Eigenbrötler gewesen bin. Ich war immer „mitten mang“, wie der Urberliner zu sagen pflegt. Nur in einem konnte ich weder auf der Schule, noch später als Student mitmachen und mithalten: Im Trinken! Trinken, d.h. sinnlos sich betrinken, mehrmals in der Woche, gehörte dazu, wenn man ein richtiger Student werden und sein wollte. Die Kneipabende, mit ihrem Saufcomment, ihren Kneipliedern, ihren Burschenliedern, die Kommerse etc., das alles gehörte damals zum Studententum. Ich besitze ein deutsches Kommersbuch, das mir mein Freund

Louis Gube zu meinem zwanzigsten Geburtstag, also 2. Juli 1888, geschenkt hat, und zwar, wie es in der Widmung heißt: „zur freundlichen Erinnerung an die Schuljahre in Greifswald“. Mich widerte dieses Heldentrinken an – manche haben es auf 20 und mehr Glas Bier an einem Abend gebracht, und wurden als Helden angestaunt, – manche hatten eine unglaubliche Routine im Schnell- und Wett-trinken, also dieses Saufen, dieser Saufcomment widerte mich an. Es wurde bei uns schon früh auf der Schule, der Penne geübt. Saufgelage, die ich mitmachen mußte, denn ich durfte mich nicht ausschließen, wurden mir geradezu zu einer körperlichen und seelischen Pein.

Dem allgemeinen Frozzeln bin ich nur dadurch entgangen, daß ich zumeist als Redner bestimmt wurde zu allerlei Bierreden, und bei besonderen festlichen Gelegenheiten mußte ich auch das Programm entwerfen und eigene Lieder bringen: Zumeist natürlich Satyren auf die Pauker, aber auch auf die Mitschüler. Ich besitze leider kein einziges dieser meiner unsterblichen Lieder mehr.

Auch keine Abschrift von den vielen Liebesliedern, die ich damals gedichtet, so daß derjenige, der einmal meine unsterblichen Gesamtwerke herauszubringen gewillt, hier vor einem Vacuum, einer völligen Leere steht. Schade, auf ewig schade für die Nachwelt.

Während meiner Studienzeit kam ich auch zum ersten Mal in nähere Berührung mit der Presse und zwar mit dem Greifswalder Tageblatt. Ich hatte der Redaktion eine ausführliche Kritik über eine Vorstellung im Greifswalder Stadttheater eingesandt: Redaktion und Verlag baten mich um meinen Besuch. Man legte mir nahe, eine Zeit lang ständig die Theaterkritik zu übernehmen, allerdings könne man dafür nur einige Auslagen entrichten, da der Etat der Zeitung ohnehin allzusehr belastet wäre: selbstverständlich unter Gewährung einer Dauer-Freikarte für das Theater. Ich nahm trotzdem an, da ich mir ja ohnehin schon außerordentlich geschmeichelt vorkam, und so wurde ich Theaterkritiker in Greifswald und zwar nicht nur für das Schauspiel und Lustspiel, sondern auch für Oper und Operette. (Nebbich!!) Ich brachte für diesen Beruf nichts mit als Gottvertrauen und jugendliche Schnellfertigkeit mit dem Worte. Wie viele junge Schriftsteller, die noch nichts produziert haben, fing auch ich mit der Theaterkritik an. Es war gewissermaßen der Eintritt in das öffentliche Leben.

Ich hatte zu meinen Kritiken richtige Vorstudien gemacht, dicke Bücher aus der Universitätsbibliothek gewälzt, mir große Mühe gegeben, etwas Ordentliches zu leisten und war dann immer stolz darauf, mich gedruckt zu sehn.

Allerdings hatte ich meinem Onkel und meinen Freunden zunächst nichts verraten: ich blieb incognito. Nur die Künstler wußten von meinem neuen Beruf.

Die Theaterkritik einer kleinen Provinzialstadt gehört zu den Lebensfreuden, die Schiller sehr richtig als nicht ungemischt bezeichnet hatte. Das Repertoire war ein sehr gemischtes. Das Ensemble noch gemischer. Und die Musik – von der Greifswalder Stadtkapelle mit einigen wenigen Musikern gestellt – am allgemischtesten. Die Kritik konnte und durfte sich nicht auf die Unfähigkeit mancher Darsteller und Sänger – männlichen wie weiblichen Geschlechts stürzen: Abschlachtungen lagen nicht im Interesse des Theaters wie der Stadt, das zu beherzigen hatten mir ja Redaktion wie Verlag dringend auf die Seele gebunden. – Das sog. gebildete Publikum, also die Akademiker, die Professoren und deren Angehörigen, die doch immerhin an gute Aufführungen in der Großstadt gewöhnt waren, besuchten die Theater sehr wenig, die Studenten meist nur, um ihren Ulk dort zu treiben, sehr zum Verdruß der Künstler, aber gegen die Studenten durften die „Philister“ in den kleinen Universitätsstädten nicht aggressiv werden.

So war es kein Wunder, daß namentlich gegen den Schluß der Wintersaison hin regelmäßig die Vorstellungen immer uninteressanter wurden, das Haus immer leerer, bis dann vielfach eines schönen Tages der Direktor mit der Kasse durchbrannte und die armen, geprellten Künstler auf Teilung spielen mußten, um wenigstens das allernotwendigste zum Leben – bei gewohnheitsgemäßem Schuldigbleiben der Miete – noch zu erraffen. Ich habe das in meiner theaterkritischen Amtszeit, also als daran Beteiligter 2mal erlebt. Von dem Elend dieser „Künstler“ kann man sich kaum einen Begriff machen. – Also meine Kritiken waren immer sehr vorsichtig abgefaßt. Im ersten Teil: eine ausführliche Inhaltsangabe mit Sinn und Tendenz des Stückes und seiner dichterischen und dramatischen Bedeutung: da schritt dann die Kritik auf hohem Kothurn einher, und im 2. Teil der Kritik wurden die guten Künstler – und es gab auch solche dort, die sehr gut auch an größeren Bühnen hätten spielen können – gelobt, über die Leistungen der anderen wurde der Mantel der christlichen Liebe ausgebreitet, genau nach dem Wunsche von Redaktion und Verlag, wo man hätte mit Keulen dreinschlagen müssen. Aber ich muß heute sagen, daß mir gerade Anerkennung mancher jugendlicher Künstler damals viel Freude gemacht hat, und man die Wahrheit des Wortes, daß „Anerkennung das Brot des Geistes ist“ gerade bei jungen Künstlern so oft bestätigt findet. Sie beflügelt die Lust am Schaffen, stützt und fördert den Anfän-

ger und kein geringerer als Shakespeare hat ja auch schon im „Wintermärchen“ gesagt:

Fütt'r' uns mit Lob wie junge Vögel!!

Die gute Tat, die ungepriesen stirbt,

Würgt tausend and're, die sie zeugen könnte.

Als Theaterkritiker spielt man natürlich bei den Künstlern eine große Rolle. Man ist ein Faktor, mit dem die Künstler zu rechnen haben. Und so war auch ich mir meines Wertes in dieser Gemeinschaft voll bewußt. Ich war ein gern gesehener Gast im Kreise der Künstler. Das führte schließlich dazu, daß ich, so oft ich im Theater war, nach Schluß der Vorstellung immer gern bei diesem Völkchen weilte und ich muß heute rückblickend sagen, daß ich in diesem Kreise sehr vergnügte Stunden verlebt habe. Zumal diese Leute oder wenigstens einige unter ihnen vieles und sehr Interessantes zu erzählen hatten, über viel Witz und Humor verfügten.

So plauderten und scherzten wir dann in angeregter Stimmung meist über die Mitternacht hinaus, bis der alte „Neckes“ – ich weiß heute noch seinen Namen, trotzdem es doch schon über 45 Jahre her sind – in allem Ernste und tiefem Basse kategorisch erklärte: „Aber jetzt gehn mer daheeme und machen ins Bette“! Trotz aller Zores, die ihnen schon zur Gewohnheit geworden, ein lustiges Völkchen: man könnte sich nach solchen Stunden heute, wo man selber solche Zores hat, direkt zurücksehnen. Daß ich in diesem Kreise auch sehr nette Damenbekanntschaften gemacht habe, muß ich als getreuer Chronist ebenfalls noch berichten. Doch schweigt des Kritikers Höflichkeit über manches Schäferstündchen.

In dieser meiner Eigenschaft als Theaterkritiker habe ich auch Kurt Geucke kennengelernt, Geucke, der damals auch Schauspieler am dortigen Stadttheater gewesen, Geucke, der in meinem Leben eine große Rolle gespielt und der heute als „völkischer Kampfdichter“ gepriesen wird, ein wirklicher Dichter, dessen Bedeutung ich als einer der ersten erkannt habe. Ich muß hier über ihn sprechen, da es jetzt gewissermaßen ein zeitgemäßes literarisches Thema ist und Geucke in eine führende Rolle unserer heutigen Dichtkunst gelangt ist und mir, das kann ich wohl sagen, sehr viel zu danken hat. Auch, wenn er es heute vielleicht nicht mehr haben will, als wahr anerkennen will, was ich üb-

rigens nicht weiß. Ich habe ihn persönlich seit beinahe vierzig Jahren nicht mehr gesprochen, gesehen habe ich ihn zum letzten Male i. Jahre 1901 bei der Erstaufführung seiner Königstragödie „Sebastian“ im Hoftheater zu Dresden unter der Regie des Grafen Seebach.

Nach bestandenen Abiturientenexamen im August des Jahres 1888 wurde ich im Oktober desselben Jahres in der medizinischen Fakultät zu Greifswald feierlichst immatrikuliert. Ich bin der Alma Mater Gryphiswaldensis mein ganzes Studium hindurch treu geblieben. Habe alle meine Semester hindurch dort absolviert und ebenso alle meine Examina dort bestanden. Habe eine andere Universität als Student oder Assistent nicht kennengelernt. Ich kann von mir nicht behaupten, daß ich in den ersten 4, also sog. vorklinischen Semestern ein besonders fleißiger Student gewesen. Mich haben die Vorlesungen in der Zoologie, Botanik, Chemie und Physik, die man ja belegen mußte, nicht besonders interessiert. Nur die Physiologie und Anatomie, insbesondere die Präparierübungen an Leichen hatten größeres Interesse in mir hervorgerufen.

In den anderen Fächern hatte ich zum Examen, dem tentamen physikum, gerade noch so viel „gebüffelt“, daß ich mit Ehren darin bestehen konnte. Viel unnötiger Ballast.

Und nun müßte ich an dieser Stelle auch etwas Allgemeines über die medizinische Fakultät in Greifswald, die Professoren der Medizin, also meine Lehrer etc. erzählen. Das aber wäre nicht so einfach gewesen. Und da kommt mir gerade zur rechten Zeit eine in der Deutsch-medizinischen Wochenschrift von Theodor Mallade im Juni 1938 veröffentlichte Arbeit über „Greifswald“ in die Hände, die in ausgezeichneter und zusammenfassender Weise diese med. Fakultät und die in ihr wirkenden Lehrer und Professoren behandelt. Und diese Arbeit schildert in so anschaulicher Weise das Leben des medizinischen „Greifswald“, daß ich das von mir bereits niedergeschriebene Manuscript vernichtet habe und den Aufsatz von Mallade statt des meinen an dieser Stelle als dem weitaus besseren und anschaulicheren in meine „Erinnerungen“ hineinnehme. Man soll etwas, was ein anderer gut gemacht hat, nicht noch besser zu machen versuchen.

An die Person meines Lehrers Löffler knüpft sich noch eine besondere Erinnerung. In dem Aufsatz von Mallade ist darauf hingewiesen worden, daß Löffler sich auch um die Bekämpfung der Mäuseplage durch Impfung mit seinem Bacillus typhimurium verdient gemacht habe. Damals hatte diese Mäuseplage ganz besonders in Thessalien, also in Griechenland, so furchtbar gewütet, daß dieses Land in die Gefahr einer Hungersnot geraten war. Löff-

lers Verdienst ist es gewesen, diese Gefahr von Griechenland abgewandt zu haben. Er war nach seiner Rückkehr von dort „wie ein Fürst geehrt worden“. Seine erste Vorlesung nach Wiederaufnahme seiner Lehrtätigkeit in Greifswald benutzte er, um seinen Hörern einen umfassenden Bericht über seinen Feldzug in Thessalien zu geben. Ich nahm diesen seinen Bericht stenografisch auf – ich hatte mich auf der Schule schon viel mit Stenografie beschäftigt und ihren Wert frühzeitig erkannt – und aus diesem Stenogramm stellte ich ein umfassendes Feuilleton zusammen, das ich sofort an die Redaktion des „Berliner Tageblattes“ einsandte. Es wurde mit nur wenigen Änderungen in seinem ganzen Umfang aufgenommen und bald hatte mir das Blatt das fürstliche Honorar von 20 Mark, man denke: zwanzig Mark, eingesandt. So viel Geld hatte ich noch nie in meinem Besitz gehabt.“

\* \* \*

Soweit die (bisher unveröffentlichten) Erinnerungen von Julius Moses an die Schul- und Studienzeit in Greifswald. Es handelt sich wahrlich um einen Rückblick auf eine „besonnte Vergangenheit“. Man spürt die Erleichterung, die sich in der schlimmen Zeit der Untätigkeit nach 1933 einstellte, als er diese Erinnerungen niederschrieb. Und einem gütigen Schicksal ist es zu verdanken, dass auch die Zeugnisse aus der Schul- und Jugendzeit, die er sorgfältig aufbewahrt hatte, durch die Wirrnisse unseres Jahrhunderts hindurch gerettet werden konnten.

Das von der Königlichen Prüfungskommission ausgestellte „Zeugnis der Reife“ trägt das Datum vom 23. August 1888 mit dem Siegel „Salus Scholae-Salus Civitatis“, bestätigt vom „Königlichen Prov. Schul-Collegium v. Pommern“. Danach war, „sein Betragen sehr gut, sein Fleiss genügte, liess aber echte Anspannung der Kräfte vermissen.“ Das bezog sich wohl vor allem auf die Mathematik, in der ihm „nicht genügend“ bescheinigt wird. Dagegen strahlten die Kenntnisse in Deutsch umso heller: „M. vermag, wie auch der Prüfungsaufsatz zeigt, ein in seinem Gesichtskreis liegendes Thema richtig aufzufassen und im ganzen wohlgeordnet und in korrekter Weise darzustellen. Mit den Epochen und Hauptwerken der deutschen Litteratur ist er genügend, zum Theil gut bekannt.“ Gleichwohl reicht es auch hier nur zum „genügend“. Der Abiturient beabsichtigt Medizin zu studieren.

Nur einige Wochen später, am 26. Oktober 1888 findet die Immatrikulation an der Universität Greifswald statt. Und dann folgen die Studienjahre mit Belegungen bei den Professoren Sommer (Anatomie), Ballowitz (Knochen und Bänderlehre), aber schon im 2. Semester „Schillers Dramen“ bei Prof. Reif-

ferschaidt. Weitere Lehrer sind u.a. die Professoren Grawitz (Pathologie), Mosler (Diagnostik), Helferich (Chirurgie) sowie Loeffler (Hygiene). Hinsichtlich seines Verhaltens auf der Universität „ist Nachtheiliges nicht bekannt geworden.“ Das bescheinigt jedenfalls das vom Rektor Helferich unterzeichnete Abgangszeugnis vom 8. März 1893. Die Prüfung vor der ärztlichen Prüfungskommission in Greifswald wird am 3. November 1893 mit dem Prädikat „genügend“ abgelegt.

Noch im gleichen Monat, nämlich am 20. November 1893, stellt der „Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten“ in Berlin die Approbation aus.

### III.

Im Lebensweg von Moses verkörpert sich das Schicksal eines in der Öffentlichkeit zu hohem Ansehen gelangten deutschen Juden, der in vielfältiger Weise nicht nur als Arzt, Wissenschaftler und Gesundheitspolitiker tätig gewesen ist, sondern auch als kämpferischer Demokrat, als Schriftsteller, Parlamentarier und als Vertreter jüdischer Interessen. Mit zahlreichen Beiträgen zur Literatur und Geschichte hat er sich an der geistigen und kulturellen Auseinandersetzung seiner Zeit aktiv beteiligt. Eine vorläufige Bibliographie seiner Schriften, Artikel und Reden umfaßt über 300 Positionen.

Julius Moses wurde am 2. Juli 1868 als Sohn eines Handwerkers in Posen geboren. Nach dem Besuch des Gymnasiums und der Universität Greifswald ließ er sich 1893 als praktischer Arzt in Berlin nieder, wo er – wie es mit der gebotenen Vorsicht in der „Großen jüdischen National-Biographie“ von S. Wininger dargestellt wird – „öffentlich politisch tätig war und sich mit den Problemen der Judenfrage und Sozialpolitik befasste“.

Schon 1895 ist die erste politische Aktion fällig: der achtundzwanzigjährige frischgebackene Doktor der Medizin hält bei der Märzfeier des Deutsch-Freisinnigen Arbeitervereins in Berlin die Gedächtnisrede. Er weist auf die bevorstehende fünfzigste Wiederkehr des 18. März 1848 hin und betont, „daß in einer denkmalswütigen Zeit, in der man jedem, auch dem unbedeutendsten sproß aus dem Hohenzollernhaus, ein Denkmal setze, auch das Volk seiner-

seits den Männern, die ihr Leben im Kampfe für die Freiheit des Volkes gelassen, ein Denkmal schulde“.<sup>1</sup>

Um die Jahrhundertwende widmet Moses sich auch jüdischen Angelegenheiten. Sein 1902 in Buchform veröffentlichter Vortrag „Das Handwerk unter den Juden“ ist ein leidenschaftlicher Aufruf zur Überwindung der Lethargie, zu mehr Selbstachtung und zur Selbsthilfe durch verbesserte Organisation. Die Gemeinde wurde aufgerufen, sich selbst mehr für die Handwerksbetriebe zu engagieren. Der Verein selbständiger Handwerker jüdischen Glaubens in Berlin richtete jedenfalls an die jüdischen Glaubensgenossen „die Bitte, den dringenden Mahnrufen des Verfassers ein williges Gehör zu schenken“.<sup>2</sup>

Begeisterung und Leidenschaft kennzeichnen die Aktivitäten auf einem ganz anderen Gebiet: dem der „jung-jüdischen Dichtung“. Als Ergebnis der Beschäftigung mit der jüdischen Literatur erscheint 1907 die 288 Seiten umfassende Anthologie „Hebräische Melodien“. „Der Eintritt der Juden in die europäische Kultur“, so heißt es in der Einleitung, „war der Beginn einer neuen Revolution, die noch in unsere Tage hineinragt“. Die Juden seien „Führer in den Revolutionen des 19. Jahrhunderts“ und „emsige Mitarbeiter an einer neu emporsteigenden Kulturepoche“ gewesen.<sup>3</sup>

Im gleichen Jahr wird das Sammelwerk „Die Lösung der Judenfrage“ veröffentlicht. Das wegen seines dokumentarischen Wertes – u. a. enthält es Äußerungen von Thomas Mann und Rainer Marie Rilke – heute noch oft zitierte Werk enthält eine interessante Darstellung der zu jener Zeit vorhandenen Vorstellungen zur Lösung des Problems.<sup>4</sup>

Von besonderer Bedeutung ist der von Moses in den Jahren 1902 bis 1910 herausgegebene und wöchentlich in Berlin erscheinende „Generalanzeiger für die gesamten Interessen des Judentums“. Dieses Blatt – lebendig geschrieben und vor keinem Tabu zurückschreckend – ist geradezu eine Fundgrube für denjenigen, der sich über kämpferische Meinungen innerhalb des jüdischen

---

1 Julius Moses: Ein Denkmal für die Märzgefallenen, in: Das Blaubuch, Wochenschrift, Berlin, 4. Jg. Nr. 12 vom 18. März 1909

2 Dem inzwischen verstorbenen Ernst Hamburger, New York, bin ich zu Dank verpflichtet, daß er mir eine Ablichtung der selten gewordenen Veröffentlichung aus dem Bestand der New York Public Library zukommen ließ. Dr. Hamburger war vor 1933 Mitglied des Preussischen Abgeordnetenhauses.

3 Hebräische Melodien - Eine Anthologie, herausgegeben von Dr. Julius Moses, Berlin-Leipzig 1907

4 Die Lösung der Judenfrage - Eine Rundfrage veranstaltet von Dr. Julius Moses, Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbüro Curt Wiegand, 1907

Bereichs in jenen Jahren informieren will. Soweit ich es übersehen kann, ist der „Generalanzeiger“ noch nie Gegenstand einer größeren wissenschaftlichen Untersuchung gewesen.

Im Mittelpunkt steht immer wieder die Frage nach dem wirksamsten Weg zur Bekämpfung des Antisemitismus. So wird dem biederen „Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“ die Frage vorgelegt, was er damit meine, ein jeder solle den politischen Antisemitismus „in seiner Partei“ bekämpfen. „In welcher Partei“, fragt Moses provokativ in seinem Generalanzeiger zurück. „In der antisemitischen, der konservativen, der Zentrumspar- tei, bei den Polen können wir es nicht, in der Sozialdemokratie sollen und wollen es die deutschen Juden nicht, bei den Nationalliberalen? Sehr zweifel- haft! Bleibt also nur die liberale.“ Aber: „Die Tatsache, daß der größte Teil der Liberalen, besonders der Freisinnigen Volkspartei, in jedem Antisemiten grundsätzlich das kleinere Übel einem Sozialdemokraten gegenüber erblickt, ist jetzt schon eine so allgemeine geworden, daß wir uns kaum noch länger darüber wundern ...“.

In dieser Enttäuschung über die Liberalen deutet sich bereits die politische Konsequenz an, die bald darauf gezogen wird. Moses, der den politischen Kampf immer mit Humor zu verbinden gewußt hat, veröffentlicht 1903, ge- wissermaßen als Schlußpunkt nach der freisinnigen Blockbildung, eine Flug- schrift mit dem Titel „Was hat der Blockfreisinn bisher für den Fortschritt in Deutschland geleistet?“ Man schlägt die ansehnlich aufgemachte Broschüre auf ..., und stößt auf leere Blätter. Antwort auf die Frage: nichts!

Von Humor war die Rede: Moses hat sich in allen Stadien seines Lebens be- müht, durch eigenes Verhalten deutlich zu machen, daß auf dem Feld der geistigen Auseinandersetzung ohne persönliche Verunglimpfung des Gegners die schärfste Auseinandersetzung dann möglich ist, wenn sie mit Witz und Ironie vorangetragen wird. Darin lag auch seine Beliebtheit als Berliner Ab- geordneter. Der „Berliner Krakehler“ von 1848 lag ihm besonders am Her- zen. Im Jubiläumsjahr hat er ihm einen Artikel gewidmet.

Ab 1902 gab er im Verlag des Generalanzeigers gemeinsam mit Dr. Max Jungmann als Redakteur in Berlin den „Schlemiel“ heraus, das erste illust- rierte jüdische Witzblatt. Es war die Zeit der Diskussionen über den auf- kommenden Zionismus. Das Blatt nahm Theodor Herzl gegen seine im eige- nen Lager befindlichen Gegner in Schutz.

Man muß die Protokolle einer fiktiven „Nachtsitzung“ des Zionistenkongresses über den Antrag zur Schaffung einer "Zentrale für Schlemieligkeiten" gelesen haben, um nachzuempfinden, mit welcher ironischen Schärfe die verschiedenen Richtungen innerhalb des Judentums karikiert wurden. Alle kommen zu Wort: die Delegierten Max Nordau, Dr. Klee, Dr. Heinrich Löwe, Sir Francis Montefiore und auch (mit stürmischem Beifall und Händeklatschen begrüßt) Fräulein Dingsda. Schließlich schreitet der Präsident zur Abstimmung. Zunächst werden die Anträge „in 20 mögliche und 30 unmögliche Sprachen übersetzt“. Dann erklärt Dr. Herzl als völlig unparteiischer Vorsitzender: „Ich bitte nunmehr, indem ich, ohne die Abstimmung beeinflussen zu wollen, es für die Pflicht eines jeden erkläre, mit Ja zu stimmen, diejenigen, die mit Nein stimmen wollen, sich zwei Minuten ruhig zu verhalten. (Nach einer Pause) Der Antrag ist angenommen. (Stürmischer Beifall und Händeklatschen).“

Aber auch ganz simple Witze werden im Schlemiel gebracht. Ein Beispiel, allerdings in erster Linie für Kenner der Berliner Verhältnisse:

„Das Söhnchen des bekannten Warenhausbesitzers Tietz war zum ersten Male in den Religionsunterricht gegangen. Als der Knabe nach Haus kam, wurde er gefragt, wie es ihm in der Schule gefallen habe, worauf er entrüstet antwortete: Dorthin gehe ich nie wieder! Der Mann hat uns die ganze Stunde von Adam, Israel und Jordan erzählt, aber Tietz hat er nicht ein einziges Mal erwähnt.“

(Zum Verständnis: auch Adam, Israel und Jordan waren damals bekannte Berliner Kaufhäuser).

Oder diesen:

„In der Sektion B. des deutschen Alpenclubs haben sich bei der Wahl über neu aufzunehmende Mitglieder antisemitische Tendenzen gezeigt. Da deren Vertreter jedoch in der Minorität blieben, sind sie vor kurzem ausgetreten und haben eine eigene Sektion gebildet, die von der hinterbliebenen Majorität als Sektion Allgoi bezeichnet wird.“

Der „Schlemiel“ ist übrigens inzwischen zu einer Rarität geworden. Kaum eine Bibliothek hat ihn katalogisiert. Ein Jahrgang konnte vor einiger Zeit vom Direktor der Frankfurter Stadtbibliothek in einem Antiquariat in Tel Aviv erworben werden. Er gehört jetzt zur Grundausrüstung des Frankfurter Jüdischen Museums.

Übrigens ist der Generalanzeiger in schönen Exemplaren in der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz in Berlin erhalten geblieben. Die Nazis sind hier von der Sorgfalt preußischer Bibliotheksräte überlistet worden. Die schönen Lederbände mit dem roten Stempel „Preußische Staatsbibliothek“ wurden – als Bestandteil des „Giftschrankes“ – bombensicher ausgelagert ... und damit für die Nachwelt gerettet. Auch die Public Library in New York – wie ich mich überzeugen konnte – und natürlich die Bibliothek der Hebräischen Universität Jerusalem haben Exemplare.

Moses war leidenschaftlicher Sammler parlamentarischer Redeblüten. In seinem Nachlaß umfaßt die Sammlung einen ganzen Aktenordner. Viel Treffliches ist darunter.

Allgemein gültig bleibt sicher der Hinweis des Abgeordneten Dr. Ludwig Bamberger:

„Alles, was man nicht widerlegen kann, das nennt man Theorie, und alles, was man nicht nachweisen kann, das nennt man Praxis“.

Hierher gehört auch Bismarck:

„Wenn ich in Zukunft noch einmal im Reichstag von Lügen sprechen sollte, so meine ich mit Bezug auf Minister und Abgeordnete immer nur Irrtümer“.

Ganz aktuell wäre der Abgeordnete Richter:

„Das Vaterland kann ruhig sein: Preußen wird im Schuldenmachen hinter den übrigen Staaten nicht zurückbleiben“.

Diskussionsfähig bleibt schließlich auch der Hinweis des Abgeordneten Hoffmann in der Beamtendebatte:

„Wir müssen den Beamten zu einem festen Verhältnis verhelfen“.

Solche Beispiele fanden vielfältige Verwendung. Auf dem Höhepunkt der Weimarer Zeit, im Jahre 1928, wurden „Neue zehn Gebote“ veröffentlicht, „die dieser Moses für Reichstagsnovizen aufgestellt hat.“ Darin heißt es in Anspielung auf einen Kollegen: „Vergiß nicht, bei der Erörterung der Jugendprobleme der Regierung den Alkohol dringend ans Herz zu legen“. Aber es gab auch nach innen gezielte „Regeln für sozialdemokratische Redner im Reichstag“. Eine der Aufforderungen lautet: „Gebrauche recht häufig Fremdworte, sprich sie falsch aus oder betone sie an der falschen Stelle“.

Zunächst – wie auch sein späterer Reichstagskollege Dr. Rudolf Breitscheid – bei den Freisinnigen aktiv, schloß sich Moses 1910 der Sozialdemokratie an. Nur wenige Jahre zuvor hatte sich August Bebel in seiner berühmten Par-

teitagsrede zum Thema Antisemitismus geäußert. Mit dieser Weichenstellung schuf er sich die Basis, die ihm Ausgangspunkt für seine spätere Tätigkeit als Mitglied des Reichstags (von 1920 bis 1932) und Vorstandsmitglied von USPD und SPD wurde. Übrigens gibt es zwischen Moses und Breitscheid zahlreiche Parallelen. Beide gehörten der gleichen Generation an (1868 und 1874); beide kamen über die Freisinnigen zur SPD und zeichneten sich durch besondere rednerische Begabung aus. Und beide starben in nationalsozialistischen Lagern: Moses 1942 in Theresienstadt und Breitscheid 1944 in Buchenwald.

Der Schwerpunkt der öffentlichen Wirksamkeit von Moses liegt auf dem Gebiet der Gesundheitspolitik. Weit spannt sich der Bogen seiner ärztlichen und gesundheitspolitischen Tätigkeiten, die mit der Niederlassung als praktischer Arzt 1893 in Berlin–N. begannen. In seiner vorwiegend von Arbeiterfamilien besuchten Praxis hatte er die Erfahrung sammeln können, daß zwischen dem reichen Kindersegen der Proletarierfamilie und ihrer sozialen Notlage ein vielfältiger Zusammenhang bestand. So ist es nicht verwunderlich, daß er bald zu den konsequentesten Befürwortern der Geburtenbeschränkung zählte. Der zündende politische Funke sprang über, als er 1912 den „Gebärstreik“ propagierte.<sup>5</sup>

Als Moses und sein Kollege, der Berliner Stadtverordnete Dr. Alfred Bernstein, in einer systematischen Veranstaltungskampagne damit begannen, den Frauen ihr Recht am eigenen Leib klarzumachen und die Anwendung empfängnisverhütender Mittel empfahlen, fühlten sich die Exponenten des Kaiserreichs an einer offenbar sehr verwundbaren Stelle getroffen und brachen in helle Empörung aus. Der Oberst im Generalstab, Bauer, warnte in einem Memorandum die Oberste Heeresleitung vor den Konsequenzen, die durch einen Gebärstreik für die Bevölkerungsentwicklung und die Rekrutierung der Armee entstehen könnten.

In einer Verfügung vom 25. November 1912 ordnete der Berliner Polizeipräsident Traugott von Jagow („Ich warne Neugierige“) unter Hinweis auf Vorträge von Moses und Dr. Magnus Hirschfeld an, „im Interesse der Sittlichkeit die Veranstaltung von öffentlichen Vorträgen über Angelegenheiten des Geschlechtslebens“ nur noch dann zuzulassen, wenn diese Vorträge ausschließlich vor erwachsenen männlichen Personen stattfinden, und „daß dabei

---

5 Siehe hierzu Kurt Nemitz: Julius Moses und die Gebärstreikdebatte 1913, in *Jahrbuch des Instituts für deutsche Geschichte, Universität Tel Aviv*, Bd. II, 1973, S. 321 ff.

alles unterbleibt, was geeignet ist, sittlichen Anstoß zu erregen, insbesondere dabei keinerlei Fragestellung und –beantwortung über geschlechtliche Angelegenheiten stattfindet.“<sup>6</sup>

In der politischen Laufbahn von Moses stellt die Gebärstreikdebatte einen ersten Höhepunkt dar, der ihn in breiten Bevölkerungskreisen bekanntmacht und sein Ansehen als fachlich befähigten, überzeugungskräftigen und schlagfertigen Redner erheblich steigen läßt. Nicht nur die Konservativen fühlten sich bedroht, sondern ... auch die sozialdemokratischen Genossen, die im Hinblick auf die Massenbasis ebenfalls „Rekrutierungs“-Sorgen hatten. In der „Neuen Welt“ in der Hasenheide kam es zu Massenversammlungen, in denen Rosa Luxemburg und Klara Zetkin vom hohen Kothurn der Parteileitung der SPD versuchten, die Thesen des unbotmäßigen Genossen Dr. Moses zu widerlegen. Der Versuch mißlang. Statt dessen jubelten die Arbeiterfrauen dem bis dahin unbekanntem Doktor zu. Die „Tribüne“ meinte dazu kurz und bündig: „Rosa Luxemburg und Klara Zetkin wurden nach allen Regeln der Kunst besiegt“.

Schließlich nahmen sich auch die satirischen Blätter der Sache an. Im „Kladderadatsch“ erschien eine Karikatur, die die ägyptische Königstochter Rosa am Nil zeigt, wie sie den kleinen Dr. Moses findet. Darunter steht der Text: „So erklärt sich ihre Neigung *für* und seine Neigung *gegen* das häufige Gebären“. Die Popularität war gesichert.

Die eigentliche Bedeutung der Gebärstreikkampagne mag wohl darin zu sehen sein, daß sie die alte Debatte über die Alternative „Quantität oder Qualität des Bevölkerungswachstums“ auf den maßgebenden Bezugspunkt der sozialen Ausgestaltung der Gesellschaftsordnung fixierte und die Regulierung der Geburten-Zuwachsrates als eine Voraussetzung für die Wohlstandsmehrung und den Kulturaufstieg der Völker ansah. Zieht man den großen Bogen zu den heutigen Diskussionen über die „Familienplanung“ – die für die überbevölkerten Entwicklungsländer immer mehr von schicksalhafter Bedeutung wird – so wird man sagen können, daß die der Gebärstreik-Kampagne zugrunde liegenden Gedanken – wenn auch in veränderter Form – ein halbes Jahrhundert später in glänzender Weise bestätigt wurden.

---

6 Original im Nachlaß Moses. Hierzu Kurt Nemitz: Julius Moses - Nachlaß und Bibliographie, in Internationale Wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung (IWK), 10. Jg., Juni 1974, Heft 2, S. 219 ff

Als Mitglied des Reichsgesundheitsrates und gesundheitspolitischer Sprecher seiner Fraktion im Reichstag konnte er in vielfältiger Weise Einfluß ausüben. Eine besondere Rolle spielt hierbei die von Moses von 1921 bis 1933 in Berlin herausgegebene Zeitschrift „Der Kassenarzt“, in der die Kritiker der konservativen ärztlichen Standespolitik zu Wort kamen. Wer sich für die Schwerpunkte der gesundheitspolitischen Diskussion in der Weimarer Republik interessiert, wird nicht umhin kommen, sich auch intensiv mit den Argumentationslinien des „Kassenarzt“ zu beschäftigen.

In dem 1985 erschienenen Buch „Julius Moses und die Politik der Sozialhygiene in Deutschland“ hat der israelische Sozialhistoriker Daniel Nadav (Schriftenreihe des Instituts für deutsche Geschichte der Universität Tel Aviv, Bd. 8, Bleicher-Verlag, Gerlingen 1985) eine eindrucksvolle Darstellung seines Beitrags zur Entwicklung der Gesundheitspolitik gegeben.

Dabei sind besonders diejenigen Themenbereiche hervorzuheben, die auch in der Öffentlichkeit zu lebhaften Diskussionen führten. Da ist zunächst der ganze Komplex der vorbeugenden Gesundheitspflege und Hygieneerziehung zu nennen. Moses ist, wie Nadav herausgearbeitet hat, der wichtigste Initiator der Reichsgesundheitswoche gewesen, die vom 18. bis 25. April 1926 zum ersten Mal stattgefunden hat.

In dem von Prof. Dr. Adam im Auftrage des Reichsausschusses für hygienische Volksbelehrung herausgegebenen Bericht über „Die Reichsgesundheitswoche 1926“ wird ebenfalls darauf hingewiesen, dass es Moses war, der den Krankenkassenverbänden diese Anregung gegeben und im Reichstag die Bewilligung der dann auch genehmigten 400 000,— RM beantragt habe.<sup>7</sup> Bei der Auswertung der gesammelten Erfahrungen erklärte der spätere Präsident des Reichsgesundheitsamtes, Dr. Hamel, im Hauptausschuss des Reichstags: „Die Reichsgesundheitswoche hat das Reichsministerium des Innern mit zahlreichen Kreisen in engere Berührung gebracht, mit denen früher diese Fühlung nicht im gleichen Masse bestand. Hierbei ergaben sich zwei Überraschungen: Einmal das ausserordentlich Zeitgemässe der seinerzeit von Herrn Dr. Moses zuerst bekanntgegebenen Idee der Reichsgesundheitswoche und andererseits die begeisterteste allseitige Zustimmung aller zur Mitarbeit aufgeförderten Kreise.“<sup>8</sup>

---

7 „Die Reichsgesundheitswoche 1926“, herausgegeben im Auftrag des Reichsausschusses für hygienische Volksbelehrung von C. Adam, Verlag von P. C. W. Vogel, Leipzig 1928, S. 2 und 10

8 179. Sitzung am 18. März 1926

Wie sehr Moses darum bemüht war, die breite Masse der arbeitenden Bevölkerung für gesundheitspolitische Fragen zu interessieren, zeigen auch seine Bemühungen um die aktive Mitwirkung der Gewerkschaften und Betriebsräte. Durch die Mitwirkung der Betriebsräte müsse „die hygienische Belehrung der Arbeiterschaft belebt, systematisiert, organisiert und vereinheitlicht werden.“ Von einzelnen Gewerkschaften werde gewiss schon einiges getan, aber „jede Gewerkschaft arbeitet für sich. Es ist keine Zentrale da, in der alles zusammengefasst werden könnte, und vor allem kein Zusammenhang mit den Versicherungsträgern, den Krankenkassen und Berufsgenossenschaften.“<sup>9</sup>

In diesem ständigen Bemühen um die Schaffung einer breiten Basis im Volke, in dem Ringen um aktive Mitarbeit aller Staatsbürger an der Gemeinschaftsaufgabe der Besserung und Sicherung der Volksgesundheit ist sicher eines der wesentlichen Merkmale der gesundheitspolitischen Tätigkeit von Julius Moses zu sehen.

Der zweite Bereich seiner Argumentation umfasst nun konsequenterweise die institutionelle Verankerung dieser Aufgabe in einem reorganisierten Gesundheitswesen.<sup>10</sup>

Am 16. März 1921 begründete er im Reichstag anlässlich der Haushaltsdebatte den Antrag, „so bald als möglich ein selbständiges Reichsministerium für Volksgesundheit unter fachmännischer Leitung einzurichten.“ Mit dieser Rede werden weitgehend die Ziele seiner Bemühungen abgesteckt, die auch in der folgenden Zeit massgebend sein sollten. Moses erinnerte daran, dass bereits Rudolf Virchow 1848 die Forderung nach einem selbständigen Gesundheitsministerium erhoben habe. Auch Professor Grotjahn habe in seinen Vorschlägen für die Erneuerung des Erfurter Programms der SPD die Bildung eines „Reichsministeriums für Gesundheitspflege und soziales Versicherungswesen“ verlangt. Auf keinem Gebiet sei eine einheitliche Gesetzgebung für das ganze Reich notwendiger als auf dem Gebiet des öffentlichen Gesundheitswesens, „schon um der Zerfahrenheit und der Unterschiedlichkeit in der Behandlung gemeinsamer Gesundheitsangelegenheiten ein Ende zu bereiten.“

---

9 Julius Moses: „Betriebsräte und gesundheitsschutz“, Presseartikel (ohne Datum), Nachlass Dr. Moses

10 Hierzu Kurt Nemitz: Die Bemühungen zur Schaffung eines Reichsgesundheitsministeriums in der ersten Phase der Weimarer Republik 1918 – 1922, in *Medizinhistorisches Journal*, Bd. 16, 1981, Heft 4, S. 424 ff.

Mit der Reichstagsdebatte im Jahre 1921 hatte die Diskussion um die Reform des Gesundheitswesens einen vorläufigen Höhepunkt erreicht. Wenn auch kein unmittelbarer Erfolg zu verzeichnen war, so hatte sich jedoch eine solide und überzeugungskräftige Linie der Argumentation herausgeschält, auf die sich namhafte Exponenten aus verschiedenen politischen Gruppen im grossen und ganzen einigen konnten. Da die sofortige Errichtung eines Ministeriums nicht erreichbar schien, einigte man sich – übrigens auch mit Einschluss des Abgeordneten D. Dr. Schreiber vom Zentrum – darauf, dass eine solche Entwicklung angestrebt werden sollte, sobald dies die Umstände zuliesse. Nicht ohne Resignation hatte Dr. Schreiber formuliert: „Aber eines ist gewiss: weil wir ein grosser Kulturstaat sind, können wir wenigstens in der weiten Ferne einmal das grosse Ziel aufleuchten lassen, auch damit unter die grossen Kulturturnationen“ zu treten.

Als Moses im Jahre 1926 anlässlich der 50-Jahres-Feier des Reichsgesundheitsamtes der Festversammlung die Grüsse des Reichstagspräsidenten Paul Löbe überbrachte, knüpfte er an diese Gedankengänge an und sprach die Hoffnung aus, „dass in künftiger Zeit das Reichsgesundheitsministerium als diejenige Institution anerkannt wird, von der gewaltige Kulturtaten nicht nur wissenschaftlicher, sondern auch sozialer Natur ausgehen würden.“<sup>11</sup> Was das Reichsgesundheitsamt angehe, so sei es zu bedauern, dass diese Institution neben ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit nur Aufgaben beratender und begutachtender Natur zu erfüllen habe. Die Wünsche seiner Freunde gingen schon längst dahin, den Aufgabenkreis des Reichsgesundheitsamtes in legislativer und exekutiver Hinsicht erweitert zu sehen.

Der dritte Bereich, der damals ebenso wie heute kontrovers diskutiert wird, umfaßt den Abtreibungsparagraphen 218. Moses, der die Forderung nach Abschaffung dieses Paragraphen vor allem unter sozialen Aspekten vortrug, hat sich sowohl im Reichstag wie auch in zahlreichen Vorträgen und Artikeln zu diesem Thema geäussert. Er war es, der z.B. in der wichtigen Sitzung des Rechtsausschusses des Reichstag am 17. und 18. Dezember 1924 den Antrag begründete, „die in den §§ 218 und 219 des Strafgesetzbuches bezeichneten Handlungen“ als „nicht strafbar“ zu bezeichnen, „wenn sie von einem staatlich anerkannten, approbierten Arzt innerhalb der ersten drei Monate der Schwangerschaft“ vorgenommen werden.

---

11 Bericht in „Der Kassenarzt“, 3. Jg., Nr. 25/26, 3. Juli 1926, S. 11

Mit diesem Wortlaut brachte sodann die SPD-Fraktion am 4. Februar 1925 im Reichstag den Entwurf zur Abänderung des Strafgesetzbuches ein. Zu den Unterzeichnern des Antrages gehören Moses, der inzwischen in den Vorstand der SPD gewählt worden war, sowie u. a, die Abgeordneten Frau Juchacz, Frau Nemitz und Frau Schroeder. Der Antrag wurde mit 14 gegen 12 Stimmer im Ausschuss abgelehnt. Aber Moses und seine Mitstreiter liessen nicht locker.

Unter Berücksichtigung der vorgebrachten Argumente brachte Moses gemeinsam mit den Abgeordneten Frau Pfülf, Frau Nemitz, Frau Agnes, Frau Dr. Stegmann und Chrispien einen Eventualantrag ein, der folgenden Wortlaut hat:

„An Stelle der §§ 218, 219 und 220 des Strafgesetzbuches tritt folgender neuer § 218:

#### §218

Eine Frau, die ihre Frucht im Mutterleibe oder durch Abtreibung tötet oder die Tötung durch einen anderen zulässt, wird mit Gefängnis bestraft. Ebenso wird ein anderer bestraft, der eine Frucht im Mutterleibe oder durch Abtreibung tötet: Der Versuch ist strafbar; in besonders leichten Fällen kann das Gericht von Strafe absehen.

Wer die im Abs. 2 bezeichnete Tat ohne Einwilligung der Schwangeren oder gewerbsmässig begeht, wird mit Zuchthaus bestraft. Ebenso wird bestraft, wer einer Schwangeren ein Mittel oder Werkzeug zur Abtreibung der Frucht gewerbsmässig verschafft.“<sup>12</sup>

Diese wesentlich abgemilderte Fassung steht im Ausschuss am 2. März 1926 zur Diskussion. Auf Antrag des Vorsitzenden D. Dr. Kahl (DV) werden im dritten Absatz die Worte „in besonders leichten Fällen kann das Gericht von Strafe absehen“ noch gestrichen. Dafür wird auf Antrag des Abgeordneten Dr. Rosenfeld (SPD) am Schluss folgender Satz angefügt: „Sind mildernde Umstände vorhanden, so tritt Gefängnisstrafe nicht unter 3 Monaten ein.“<sup>13</sup>

Es ist hier nicht der Ort, ausführlich der weiteren Geschichte der Diskussion über den Paragraphen 218 nachzugehen. Es sollte vor allem gezeigt werden,

---

12 Reichstag III. Wahlperiode, 13. Ausschuss (Rechtspflege), Eventualantrag Nr. 149 zum Antrag Nr. 474 vom 18. Dez. 1925

13 Reichstag III. Wahlperiode, 63. Sitzung des 13. Ausschusses (Rechtspflege) am 2. März 1926

mit welcher Intensität die Debatte geführt wurde. Zahlreiche Argumentationslinien, die in der heutigen aktuellen Diskussion eine Rolle spielen, sind damals schon vorformuliert worden. 1926 meinte Moses anlässlich eines erfreulichen Zwischenergebnisses, die Frauen „werden uns dankbar dafür sein,“ dass wir eine „Milderung als Anfangserfolg unserer jahrelangen Arbeit buchen dürfen.“ Angesichts der zahlreichen Rückschläge richtete er seinen Blick in die Zukunft; „Der Abtreibungsparagraph wird und muss in Deutschland beseitigt werden. Wenn auch nicht heute oder morgen, so doch vielleicht in wenigen Jahren. Die Ueberzeugung von seiner Ungerechtigkeit, Gefährlichkeit und Wertlosigkeit wird sich durchsetzen.“<sup>14</sup>

Der vierte Komplex umfaßt die Debatten über das Gesetz zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Auch hier werden von Moses besonders die sozialen Aspekte – z.B. bei der Prostitution – hervorgehoben. Anlässlich der Verabschiedung des Gesetzes am 21.1.1927 eröffnet er die Reichstagsdebatte als einziger Sprecher der SPD. Im gleichen Jahr wird der von ihm und C. Geyer formulierte Gesetzes – Kommentar veröffentlicht. In vieler Beziehung weist dieses Gesetz auf neue Wege.

#### IV.

In der Zeit seiner Tätigkeit als Mitglied des Reichstags ist Moses aber nicht nur auf dem Feld der Gesundheitspolitik, sondern auf zahlreichen anderen Gebieten tätig. So wirkt er aktiv im parlamentarischen Untersuchungsausschuß über die Ursachen des Zusammenbruchs im Jahre 1918 mit. Er wird zum Berichterstatter über die Frage des Verhaltens des Deutschen Reichstages im Weltkrieg bestimmt und weist die Legende von der angeblichen „Drückebergerei“ der Juden im Weltkrieg zurück.

Von besonderer Bedeutung, auch aus heutiger Sicht, waren die Untersuchungen, die Moses über die gesundheitlichen Auswirkungen der Arbeitslosigkeit anstellte. Seine 1931 veröffentlichte Denkschrift „Arbeitslosigkeit: ein Problem der Volksgesundheit“ enthält zahlreiche Thesen, die auch heute angesichts der skandalösen Gewöhnung an hohe Arbeitslosenquoten, von großer Aktualität sind. Für Moses ist die Arbeitslosigkeit ein „sozialer Krankheitsfaktor“. Folgerichtig ist für ihn, wie die Sozialversicherung als Ganzes, auch „die Arbeitslosenfürsorge ein Teil der öffentlichen Gesundheitspolitik. Diese gesundheitliche Bedeutung der Arbeitslosigkeit wird leider von der Gesetz-

---

14 Originalmanuskript, Nachlass Dr. Moses

gebung nicht beachtet.“<sup>15</sup> So Moses vor über einem halben Jahrhundert. Und wie steht es mit solchen Thesen eigentlich heute?

Ein anderes Gebiet seiner parlamentarischen Tätigkeit umfaßt die Wissenschaftspolitik und Forschungsförderung. Im Jahre 1929 kommt es zu einem öffentlichen Skandal, als er im Reichstag die Förderung antisemitischer Machwerke durch die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaften aufdeckt. Über diese aufschlußreiche Episode habe ich vor einigen Jahren im Jahrbuch des Instituts für deutsche Geschichte der Universität Tel Aviv berichtet.<sup>16</sup>

In den letzten Jahren der Republik gehört Moses zu denjenigen, die rechtzeitig vor den Gefahren des Nationalsozialismus warnen. Er sieht die Tötung unheilbar Kranker voraus und wehrt sich gegen die Hetze gegen jüdische Ärzte. 1931 berichtet er über „Nationalsozialistische Ärzte als Provokateure“. Noch am 25. Januar 1933 warnt er in seiner Zeitschrift „Der Kassenarzt“ vor dem „Pg. Conti im Preußischen Innenministerium“. Dann nimmt die Tragödie ihren Lauf.

## V.

Bei Diskussionen über die Ursachen des Zusammenbruchs der Weimarer Republik wird oft die Frage gestellt, welche Rolle in diesem Zusammenhang die Akademiker und Universitäten – und auch die Ärzte – in den entscheidenden Jahren vor 1933 gespielt haben. Tatsächlich bleibt es aus heutiger Sicht immer noch schwer erklärbar, wie es geschehen konnte, dass die Nationalsozialisten in vielen Bereichen des Geisteslebens – und auch bei den Ärzten – die „Gleichschaltung“ in kürzester Zeit vollziehen konnten, ohne auf nennenswerten Widerstand zu stoßen.

Für den Medizinhistoriker mag es von Interesse sein, die Gedankengänge nachzuvollziehen, die Moses hierzu schon vor der NS-Machtergreifung äußerte. In einem längeren Artikel über „Die Hetze gegen jüdische Ärzte“ im „Israelitischen Familienblatt“ vom 7. Juli 1932 bewertet er den damals grassierenden Antisemitismus in der Ärzteschaft als Bestandteil einer „sozialhy-

---

15 Arbeitslosigkeit: ein Problem der Volksgesundheit, Eine Denkschrift für Regierung und Parlamente, überreicht von Dr. Julius Moses, Mitglied des Reichstages, Mitglied des Reichsgesundheitsrates, Berlin 1931, S. 11

16 Kurt Nemitz: Antisemitismus in der Wissenschaftspolitik der Weimarer Republik: „Der Fall Ludwig Schemann“, in Jahrbuch des Instituts für deutsche Geschichte der Universität Tel Aviv, Band XII, 1983, S. 377 - 407

gienischen Krise von noch nicht absehbarem Ausmaße“. Jüdische und christliche Ärzte müßten zusammenarbeiten, um die drohenden Gefahren für die Volksgesundheit abzuwehren. Die Versuche, „eine weltanschaulich maskierte, in Wirklichkeit aber wirtschaftlich begründete Kluft zwischen den Ärzten verschiedener Konfession aufzureißen“, sei eine „Gewissenlosigkeit sondergleichen“. Wenn die Antisemiten ihre Torheiten weiter verfolgen würden, „dann müßten sie sich auf den Standpunkt stellen, daß z.B. „wissenschaftliche Forschungsergebnisse jüdischer Mediziner den Nichtjuden nicht mehr zugute kommen“ und „jüdische Ärzte ihr Wissen Nichtjuden nicht mehr zur Verfügung stellen dürften!“. Heute wissen wir, dass gerade diese zivilisationsfeindlichen Ideen antisemitischer Heißsporne staatlich verordnete Realität wurden und sogar den Beifall breiter Kreise fanden.

Die Aggressivität der Sprache und die Ausbrüche an Haß nahmen auch in ärztlichen Verbandskreisen fast unüberbietbare Formen an. So veröffentlichte z.B. der „Nationalsozialistische deutsche Ärztebund“ einen Aufruf, in dem es u.a. heißt:

„...Es gibt wohl kaum einen Beruf, der für Größe und Zukunft der Nation so bedeutungsvoll ist wie der ärztliche; kein anderer ist seit Jahrzehnten schon so straff organisiert. Aber keiner ist auch so verjudet wie er und so hoffnungslos in volksfremdes Denken hineingezogen worden. Jüdische Dozenten beherrschen die Lehrstühle der Medizin, entseelen die Heilkunst und haben Generation um Generation der jungen Aerzte mit mechanischem Geist durchtränkt. Jüdische „Kollegen“ setzten sich an die Spitze der Standesvereine und der Aerztekammern; sie verfälschten den ärztlichen Ehrbegriff und untergruben arteigene Ethik und Moral. Jüdische „Kollegen“ wurden in der Standespolitik maßgebend, ihnen verdanken wir, dass händlerischer Geist und unwürdige geschäftliche Einstellung sich immer mehr in unseren Reihen breit machen. Und das Ende dieser grauenhaften Entwicklung ist die wirtschaftliche Verelendung, das Absinken unseres Ansehens im Volk und der immer geringer werdende Einfluß bei Staat und Behörden ... Es geht nicht an, dass der ärztliche Stand mitten in einem deutschen Deutschland eine jüdisch-freimaurerische Enklave bildet!

Deshalb rufen wir heute die gesamte deutsche Aerzteschaft auf: Säubert die Führung unserer Organisationen, fegt alle hinweg, die die Zeichen der Zeit nicht verstehen wollen, macht unseren Stand in Leitung und Geist wieder Deutsch, so wie es Reich und Volk in diesen Wochen geworden sind.“ Soweit der Aufruf des NS-Ärztebundes.

Ein grosser Teil der Aggressivität, die in diesen und ähnlichen Äußerungen zum Ausdruck kam, entlud sich besonders auch auf Moses. Aus dem Blickwinkel nationalsozialistischer Eiferer war er – als jüdischer Arzt und dazu noch als prominenter sozialdemokratischer Parlamentarier der ohnehin verhassten Weimarer Republik – ein besonders geeignetes Angriffsziel für Beschimpfungen aller Art.

Hinzu kam die Tatsache, dass die zahlreichen Auseinandersetzungen z.B. mit den Standesorganisationen zu einer Verhärtung der Fronten geführt hatte. Nach der Machtübernahme fühlte sich so mancher Verbandsfunktionär ermutigt, an den früheren Diskussionspartnern und Gegnern „Rache“ zu nehmen. So forderte z.B. der Schriftleiter der vom „Verband der Ärzte Deutschlands (Hartmannbund)“ herausgegebenen „Ärztlichen Mitteilungen“, der aus dem deutsch-nationalen Lager kommende Dr. med. Haedenkamp am 23. März 1933 (34. Jg. Nr.12, S.266) – offenbar auch mit der Absicht der Anbiederung an die NS-Oberen: „Hoffentlich verschwindet Dr. Moses baldigst aus dem Reichsgesundheitsrate!“. Schließlich gab es neue Funktionen zu besetzen! Und als der „Frankenführer“ Julius Streicher anlässlich der 1935 in Nürnberg stattfindenden Ausstellung „Deutsche Volksheilkunde“ wieder einmal „die verhängnisvolle Rolle des Judentums“ geißelte, war in den Ärztlichen Mitteilungen in üblicher diffamierender Weise vom „jüdisch-kommunistischen Arzt Dr. Moses“ die Rede, obwohl Moses Sozialdemokrat war und so manchen Strauß mit den Kommunisten ausgefochten hatte.

Übrigens soll an dieser Stelle eingefügt werden, daß Moses nicht nur bei den Nationalsozialisten in Ungnade stand, sondern auch bei den kommunistischen Machthabern der früheren DDR. Da er eben *nicht* Kommunist war, sondern Sozialdemokrat, war er in DDR-Zeiten als „Revisionist“ verfeimt und wurde deshalb totgeschwiegen.

Aber kehren wir zum Jahr 1933 zurück.

Moses gehörte zu denjenigen Politikern der Weimarer Republik, die nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten – obwohl als Parlamentarier und als Jude doppelt gefährdet – das Schicksal auf sich nahmen, an der Stätte ihres politischen Wirkens, in Berlin, zu bleiben. Die Selbstverständlichkeit, mit der er diese Entscheidung traf, entsprach der Überzeugungskraft eines gereiften Politikers, der auch Schicksalsschläge ungebeugt auf sich nimmt, und einem tief verwurzelten Zugehörigkeitsgefühl zur Kultur und zu den Menschen seines Heimatlandes. Gleichwohl mag er auch dadurch maßgebend

beeinflusst worden sein, daß er 1933 schon 65 Jahre alt war und auf ein erfülltes Leben zurückblicken konnte.

Hinzu kam die enge Bindung an den Berliner Freundeskreis um den früheren Reichstagspräsidenten Paul Löbe, die spätere Bürgermeisterin Louise Schröder und die frühere Reichstagsabgeordnete Anna Nemitz.<sup>17</sup> Jahrelang trafen sich die Freunde, mal in der einen, mal in der anderen Wohnung, oder bei einem Spaziergang im Grunewald, bei dem ich so manches mal mitgehen durfte. Diese Freundschaft hat, trotz aller Gefährdungen, die schwersten Stürme überstanden. Sie war überdies auch Kristallisationspunkt für einen größeren Kreis Gleichgesinnter, der engen Kontakt hielt.

So bringt z.B. der 70. Geburtstag am 2. Juli 1938 für meinen Vater noch einmal eine große Aufmunterung. „Fast kann ich es selbst nicht glauben“, so notiert er es wenige Tage danach, „aber Tatsache ist, daß 51 Personen bei mir gewesen sind und mir persönlich Glückwünsche ausgesprochen haben. 58 Briefe und Karten sind bei mir eingegangen, und 21 Freunde haben mir telefonisch gratuliert. Gewiß kein Vergleich mit zehn Jahren vorher. Aber doch: ich bin nicht vergessen ...“.

Nach 1933 hatte Moses, Zeit seines Lebens voller Schaffenskraft und an Betriebsamkeit gewöhnt, unter der erzwungenen Untätigkeit besonders zu leiden. Als Arzt hatte er seit langem nicht mehr praktiziert (gleichwohl wurde ihm 1938 die Zulassung aberkannt). So reifte der Gedanke heran, Erinnerungen zu schreiben und den umfangreichen Aktenbestand zu ordnen. Er wußte, daß er dabei das Risiko des Verlustes einkalkulieren mußte. Aber allen Belastungen zum Trotz nutzte er die noch verbliebene Zeit, seine Gedanken und Ansichten für die kommenden Generationen festzuhalten.

Seine Botschaft ist angekommen. Anna Nemitz – während der Nazi-Zeit als ehemalige Reichstagsabgeordnete selbst gefährdet – hat den Nachlaß in ihrem Haus in Berlin-Köpenick (versteckt unter dem Kohlenhaufen im Heizungskeller) für die Nachwelt aufbewahrt.

Im Juni 1942 wurde Moses, 74jährig, nach Theresienstadt deportiert. Über die letzten Wochen liegt ein erschütternder Bericht von Hermann Wolff vor,

---

17 Siehe hierzu Kurt Nemitz: Anna Nemitz - Blätter der Erinnerung, Hrsg. Sozialpädagogisches Institut Berlin 1988, 151 S. ISBN 3-924. 061-21-1

der im Mai 1944 fliehen konnte, bei sozialdemokratischen Freunden in Berlin ein Versteck fand und das Inferno überlebte.

Ich zitiere: „Als Häftling 1/39 – 3250 kam ich am 6. August 1942 in das Lager Theresienstadt“, so heißt es in dem Bericht, „woselbst ich sofort auf die Suche nach meinen Berliner Freunden und Bekannten ging. Ich fand wenige Tage später Dr. Moses als sogenannten 'prominenten Häftling', mit 10 Herren ein Zimmer teilend, auf dem Boden liegend, nur notdürftig mit einer Decke zugedeckt, sehr unter nagendem Hunger leidend, aber voller Hoffnung auf eine baldige bessere Zukunft“. Moses habe ihm aufgegeben, bei geglückter Flucht über das Leben im Lager, über seine Hoffnung auf den Sieg über die Unmenschlichkeit und insbesondere über seine Sorgfalt zu berichten, die er dem Abgeordneten Hoch zuteil werden ließ. „Herr Hoch, der gleichfalls sehr unter dem Hunger litt, war oft leichtsinnig bei Aufnahme verdorbener Speisen, insbesondere Brot, das fast immer stark verschimmelt, starke Darmbeschwerden hervorrief, die den an sich geschwächten Körpern, bei meist dreimaliger Wiederholung, den Erschöpfungstod brachten. ... Einige Tage nach dem Ableben des Herrn Hoch verstarb auch Dr. Moses in der zum Krankenhaus hergerichteten Geniekaserne“. Seine letzten Worte hatten „immer erneut etwas Prophetisches an sich“.

Der Tod kam am 24. September 1942. In der Todesurkunde wird bescheinigt, daß die Beerdigung auf dem Ghettofriedhof am 27. September 1942, Reihe 68, Schacht D, stattfand. Nach dem Kriege konnte ich in Theresienstadt an der Stelle, an der er die letzte Ruhe fand, einen Stein niederlegen.

## VI.

Was bleibt zu tun? Wo liegt unsere Verantwortung? Diese Frage haben wir uns alle gestellt, wenn uns Schmerz und Trauer überwältigten. Das erste ist: Erinnerung bewahren und der Opfer gedenken, so wie es durch diese Veranstaltung geschieht. Hierzu gehört auch die Entschlossenheit, aus der Vergangenheit zu lernen.

Über das Erinnern hinaus ist aber noch ein weiteres möglich und nötig. Hannah Arendt hat in ihrem Nachruf auf Karl Jaspers einen Hinweis gegeben: man wahrt das geistige Erbe sinnvoll, wenn man es in der Gegenwart produktiv zur Geltung bringt. Hier liegt eine Perspektive, die uns alle angeht und die besonders für die nächste Generation von Bedeutung ist.

Als Moses in der Zeit nach 1933 daran ging, seine Erinnerungen zu schreiben, war er sich dieser Kontinuität voll bewußt. Insoweit sind seine Gedanken, die er vor allem in dem umfangreichen Briefwechsel mit dem nach Palästina ausgewanderten Teil der Familie äußerte, nicht in erster Linie Ausdruck von Resignation, sondern vor allem Dokumente eines auf humanistischer Tradition aufbauenden Menschentums. Dieser Triumph wird um so deutlicher, je mehr sich der Blick über den Horizont in jene Zeiten ausweitet, die nach dem bevorstehenden Desaster kommen werden, in der die kommende Generation – dann in einer veränderten Welt – das Steuer in die Hand nimmt. Nicht der Isolierte erbittet Trost, sondern der Eingeschlossene findet Worte der Aufmunterung für die in Freiheit Befindlichen.

Und das geistige Erbe? Wurde es nicht letzten Endes doch produktiver zur Geltung gebracht, als manche von uns glauben? Der israelische Historiker Shlomo Na'aman – der Autor der bedeutenden Lassalle-Biographie – hat dies in seinem Vorwort zu Nadavs Buch über Moses zum Ausdruck gebracht, als er darauf hinwies, in welchem starkem Umfang die in der Weimarer Zeit entwickelten wissenschaftlichen und schöpferischen Gedanken „eine neue Phase der Gesellschaftsinitiativen in aller Welt“ ausgelöst haben. Ich muß gestehen, daß mich diese Interpretation stark berührt hat.

Tatsächlich haben viele aus Deutschland vertriebene jüdische Wissenschaftler (unter ihnen auch zahlreiche namhafte Mediziner) in ihren neuen Heimatländern diejenigen Vorhaben verwirklicht, die sie hier nicht mehr realisieren konnten. Dies gilt für die angelsächsischen Länder, vor allem aber auch für Israel. „Es braucht nur an die Verwirklichung der gegenseitigen Hilfe in Medizin und sozialer Vor- und Fürsorge erinnert zu werden“, schreibt Na'aman.

Was uns im wiedervereinigten Deutschland anbetrifft, so meine ich allerdings, dass noch vieles zu tun übrigbleibt, um über das Erinnern hinaus jene geistigen Kräfte zu mobilisieren, die einst in der großen Periode des fruchtbaren Wirkens deutscher Juden in Wissenschaft, Kultur und Politik angelegt und entwickelt worden sind.



Bisher sind in der Reihe

**„Oldenburgische Beiträge zu Jüdischen Studien“**

folgende Bände erschienen:

---

- 1 Reinhard Pirschel: Dialogisches Prinzip nach Martin Buber und Konzepte zur Förderung von behinderten Kindern und Jugendlichen. – 1998. – 298 S.  
ISBN 3-8142-0626-6 ⇒ € 8,20
- 2 Isabell Schulz-Grave: Lernen im Freien Jüdischen Lehrhaus. – 1998. – 145 S.  
ISBN 3-8142-0647-0 ⇒ € 7,70
- 3 Sabine Armbrrecht: Verkannte Liebe. Maximilian Hardens Haltung zu Deutschland und Judentum. – 1999. – 266 S.  
ISBN 3-8142-0653-3 ⇒ € 10,30
- 4 Jochen Hartwig: „Sei was immer du bist“. Theodor Lessings wendungsvolle Identitätsbildung als Deutscher und Jude. – 1999. – 310 S.  
ISBN 3-8142-0690-8 ⇒ € 10,30
- 5 Ursula Blömer / Detlef Garz (Hg.): „Wir Kinder hatten ein herrliches Leben ...“. Jüdische Kindheit und Jugend im Kaiserreich 1871-1918. – 2000. – 321 S.  
ISBN 3-8142-0719-X ⇒ € 10,30
- 6 Friedemann W. Golka / Wolfgang Weiß (Hrsg.): Joseph. Bibel und Literatur. Symposium Helsinki / Lathi 1999. – 2000. – 124 S.  
ISBN 3-8142-0716-5 ⇒ € 7,70
- 7 Kurt Nemitz: Die Schatten der Vergangenheit. Beiträge zur Lage der intellektuellen deutschen Juden in den 20er und 30er Jahren. – 2000. – 156 S.  
ISBN 3-8142-0717-3 ⇒ € 7,70
- 8 Barbara Busch: Berthold Goldschmidts Opern im Kontext von Musik- und Zeitgeschichte. – 2000. – 499 S.  
ISBN 3-8142-0747-5 ⇒ € 15,40
- 9 Ursula Blömer / Sylke Bartmann (Hrsg.) – unter Mitarbeit von Hans-Peter Geis, Ilse Riemer und Arno Wanders: „Dunkel war ueber Deutschland. Im Westen war ein letzter Widerschein von Licht“. Autobiographische Erinnerungen von Friedrich Gustav Adolf Reuß mit einem Nachwort von Frederick Joseph Reuss. – 2001 – 180 S.  
ISBN 3-8142-0774-2 ⇒ € 10,70

- 10 Nicolaus Heutger: Die Fülle an Weisheit und Erkenntnis. Festschrift zum 70. Geburtstag. – 2001. – 197 S.  
ISBN 3-8142-0792-0 ⇒ € 14,00
- 11 Christel Goldbach: Distanzierte Beobachtung: Theodor Wolff und das Judentum. – „es sind zwar nicht meine Kerzen, aber ihr Licht ist warm.“ 2002. – 269 S.  
ISBN 3-8142-0795-5 ⇒ € 9,00
- 12 Eva Stein: Subjektive Vernunft und Antisemitismus bei Horkheimer und Adorno. – 2002. – 177 S.  
ISBN 3-8142-0807-2 ⇒ € 7,80
- 13 Heike Krösche: „Ja. Das Ganze nochmal“. Lion Feuchtwanger: Deutsch-Jüdisches Selbstverständnis in der Weimarer Republik. – 2004. – 220 S.  
ISBN 3-8142-0827-7 ⇒ € 9,50
- 14 Sylke Bartmann / Ursula Blömer / Detlef Garz (Hrsg.): „Wir waren die Staatsjugend, aber der Staat war schwach“. Jüdische Kindheit und Jugend in Deutschland und Österreich zwischen Kriegsende und nationalsozialistischer Herrschaft. – 2003. – 440 S.  
ISBN 3-8142-0865-X ⇒ € 12,00
- 15 Ursula Blömer: „Im uebrigen wurde es still um mich“. Aberkennungsprozesse im nationalsozialistischen Deutschland. – 2004. – 267 S.  
ISBN 3-8142-0906-0 ⇒ € 10,00

Vorstehende Titel können bezogen werden über:

BIS-Verlag  
der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg  
z. Hd. Frau Barbara Šip  
Postfach 25 41  
26015 Oldenburg  
Telefon: 0441/798-2261  
Telefax: 0441/798-4040  
E-Mail: [verlag@bis.uni-oldenburg.de](mailto:verlag@bis.uni-oldenburg.de)  
Internet: [www.bis.uni-oldenburg.de](http://www.bis.uni-oldenburg.de)